

Konrad Weller

Alles bleibt anders

Kontinuität und Zyklizität
der sexuellen Liberalisierung



Psychosozial-Verlag

Konrad Weller
Alles bleibt anders

Die Reihe ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT sucht den Dialog: Sie ist interdisziplinär angelegt und zielt insbesondere auf die Verbindung von Theorie und Praxis. Vertreter_innen aus wissenschaftlichen Institutionen und aus Praxisprojekten wie Beratungsstellen und Selbstorganisationen kommen auf Augenhöhe miteinander ins Gespräch. Auf diese Weise sollen die bisher oft langwierigen Transferprozesse verringert werden, durch die praktische Erfahrungen erst spät in wissenschaftlichen Institutionen Eingang finden. Gleichzeitig kann die Wissenschaft so zur Fundierung und Kontextualisierung neuer Konzepte beitragen.

Der Reihe liegt ein positives Verständnis von Sexualität zugrunde. Der Fokus liegt auf der Frage, wie ein selbstbestimmter und wertschätzender Umgang mit Geschlecht und Sexualität in der Gesellschaft gefördert werden kann. Sexualität wird dabei in ihrer Eingebundenheit in gesellschaftliche Zusammenhänge betrachtet: In der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist sie ein Lebensbereich, in dem sich Geschlechter-, Klassen- und rassistische Verhältnisse sowie weltanschauliche Vorgaben – oft konflikthaft – verschränken. Zugleich erfolgen hier Aushandlungen über die offene und Vielfalt akzeptierende Fortentwicklung der Gesellschaft.

BAND 29
ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT
Herausgegeben von Ulrike Busch, Harald Stumpe,
Heinz-Jürgen Voß und Konrad Weller
Institut für Angewandte Sexualwissenschaft
an der Hochschule Merseburg

Konrad Weller

Alles bleibt anders

**Kontinuität und Zyklizität
der sexuellen Liberalisierung**

Psychosozial-Verlag

Die Open-Access-Publikation wurde durch eine Förderung des Bundesministerium für Bildung und Forschung ermöglicht.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 3.0 DE Lizenz (CC BY-NC-ND 3.0 DE). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>



Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag GmbH & Co KG, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee, *Städtebild »Graben«*, 1931

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3063-4 (Print)

ISBN 978-3-8379-7762-2 (E-Book-PDF)

ISSN 2367-2420 (Print)

<https://doi.org/10.30820/9783837977622>

Inhalt

Vorwort	7
Familie ist Zukunft oder: Welche Zukunft hat Familie?	9
Beraten und verkauft	13
Unglaubliche Enthüllung: Katholische Kirche vor der Spaltung	19
Vier Thesen zu den Verhältnissen der Geschlechter in Ost und West und zur Transformation dieser Verhältnisse in Ostdeutschland	23
Freier werden	33
Das Wort zum Männertag	
Erfahrungen aus der Arbeit mit Männern, die sexuelle Übergriffe begangen haben	37
Die Gefahren der Sexualpädagogik	47
Die List der Lust	55
Polemisches zu Sexualität und Gesundheit	
Sexualpädagogik und Prävention sexueller Gewalt	59
frauen leben (2000)	83
Die praktische Begleitung eines Wissenschaftsprojekts	

Deutschland – eine »unaufgeklärte Nation«?	111
Das Gefühl klebt am Detail	127
Fünf Erinnerungen	
Kindheit, Sexualität und die Rolle der Medien	135
Jugendsexualität und Medien	145
Explizite Lyrik	155
»Porno-Rap« aus jugendsexuologischer Perspektive	
Die 1990er Jahre	183
Der pro familia zum 60.	
Das hohe und das niedere Lied des Tango	187
Erziehungsberatung und Sexualität	189
Ein Plädoyer für integrierte Beratung	
Die empirische Wende der deutschen Sexualforschung	215
<i>Studentensexualität 1966</i> von Gunter Schmidt	
Sexuelle Bildung im Kindes- und Jugendalter	235

Vorwort

Seit 1984 im von Kurt Starke und Walter Friedrich herausgegebenen Buch *Liebe und Sexualität bis 30* mein erster sexualwissenschaftlicher Artikel erschien (er widmete sich dem Zusammenhang zwischen Studienleistung und sexueller Aktivität), habe ich ziemlich genau 80 einschlägige Schriften publiziert, darunter allerdings nur ein kleines solistisches Buch und einige herausgegebene, das meiste verstreut in Zeitschriften und Sammelbänden und Grauprint-Produkten. Hinzu kommt viel Unpubliziertes an Vorträgen, Lehrmaterialien, Forschungsberichten und diverse Miniaturen: Essays, Leserbriefe, Glossen. Der Eintritt ins Pensionärsleben 2020 nach 25-jähriger lehrreicher und an Lehrtätigkeit reicher Professur für Psychologie und Sexualwissenschaft an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Merseburg markiert einen biografischen Umschlagpunkt, der mir Zeit für die verstärkte Zuwendung zu empirischer Forschung, praktischer Paar- und Sexualberatung und Publikationstätigkeit gibt, wozu auch die reflektierte Bündelung und Aufbereitung früherer Arbeiten gehört.

»Alles bleibt anders« charakterisiert die Kontinuität und Zyklizität der sexualpolitischen, mehr oder weniger wissenschaftlich unersetzen und mittels empirischer Forschung gefütterten Diskurse zum Wandel geschlechtlicher und sexueller Verhältnissen in Ost und West, die die ausgewählten Texte reflektieren und deren Teil sie sind. Beispielhaft für zyklisch neugewandete Kontinuitäten: die antiliberalen Attacken gegen sexuelle Bildung, die unausrottbare mediale Skandalisierung insbesondere jugendlichen Sexualverhaltens oder das politische Gezerre um die Verregelungen des Schwangerschaftsabbruchs.

Die in diesem Band versammelten Schriften sind weitgehend chronologisch geordnet und – wo sinnvoll – formal modernisiert. Sie spiegeln verschiedene berufliche Phasen des Verfassers wider: Nachdem mir 1990 mit dem beforschten Staatswesen auch das Zentralinstitut für Jugendforschung

abhandengekommen war, arbeitete ich mit Kurt Starke und anderen in der Forschungsstelle der neu gegründeten Gesellschaft für Sexualwissenschaft e. V. in Leipzig. Die Ergebnisse der PARTNER-Studien von 1972, 1980 und 1990 durften wir aus dem abgewickelten Institut mitnehmen. Wir waren damit für längere Zeit die empirischen Experten für sexualkulturelle Ost-West-Unterschiede, die Quoten-Ossis auf Tagungen und politischen Anhörungen und Kooperationspartner im Rahmen neuer gesamtdeutscher Studien.

In den 1990er Jahren war meine Tätigkeit eng mit der pro familia, der Deutschen Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung e. V. verbunden. Zwischen 1992 und 1995 war ich als psychologischer Berater Mitarbeiter und zugleich wissenschaftlicher Begleiter des Bundesmodellprojekts Integrierte Familienberatungsstelle Erfurt in Trägerschaft des Thüringer Landesverbandes, zwischen 1992 und 1999 einer der Redakteure des *pro familia magazins*. In dieser Zeit verschmolzen auf besondere Weise wissenschaftliche und fachpolitische Sichtweisen. Diese Mischung durchzieht meine Texte ebenso wie die interdisziplinäre Verschränkung soziologisch-historischer und psychologisch-ontogenetischer Perspektiven sowie der permanente Abgleich theoretischer Konstrukte anhand empirischer Befunde.

Die Sexualwissenschaft meiner Denkart ist Gesellschaftsanalyse anhand des Sexuellen: »So individuell und privat Menschen ihre Sexualität und Partnerschaft leben, so wichtig ist die wissenschaftliche Analyse der sexuellen Verhältnisse zur Wahrung und Durchsetzung sexueller und reproduktiver Selbstbestimmung und damit verbundener Rechte« (aus dem Flyer des in Merseburg entwickelten Masterstudiengangs Angewandte Sexualwissenschaft).

Leipzig, im Juli 2020

Familie ist Zukunft oder: Welche Zukunft hat Familie?¹

Vom 3. bis 6. Oktober 1991 wird in Dresden ein internationaler Kongress unter dem programmatischen Titel »Familie ist Zukunft« veranstaltet. Frau Kirch, eine der Mitautorinnen (fünf Kinder), verdeutlichte das Anliegen der Veranstaltung auf einer Pressekonferenz Anfang September: Der Familie müsse heute wieder der Rang eingeräumt werden, der ihr gebühre. In 40 Jahren DDR sei den Eltern die Erziehung der Kinder zunehmend von staatlicher Seite, von Kindergarten, Schule und Hort abgenommen worden. Die Förderung der Familien habe sich einseitig auf die Förderung der berufstätigen Frauen beschränkt. Der Kongress wolle eine geistige Offensive für die Zukunft der Familie bewirken und deutlich machen, dass die Familie die Grundzelle des Gemeinwesens sei.

Solche retrospektiven Bewertungen der DDR-Realität im Sinne der Altlastenabwicklung sind ja alltäglich, was jedoch nicht beweist, dass sie in ihrer Pauschalität auch stimmen. Wie war das mit der Familie im »real-existentiellen Sozialismus«?

Ohne Zweifel wurde den Eltern viel abgenommen, nicht nur an Erziehungsarbeit, sondern auch an Entscheidungsmöglichkeiten und damit an Verantwortung, insbesondere im Bereich der politischen und weltanschaulichen Bildung.

Andererseits änderte aber auch die Tatsache, dass die Hausaufgaben in den ersten vier Schuljahren im Hort statt unter Mutters Fittichen erledigt wurden, nichts daran, dass die Eltern erste Erziehungsinstanz blieben, dass die Qualifikation der Eltern und das damit verbundene intellektuelle Anregungsniveau im Elternhaus Hauptkriterium für schulischen und Studienerfolg der Heranwachsenden blieben. Trotz des unifizierten Bildungswesens oder gerade deswegen, denn viele Kritiker bemängelten, dass gleiche Anfor-

¹ Leserbrief an die Leipziger Volkszeitung vom 11.9.1991.

derungen an ungleiche zu einer Vergrößerung der Ungleichheit führt. Interessanterweise konnte in den 1980er Jahren ein zunehmender Einfluss der Mütter auf die Leistungsentwicklung der Kinder festgestellt werden, da sie zumeist beruflich ebenso engagiert wie die Väter und häufig auch ebenso qualifiziert waren. Damit wurde das gutbürgerlich-familiäre Sozialisationsmodell durchbrochen, wonach die Mutter für die Streicheleinheiten und die emotionale Entwicklung zuständig ist, der Vater (als Identifikationsperson) für die Leistungsentwicklung.²

Gewiss war in vielen Familien das Zeitbudget für Gemeinsamkeit mit den Kindern zu gering, gerade in den wichtigen ersten drei Jahren. Aber die frühzeitige gemeinschaftliche Lebensweise Gleichaltriger wurde auch zur wichtigen Sozialisationserfahrung, gerade für Einzelkinder, und wenn sie einerseits zur Nivellierung besonderer und individueller FähigkeitSENTWICKLUNG führte, so andererseits auch zur Kompensation von Defiziten der jeweiligen Herkunftsfamilie.

Auf keinen Fall hat die Förderung der Berufstätigkeit der Frauen ihrer Orientierung auf Familie und Kinder geschadet. Wie auch jüngste Umfragen zeigen, sind diesbezügliche Lebenswerte und -ziele der Ostdeutschen (beiderlei Geschlechts und aller Altersgruppen) bei Weitem stärker ausgeprägt als unter den Altbundesbürgern. Nehmen wir nur das Ergebnis einer jüngst durchgeföhrten Umfrage des renommierten Allensbacher Meinungsforschungsinstituts: Danach erachteten 96 Prozent der Ostdeutschen und lediglich 83 Prozent der Westdeutschen Ehe und Familie für ihr Leben als sehr wichtig. Wenn dem so ist, was hat es dann mit der angeblich notwendigen Neuorientierung familiärer Lebensweise, wie sie die OrganisatorInnen des Dresdner Kongresses einfordern, auf sich? Soll hier vielleicht aus der marktwirtschaftlich bedingten Herausdrängung der Frauen aus dem gesellschaftlichen Arbeitsprozess, aus dieser neuen Not eine neue Tugend gemacht werden? Soll mit der »geistigen Offensive für die Zukunft der Familie« das neue Bewusstsein für die neue

2 Alle Fakten beziehen sich auf Ergebnisse des Zentralinstituts für Jugendforschung Leipzig, die im Leserbrief nur verallgemeinert und ohne Quellenangabe dargestellt werden. Für speziell interessierte Leser*innen sei empfohlen: G.-W. Bathke (2017). Soziale Herkunft und Persönlichkeit – eine unendliche Geschichte im Spannungsfeld von Soziologie und Pädagogik. In Th. Diesner, D. Kirchhöfer & K.-F. Wessel (Hrsg.), *Biografieforschung und Bildungssoziologie*. [Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik, Band 36] (S. 103–134). Berlin: Logos Verlag.

Realität geschneidert werden nach dem Motto: Was Frauen *eigentlich* wollen?

Tatsächlich belegen neueste soziologische Forschungsergebnisse³, dass arbeitslos gewordene Frauen ihren Lebenssinn umdefinieren, dass ihre Orientierung auf Familie und Kinder zunimmt, besonders dann, wenn sie bereits Familie und Kinder haben. Was bleibt ihnen denn auch anderes übrig als der Rückzug in die familiäre Nische?

Ganz anders ist jedoch der Wertewandel bei den Männern und generell bei Jugendlichen. Hier führt die marktwirtschaftliche Umgestaltung zu einem Rückgang des Lebenswertes Familie und zu einem Rückgang des Kinderwunsches, zumindest zu starken Verunsicherungen in diesem Bereich. Ja, selbst die partnerschaftliche Lebensweise wird zunehmend infrage gestellt, schließlich ist das Ideal des Arbeitsmarktes der ungebundene, territorial mobile Single. Für die Zukunft der Familie im Osten Deutschlands ist Folgendes zu prognostizieren:

1. Eine generelle Singularisierung der Lebensweise, bereits im Jugendalter, eine Zunahme der Einpersonenhaushalte (sie machten im Jahre 1990 im Osten zehn Prozent, im Westen 22 Prozent unter den 21–30-Jährigen aus).
2. Ein Rückgang der Heiraten und eine Zunahme des Heiratsalters, besonders bei den Männern (in den 1980er Jahren betrug das durchschnittliche Heiratsalter im Osten männlich = 26 Jahre, weiblich = 24 Jahre, im Westen männlich = 28 Jahre, weiblich = 26 Jahre).
3. Ein Rückgang der Scheidungen und einen Rückgang der alleinerziehenden Mütter. Dies nun allerdings nicht, weil plötzlich die heile Familienwelt ausgebrochen ist, sondern weil neue ökonomische Zwänge und juristische Fixierungen die Institution Ehe »verbindlicher« gestalten. Unterm Strich werden bei weniger und späteren Heiraten und weniger Scheidungen in Ost wie in West etwa ebenso viele Ehen bzw. Familien Bestand haben.
4. Drastisch zurückgehen wird die Geburtenrate, das »Minuswachstum« hat nach über einem Jahrzehnt des Geburtenüberschusses im Jahre 1990 eingesetzt (im Übrigen bei gleichzeitiger Verringerung vorzeitiger Schwangerschaftsabbrüche). Es ist Ausdruck der neuen Konsequenz der neuen sozialen Situation, die eben für die Mehrheit

3 vgl. Kurt Starke: Jugend in Leipzig. Ergebnisse einer Studie unter 1630 Leipzigern im Alter von 12 bis 42 Jahren. Forschungsbericht, Leipzig, August 1991.

der Ostdeutschen zunächst nicht durch prosperierende Wirtschaft und zunehmenden Wohlstand charakterisiert ist, sondern durch existenzielle Verunsicherung, Arbeits- und damit Perspektivlosigkeit. Und *ein* Ausdruck dieser Situation ist: Jetzt nur ja kein Kind.

Um diesen Tendenzen gegenzusteuern, bedarf es nicht in erster Linie ideologischer Offensiven (deren Nutzlosigkeit gelernte DDR-Bürger von früher kennen), sondern praktischer wirtschafts- und sozialpolitischer Schritte. Ein Familienkongress kann helfen, diese Schritte zu beschleunigen, wenn er nur zu den richtigen Schlüssen führt. In diesem Sinne: Viel Erfolg!

Beraten und verkauft¹

Wenn es stimmt, was der politische Buschfunk aus dem Sommerloch über Verhandlungen zwischen FDP und SPD meldet, dann scheint der »dritte Weg« geebnet. Niemand anderes als Frau Bundestagspräsidentin hat ihn 1990 – für die parlamentarische Mehrheit begehbar – konzipiert. Er soll vereinigen und selbstverständlich verbessern, was zurzeit östlich der Elbe als Fristenregelung und westlich als Indikationsregelung des Schwangerschaftsabbruchs besteht.

Die Notwendigkeit des dritten Weges wird damit begründet, dass in Ost wie West seit Jahren etwa jede vierte Schwangerschaft vorzeitig abgebrochen wurde. Diese – im internationalen Vergleich durchaus nicht aus dem Rahmen fallende Abbruchquote – soll reduziert werden. Dagegen kann kein vernünftiger Mensch etwas haben. Die Frage ist nur, wie das geschehen soll. Der Paragraf 218, darin sind sich alle einig, deren Blick auf die Realität nicht durch Dogmen verstellt ist, senkt nicht die Zahl der Abbrüche, sondern verlagert sie lediglich in die Grauzone der Illegalität, begünstigt Kurpfuscherei und Geschäftemacherei. Er schützt werdendes Leben nicht, sondern schadet vielmehr den betroffenen Frauen, verschärft die Konfliktsituation der unerwünschten Schwangerschaft, demütigt und neurotisiert die Abbruchwilligen.

Also lautet die Zauberformel: Hilfe statt Strafe.

Weg mit dem Paragrafen 218, weg mit der prinzipiellen Unterstrafestellung der Abtreibung, weg mit der Indikationsstellung durch einen Arzt. (Wie gern wären die westdeutschen Ärzte diese unerträgliche Bürde der Bestätigung nachprüfbbarer sozialer Notlagen los.) Weiter bestehen und dem Fristenmodell aufgepfropft werden soll die »verpflichtende Beratung«, auf gut Deutsch: die Zwangsberatung.

¹ Erstveröffentlichung als Artikel in der *Wochenpost* vom 30.7.1991.

Sie erscheint vielen bereits als das bei Weitem geringere Übel, als der lebbare Kompromiss, angesichts mittelalterlicher staatlicher Gewaltpraxis: Im Jahre 1991, in einer Zeit des visafreien Reisens durch (West-)Europa werden »verdächtige« (west-)deutsche Frauen bei ihrer Einreise aus Holland einer gynäkologischen Zwangsviseite unterzogen.

Viele westdeutsche Frauen wären mit der geringfügigen Verbesserung ihrer Lage (Zwangsberatung, aber ohne Indikation) schon zufrieden. Die mit einer solchen Regelung verbundene Verschlechterung für die ostdeutschen Frauen würde dem kleinen Einmaleins der Vereinigung durchaus entsprechen ...

Wen stört es, dass sich in Umfragen drei Viertel der Ostdeutschen und gut die Hälfte der Westdeutschen gegen Beratungszwang, für das Fristenmodell oder noch freizügigere Regelungen des Schwangerschaftsabbruchs aussprechen? (*Spiegel*-Umfrage, s. Tab. 1). Die nächsten Wahlen sind weit.

Doch sind wir nicht ungerecht: Die Beschreiter des dritten Weges wissen sehr wohl, ebenso wie alle anderen 218-Gegner, dass die Reduzierung der Abtreibungen nicht durch einzelne Maßnahmen, schon gar nicht durch (straf-)gesetzliche Regelungen zu erreichen ist, sondern nur durch die folgenden beiden komplexen gesellschaftlichen Maßnahmensysteme:

Erstens: Durch eine umfassende sexuelle Aufklärung, insbesondere über

Mittel und Methoden der Schwangerschafts- bzw. Zeugungsverhütung für Frau und Mann und die – möglichst kostenlose – Bereitstellung sicherer und gesundheitsverträglicher Kontrazeptiva aller Art. Denn nur durch die Reduzierung ungewollter Schwangerschaften sind auch die Abbrüche verringerbar.

Zweitens: Durch die Schaffung von gesellschaftlichen Bedingungen, die auch die Annahme »ungeplanter« Kinder möglich macht. Das schließt den Ausbau von Beratungsmöglichkeiten für Frauen mit Schwangerschaftskonflikten (möglichst unter Einbeziehung der Väter) ebenso ein, wie die Schaffung einklagbarer sozialer Schutz- und Hilfssysteme für Mütter und ihre Kinder.

Tab. 1: Einstellung zur Regelung des Schwangerschaftsabbruchs (Emnid, aus: *Spiegel*, Nr. 20, Mai 1991).

Für Straffreiheit bzw. Fristenregelung sprachen sich aus (in %):	
Bundesbürger gesamt	59
Bundesbürger West	55
Bundesbürger Ost	75
Frauen (Ost + West)	59
Männer (Ost + West)	59
Wähler der CDU/CSU	48
Wähler der FDP	61
Wähler der SPD	66
Wähler der Grünen	71

Wo aber bleibt das Geld für den Erhalt und die Neuschaffung von Kindertagesstätten? Viele der ostdeutschen Kinderkrippen und -gärten liegen in den letzten Zügen. Steuergroschen wurden bislang nur für die Einrichtung von Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen in den neuen Bundesländern locker gemacht. Was wird mit diesen Beratungsstellen beabsichtigt? Wer soll dort wen zu welchem Zweck beraten? Welches Konfliktpotenzial und welcher Beratungsbedarf ist bei ungewollt schwanger gewordenen Frauen überhaupt vorhanden?

Untersuchungen aus der BRD wie der DDR zeigen in recht guter Übereinstimmung, dass etwa jede dritte Frau, die abtreibt, ursprünglich einen Kinderwunsch hatte bzw. ihn künftig noch hat. Bei diesen Frauen sind es also – möglicherweise beeinflussbare – Umstände, die, meist nach heftigen Konflikten, zur Entscheidung für den Abbruch führen. Eine Hauptproblemgruppe sind Erstschwangere, die nach Untersuchungen des Leipziger Gynäkologen Gert Henning in der DDR knapp ein Viertel aller Abbruchpatientinnen ausmachten. Bei ihnen besteht ein erhöhtes medizinisches Risiko und fast durchgängig ein späterer Kinderwunsch. Unter diesen Frauen sind auch Konflikte nach einer abgebrochenen Schwangerschaft am wahrscheinlichsten. In einer Studie aus dem Jahre 1980 wird mitgeteilt, dass 60 Prozent der Frauen nach abgebrochener Erstschwangerschaft bereits in den darauffolgenden zwei Jahren ihr erstes Kind bekamen. Insbesondere diesen Frauen und ihren Partnern sollte künftig eine kompetente psychologisch-soziale Beratung und umfassende Hilfe angeboten werden. Aber bitte nur dann, wenn sie das auch wollen.

Zwei Drittel der Schwangerschaftsabbrüche betreffen Frauen, die von vornherein keinen Kinderwunsch (mehr) haben. Für diese große Gruppe kann es nur darum gehen, den Abbruch möglichst schnell und komplikationslos zu vollziehen und künftig unerwünschte Schwangerschaften zu verhindern. Jegliche »verpflichtende Beratung« dieser Frauen wäre entweder eine Farce, das bloße Ausstellen eines Scheines – oder sie würde ihnen Konflikte und Gewissensbisse einreden, die sie vorher gar nicht hatten.

Ein Beratungssystem, welches wirklich auf die Senkung der Abbrüche hinarbeiten will, muss ein breites sexualwissenschaftliches Profil besitzen und vor allem präventiv ausgerichtet sein. Der Einigungsvertrag sieht aber nur den Aufbau der Schwangerschaftskonfliktberatung in den neuen Bundesländern vor. Gleichzeitig mit dem Aufbau dieser neuen Strukturen gehen eine Vielzahl der rund 200 in der DDR tätig gewesenen Ehe-, Sexual- und Familienberatungsstellen aus Finanzmangel kaputt. Und, falls

sie als Konfliktberatungsstelle überleben, werden sie einen Teil ihrer bislang durch die Sozialversicherung getragenen Leistungen hinter der Schwangerenberatung verstecken müssen. Auf gut Bundesdeutsch: Nur was der Ge bäropolitik dient (den »Willen zum Kind« fördert), wird von Vater Staat bezahlt, Partner- oder Potenzprobleme sind auf eigene Rechnung anzugehen oder im Beratungsanliegen entsprechend zu tarnen. Es wird großen Engagements bedürfen, zum Beispiel die Sexualpädagogik in diesen Beratungsstellen zu integrieren.

Geradezu paradox ist, hier im Osten mithilfe von Steuergeldern eine Vielzahl neuer, vorwiegend konfessioneller Beratungseinrichtungen (Caritas, KALEB) zu installieren, die ihren Auftrag im »Schutz der Ungeborenen« sehen, andererseits aber das bewährte System der medizinischen Schwangeren- und Mütterberatung, also die Betreuung der »willigen« Frauen und ihrer Wunschkinder abzuschaffen. Hieran wird deutlich, wie unsinnig und einseitig eine Orientierung an der Aufrechterhaltung von Schwangerschaften ist, die sich nicht an Schutz und Förderung des Lebens über die Geburt hinaus misst.

Mit der »flächendeckenden« Installation von Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen werden – unabhängig von den Intentionen der dort Tätigen – die Strukturen einer künftigen repressiven Gesetzgebung geschaffen. Aus diesem Grunde hat die Familienplanungsorganisation pro familia auch so lange gezögert, sich um solche Konfliktberatungsstellen zu bewerben. Dass sie es nun dennoch tut, folgt der Einsicht, den konfessionellen Trägern das Feld und das Geld nicht gänzlich überlassen zu dürfen, und der Hoffnung, trotz aller aufgezwungenen Heuchelei für eine in allen sexuellen Belangen offene und tolerante Gesellschaft und für das Selbstbestimmungsrecht der Frauen in Bezug auf Sexualität und Mutterschaft wirken zu können.

Resümee: Jeglicher Versuch des Staates, die Entscheidung einer Schwangeren für oder gegen das Kind von seiner wohlwollenden Zustimmung abhängig zu machen, ist ein demagogischer Trick. Jegliche erzwungene Beratung ist nicht die Suche nach bestmöglichster Konfliktlösung im Interesse der Frau und in Abhängigkeit von ihrer konkreten Lebenslage, sondern immer Agitation für eine Lösung im Staatsinteresse. Mit den Worten des Staatssekretärs beim Bundesjustizminister Jahn:

»[...] das Bundesverfassungsgericht spricht von einem verfassungsrechtlich gebotenen Ziel, auf eine Fortsetzung der Schwangerschaft hinzuwirken [...].

Eine Schwangerschaftsberatung darf deshalb nicht wertneutral oder in einem falsch verstandenen Sinne »liberal« sein, sondern muss immer zugunsten des Lebens ausgerichtet sein« (*Neues Deutschland*, 1./2.9.1990, S. 7).

Zwang und Hilfe schließen einander aus. Jegliche Beratung für einen Schein wird zur Scheinberatung. Wenn ein künftiger »dritter Weg« nicht zu klaren Absagen an jegliche Variante der Indikationsregelung und des wesensgleichen Beratungszwangs führt, werden auch die sächsischen und thüringischen Frauen auf die Umgehungsstraßen ausweichen müssen, die ihre westlichen Schwestern seit Jahren massenhaft nutzen.

Nachsatz: Dass die Altherrenriege der CSU über die Zwangsberatung hinaus so löwenhaft für die Beibehaltung der Indikationsstellung durch Ärzte streitet, hat jenseits allen Getöses um Verfassungsgrundsätze einen sehr praktischen Grund: Denn bislang öffnen die Ärzte mit ihrer Indikation das »Tor zur Abtreibung«. Wäre demnächst nur noch der Beratungsschein vonnöten, kämen Verbände wie der Sozialdienst Katholischer Frauen, die schon jetzt von klerikalen Hardlinern als Helpershelfer tituliert werden, in ärgste Bedrängnis. Womöglich müssten sie sich aus dem Beratungswesen zurückziehen ...

Umgehungsstraßen: Laut offizieller Statistik wurde in der BRD im Jahre 1988 83.784-mal von der Indikationsregelung Gebrauch gemacht. Rund 87 Prozent der Abbrüche entfielen auf die Notlagen-indikation, zehn Prozent auf die medizinische. Die tatsächliche Zahl vorzeitiger Abbrüche beträgt nach Schätzung der Kassenärztlichen Bundesvereinigung jedoch um die 200.000. Es existiert eine sehr hohe Dunkelziffer, da viele Frauen ins Ausland fahren (vor allem in die Niederlande), um die entwürdigende Bittsteller-prozedur zu umgehen. Der sogenannte »Abtreibungstourismus« wird auf 40.000 bis 50.000 Fälle pro Jahr geschätzt. Außerdem werden viele Abbrüche von den durchführenden Ärzten nicht an das Statistische Bundesamt weitergemeldet – entweder, weil der Rechtsweg nicht eingehalten wurde, oder/und weil der Arzt sein Image nicht beschädigen will.

Ost-West-Vergleich: Bei Zugrundelegung einer DDR-Durchschnittszahl von 80.000 Abbrüchen pro Jahr und der offiziellen BRD-Schätzung von 200.000 erfolgten in den 1980er Jahren,

bezogen auf 1.000 Frauen im gebärfähigen Alter pro Jahr: in der BRD ca. 15 Abbrüche, in der DDR etwa 23. Aufgrund der höheren Geburtenrate in der DDR (BRD = 45 Kinder, DDR = 67 Kinder pro 1.000 Frauen im gebärfähigen Alter pro Jahr) ist folglich in beiden Teilen Deutschlands etwa jede vierte Schwangerschaft vorzeitig abgebrochen worden. (Die Zahlen sind der Übersicht halber gerundet.)

Häufigeres Schwangerwerden in der DDR war keineswegs ein bloßer Reflex auf die staatlich genehmigte Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs, sondern zum Beispiel auch Produkt eines insgesamt stärker ausgeprägten Kinderwunsches. Die Tatsache des seit der Wende gleichzeitigen Rückgangs der Schwangerschaftsabbrüche wie der Geburten im Osten Deutschlands drückt die neue Konsequenz der neuen sozialen Situation aus: »Jetzt nur ja kein Kind!« Am Verhältnis von Geburten und Abtreibungen wird diese Tendenz aber auch nichts ändern.

Unglaubliche Enthüllung: Katholische Kirche vor der Spaltung¹

Wie aus ungewöhnlich gut informierten Kreisen bekannt wurde, enthält die jüngste päpstliche Enzyklika »Centesimus annus« einen geheimen Passus, der nur für hauptamtliche Mitarbeiter des katholischen Klerus bestimmt ist. Hier der sensationelle Wortlaut:

»Ich muss an dieser Stelle meine bisherigen Ausführungen zur ungeheuerlichen Ausbeutung des großen Geschenks Gottes, der menschlichen Sexualität und Liebe, in für uns Amtsträger unmittelbar bedeutsamer Hinsicht erweitern. Nicht nur die Empfängnisverhütung mit ihrer Betonung des sexuellen Vergnügens unter Ausschluss einer Zeugung ist Ursache für die gegenwärtige weltweite moralische Verwirrung, sondern auch die Onanie. Erinnern wir uns des 1. Buch Mose:

>Juda sagte zu Onan: Geh zur Frau deines Bruders und heirate sie, und verschaffe deinem Bruder Nachkommen, und Onan wusste, dass die Nachkommen nicht ihm gehören würden; und jedesmal, wenn er zur Frau seines Bruders ging, verschüttete er es auf die Erde, und was er tat, missfiel dem Herrn, und deshalb ließ er ihn sterben.<

Es ist erwiesen, dass Onan ob seiner sündhaften Samenverschwendungsstrafe nicht nur die Sanktion der Todesstrafe erfuhr, sondern auch die Entfernung der Testikel. Ich ordne auf Vorschlag des seinerzeit unerhörten Kardinals Richling mit sofortiger Wirkung an:

Die Ehepflicht für katholische Priester zum Schutz des ungezeugten Lebens. Ausnahmen sind nur nach medizinischer Indikation (ärztlich beglaubigter Unfruchtbarkeit) zulässig. Zur Hilfe bei eventuell eintretenden Zeugungskonflikten sind Beratungsstellen einzurichten. Die Beratung dient dem alleinigen Ziel, Koitusfähigkeit und -bereitschaft der zölibatären Onanisten wiederherzustellen.

¹ Achtung Satire! Erstveröffentlichung 1991 in der Zeitschrift *Eulenspiegel*.

Onanismus ist ein abscheuliches Verbrechen. Nur der regelmäßige Geschlechtsverkehr in Zeugungsabsicht entspricht Gottes Schöpfungsordnung.«

So weit der geheime Wortlaut der Enzyklika, in deren geheimen Anhang sich ein Bulletin des päpstlichen Leibarztes befindet, welches die Impotentia generandi des vorgestellten Wojtyla, Karol bestätigt.

Konnte der polnische Papst ahnen, dass ihm einer seiner in Fragen des vorgeburtlichen Lebensschutzes treudeutschsten Diener, der Fuldaer Erzbischof Dyba, ob dieser Anweisung zum Erzfeind erwachsen sollte? Wir bekamen dank unserer Verbindungen folgenden bischöflichen Protestbrief in die Hände gespielt:

»Mein Bauch gehört mir!

Wir deutschen Bischöfe fordern unser Recht auf selbstbestimmte Vaterschaft vor dem Herrn, einschließlich des Rechts auf Verweigerung derselben. Heiliger Vater in Rom, erspare uns entwürdigende Zwangsberatung und Indikationsstellung. Erspare uns Scheinehen und die daraus entspringenden sozialen Verpflichtungen.

Auch wir sind gegen Samenverschwendung, aber ihr ist nicht mit Verböten und Sanktionen beizukommen. Du kannst uns zwingen, aber nicht die sündige Natur. Wie Du weißt, sind insbesondere Deine der fleischlichen Sünde gegenüber wachsamsten Söhne als Beichtväter des gemeinen Volkes hohen Belastungen ausgesetzt und neigen berufsbedingt zu häufigen Spontanejakulationen. Sollen unsere Brüder für diese schwere und verantwortungsvolle Arbeit zusätzlich bestraft werden? Führe sie nicht in die Neurose. Deine treuesten Diener würden Dir tausendfache Sünden verheimlichen müssen. Das würde sie in tausendfache seelische Qual stürzen und zu einem Anstieg kurpfuscherischer oder eigenhändiger Entmannungsversuche mit anschließendem lebenslangen Siechtum oder gar Todesfolge führen. Wem wäre damit gedient? Niemandem.

Heiliger Vater, tun nicht gerade wir deutschen Bischöfe schon genug, um das Christentum vor dem Aussterben zu bewahren? Gemeinsam mit unseren tapfer kämpfenden Vereinen – der Bewegung für das Leben, dem Sozialdienst katholischer Frauen SKF, der Caritas, in zweihundertzehn Beratungsstellen Westdeutschlands und mit unserer neu gegründeten Organisation Kooperative Arbeit Leben Ehrfürchtig Bewahren KALEB inzwischen auch zunehmend in Ostdeutschland. (Du kannst gewiss sein, dass wir den größ-

ten Feind der Ungeborenen, die Abtreibungs- und Unzuchtorganisation Pro Familia mit Hilfe unserer politischen Freunde aus dem Feld schlagen, und allein unser Beratungsnetz im ungläubigen Osten flächendeckend geknüpft wird.) Reicht es denn nicht, dass wir mit unserem aufopferungsvollen Kampf gegen die Abtreibung weiblicher Leibesfrüchte Tausende Frauen in eine ungewollte glückliche Mutterschaft stürzen? Sollten wir nicht weiterhin alle Kraft gegen den anhaltenden Massenmord gezeugten Lebens wenden?

Wir fordern von Dir eine klare Trennung zwischen gezeugtem und ungezeugtem Leben. Was taugt ein Zwang zum Schutz ungezeugten Lebens, wenn er nicht einmal für den Schutz des gezeugten Lebens garantieren kann? Und wenn schon Schutz des ungezeugten Lebens, warum dann nur des Lebens in unseren männlichen Samenzellen? Warum immer wir?

Johannes Paul, verstehe, dass gerade wir Jüngeren in dieser wichtigen Frage nicht an uns halten können. Deshalb überdenke Deine Entscheidung.

Ehe, Koitus und Zeugung sind uns nur nach freier gottgefälliger Gewissensentscheidung möglich. Beratung ja, Ehevermittlung ja, Zeugungszuschüsse ja, Hilfe statt Strafe. Aber all das ohne Zwang. Du kannst uns sowieso nicht kontrollieren, also versuche es gar nicht erst.«

In diesen Geheimdokumenten finden wir endlich den Ursprung der gegenwärtigen Zerreißprobe innerhalb der Unionsparteien und innerhalb der deutschen Regierungskoalition. Es stehen sich nicht Westkatholiken und Ostprotestanten, nicht CDU und CSU, nicht FDP und Union gegenüber, sondern Onanisten und Kohabitierer. Durch diese Enthüllungen wird auch endlich klar, worum es Anfang Mai 1991 im Benediktinerkloster Irsee (tief im katholischen Schwabenland) zwischen Kohl und Waigel wirklich ging. Theos zentrale Frage war: »Helmut, treibst Du Selbstbefriedigung?« Was Helmut darauf antwortete, wissen wir nicht. In der Pressekonferenz sagte er nur durch die Blume, er werde treu zu den christlichen Prinzipien stehen, anstatt »den nassen Finger hochzuhalten, um zu sehen, woher der Wind kommt«. Das ist wohl deutlich genug!

Vier Thesen zu den Verhältnissen der Geschlechter in Ost und West und zur Transformation dieser Verhältnisse in Ostdeutschland¹

Erste These: Die negative Individualisierung in Berufstätigkeit und Partnerschaft

Eine Pauschale retrospektiver Ost-West-Vergleiche, wie sie zum Beispiel in der Jugendforschung dominiert, lautet: Im Westen ging es bunt, pluralistisch, individuell – eben freiheitlich zu, im Osten stereotyp, kollektiviert, genormt, vormundschaftlich, repressiv, autoritär usw. Nehmen wir den Bereich der Jugendkultur (das, was westliche Jugend- und Lifestyle-Forscher bevorzugt untersuchen), dann können wir diese These ziemlich vorbehaltlos bejahen. Nehmen wir den Bereich der politischen Partizipation, der Möglichkeiten zur Mitwirkung an spezifischer Interessenvertretung, trifft das wohl auch zu und ebenso für den Bereich der Volksbildung, die Breite der Angebote und ihre Verzweigtheit. Anders ist es im Bereich der Arbeit unter der seit Jahren anhaltenden Massenarbeitslosigkeit, die in besonderem Maße Frauen- und auch Jugendarbeitslosigkeit ist. In Bezug auf die Arbeitswelt wird häufig die Flexibilität zur wichtigen Tugend erhoben, das Sich-offen-Halten, das Bereit-Sein, das Abwarten-Können. Angesichts dieses Flexibilisierungszwanges bekommt Individualisierung einen zutiefst ambivalenten Charakter. Individualisierung wird in großem Umfang zu einer bloßen Freizeitübung in der Konsumsphäre der Gesellschaft. Beim Blick auf die Ostdeutschen sehe ich den Übergang von einer vormals ziemlich konformen Lebensplanung hin zu einer negativen Individualisierung bzw. zu einem Negativ-Konformismus: Früher taten viele in ihrer Lebens-

¹ Bisher unpubliziertes Referat auf der Tagung »Geschlechterverhältnisse im Zusammenbruch – Frauen und Männer im Prozeß der Wende und der ›Vereinigung‹ des Kulturwissenschaftlichen Instituts Nordrhein-Westfalen am 8.11.1992 in Leipzig.

gestaltung kollektiv das Gleiche, heute tun viele sehr individuell das Gleiche nicht und können es nicht tun (einem geregelten Broterwerb nachgehen).

Berufliche Lebensplanung und Lebenslage einerseits und partnerschaftlich-privat-familiäre andererseits stehen in enger Beziehung. Wie Kurt Starke eingangs im Ost-West-Vergleich aus dem Jahre 1990 gezeigt hat, schlagen bei jüngeren Jugendlichen unterschiedliche gesellschaftliche Bedingungen (Arbeitsmarktbedingungen) noch nicht so durch. Aber bereits bei Studenten sind, wie Ost-West-Vergleiche zeigen, deutliche Unterschiede im Partnerverhalten nachweisbar.

Lassen sie mich den knapp resümierenden Ost-West-Vergleich bezüglich partnerschaftlicher Lebensgestaltung mit einem Zitat beginnen, das den West-Blick durch die Individualitäts- bzw. Pluralitätsbrille auf den so gruselig unifiziert erscheinenden DDR-Ehe-und-Familienalltag demonstriert: Der Filmemacher Rosa von Praunheim in der Leipziger Schwulenzeitschrift *Die andere Welt*:

»Es ist erschreckend, wie ungeheuer spießig gerade die ehemaligen DDR-Bürger sind. Das Bild von Sexualmoral und die Einförmigkeit des Ideals der Kleinfamilie ist so ungeheuer reaktionär im Osten. Das ist wahnsinnig erschreckend. Ein Großteil der weltweit gelaufenen Emanzipationsbewegungen ist da einfach nicht angekommen« (DAW, 3/1992, S. 21).

Ohne Zweifel: Die Ostdeutschen waren in ihren Lebenszielsetzungen stärker auf Ehe, Familie, Kinder orientiert, sie heirateten öfter und früher. Sie lebten auch schon vor der Ehe häufiger in fester Partnerschaft, insbesondere die Ostmänner im Vergleich zu den Westmännern – und überhaupt lebten sie seltener singulär, zum Beispiel gab es deutlich weniger Einpersonenhaushalte (jeder vierte) als im Westen (jeder dritte). Die DDR war sozusagen eher molekular strukturiert, die alte BRD eher atomistisch. Zweifellos gab es bestimmte staatliche Zwänge, die frühzeitige Heiraten im Osten beförderten, vor allem solche, die mit der Erlangung gemeinsamen Wohnraums in Verbindung standen. Und auch die zinslosen Ehekredite von 5.000 Mark wurden nur bei Heirat bis 26 Jahre gewährt. Zweifellos gab es weniger Möglichkeiten für alternative Lebensformen, aus materiellen wie normativen Gründen. Andererseits hatte die sozial erwünschte »sozialistische Ehe« aber auch eine geringere ökonomische und juristische Verbindlichkeit als die bürgerliche, denn in der DDR wurde ja nicht

nur früher und häufiger geheiratet als im Westen, sondern auch häufiger und gewiss problemärmer geschieden. Und dass es auch Gegentendenzen zur Ehe gab, zeigt sich am hohen Anteil der von ledigen Frauen geborenen Kinder: In der DDR kam in den 1980er Jahren jedes dritte Kind »unehe-lich« zur Welt, in der BRD nur jedes zehnte.

Wenn wir in den alten DDR-Verhältnissen einen moderaten Zwang zur partnerschaftlichen Lebensweise ausmachen, ist umgekehrt die Frage zu stellen, inwieweit marktwirtschaftliche Bedingungen (und bürgerliches Recht) partnerschaftliches Miteinander erschweren, zur Vorsicht vor der (ökonomisch verbindlicheren) Ehe mahnen, singuläre Lebensweise begünstigten oder gar erzwingen. Es ist doch wohl so, dass das Hineinwachsen Jugendlicher in den Arbeitsmarkt langfristige Mobilitätserfordernisse stellt, denen partnerschaftliche oder gar familiäre Bindungen nur hinderlich sein können, dass Risiken und Unwägbarkeiten der beruflichen und damit auch der privaten Lebensperspektive bestehen, die klare Antizipationen und eine eindeutige Lebensplangestaltung erschweren, dass eben das Alles-oder-Nichts-Gesetz gilt, auf dem Arbeits- wie auf dem Heiratsmarkt. Im DDR-Sozialismus waren die Chancen, aber auch die Risiken der Lebensplanung geringer, Partnerschaft und ebenso Familiengründung gehörten für die Mehrheit der Jugendlichen zum festen Lebensplan, der relativ weit antizipierbar war. Wenn also im Osten nicht mehr so flott geheiratet wird (130.000 Heiraten noch im Jahr 1990; 1991 nur 50.000), so liegt das wohl nicht nur an neuen Freiheiten. (Und wenn künftig seltener geschieden wird, liegt das auch nicht zuvörderst an endlich durchgesetzter christlicher Ehemoral, sondern ist wohl eher Produkt individuellen Souveränitätsverlustes.)

Zweite These: Das anhaltende Objektiv-subjektiv-Dilemma im Geschlechterverhältnis

Unbestritten ist, dass es in der DDR weniger Öffentlichkeit in Bezug auf Sexuelles gegeben hat. So ist zum Beispiel die mit der 68er Bewegung einsetzende breite öffentliche Diskussion sexueller Belange in der DDR nie erfolgt. Diese fehlende »Diskursivierung des Sexuellen« hat dazu geführt, dass das individuell-subjektive Reflexionsniveau der Ostdeutschen hinsichtlich spezieller sexueller Bereiche wie der Homosexualität bis auf

den heutigen Tag geringer ist als das der Westdeutschen (im Übrigen auch weniger polarisiert). Dieses geringere Problembewusstsein in verschiedenen Bereichen hat seine Ursachen aber nicht nur im geringeren öffentlichen Diskursniveau infolge der staatlich verhinderten Diskussion gesellschaftlicher Probleme. Die zum Beispiel faktisch nicht zustande gekommene feministische Problematisierung der Sexualität resultiert wohl auch, aber keineswegs nur aus ihrer Unterdrückung, sondern auch aus dem Nichtvorhandensein mancher Probleme in der Realität, die zu den Hauptinhalten und konsensfähigen Kampfzielen des Feminismus im Westen gehörten. Und hierzu zählt Gewaltpornografie ebenso wie der Paragraf 218.

Es ist wohl unbestritten, dass in der DDR mit der Festschreibung und praktischen Verwirklichung sozialer Grundrechte wie dem Recht auf Arbeit auch wesentliche Grundlagen weiblicher Emanzipation gelegt waren. Allerdings war diese Gleichstellungspolitik eine vormundschaftliche von oben, wurde in starrer Weise praktisch durchgesetzt, ohne den Frauen in ausreichendem Maße die Chance zu Korrekturen und Möglichkeiten individueller Ausgestaltung zu geben. In der DDR herrschte ein Zustand der *Zwangsemanzipation*. Die objektiven ökonomischen und sozialen Grundlagen der weiblichen Emanzipation waren weitgehend geschaffen; gleichzeitig verhinderte das undemokratische System ihr subjektives Wirksamwerden. Dies ist der eine Teil des Objektiv-subjektiv-Dilemmas. Der andere Teil ist, dass sich nunmehr beim Umbau Ostdeutschlands das feministische Bewusstsein entwickeln kann, es aber, zumindest im gesellschaftlichen Durchschnitt, das Abbröckeln emanzipatorischer Grundlagen konstatieren muss.

Ich will mit dem Blick auf das Verhältnis von objektiven Bedingungen und subjektiver Wahrnehmung auf einen weiteren brisanten Bereich, den der sexuellen Gewalt, eingehen. Kurt Starke hat vorhin schon auf dieses eine Ergebnis aus der Interviewstudie 1990 hingewiesen², wonach die westdeutschen Mädchen wesentlich häufiger als die ostdeutschen Mädchen mitteilten, dass sie sich schon einmal sexuell belästigt oder unter Druck gesetzt gefühlt haben oder zu sexuellen Handlungen gezwungen wurden.

Unsere westdeutschen Kolleginnen und Kollegen vermuten dahinter weniger Verhaltens- als Wahrnehmungsunterschiede, sozusagen eine höhere feministische Sensibilität aufseiten der Westmädchen. Gunter

² Die Ergebnisse wurden 1993 vollständig publiziert: Schmidt, 1993; Starke & Weller, 1993.

Schmidt schreibt mit Blick auf dieses Einzelergebnis und auf die Gesamtstudie:

»Die stärkere Präsenz des Geschlechterkampfes geht offenbar einher mit einer niedrigeren Wahrnehmungsschwelle gegenüber Aggression und Gewalt in der Sexualität [...] Die öffentliche Diskussion um Geschlechterkampf und sexuelle Gewalt könnte möglicherweise der Schlüssel sein zum Verständnis der Ost-West-Unterschiede: Sie könnte die größere heterosexuelle Zurückhaltung der West-Mädchen ebenso erklären wie ihre Skepsis, sexuelle Lust und Befriedigung mit einem Mann zu erfahren; und sie könnte die Tendenz erhöhen zur – pointiert formuliert – Pazifizierung der männlichen Sexualität, wie sie in der Romantisierung und in der Wahrnehmung von Verletzlichkeit in sexuellen Beziehungen bei den West-Jungen zum Ausdruck kommt. So gesehen könnten die Ergebnisse aus dem Ost-West-Vergleich meine anderenorts aufgestellte These stützen, wonach das sich ändernde Geschlechtsverhältnis über das sexualpolitische Ereignis >Gewaltdiskussion< zu einer neuen komplexen Kodifizierung der Sexualität zwischen Mann und Frau führt: >Keine, die die Sexualität verbieten, sondern eine, die den sexuellen Umgang friedlicher, kommunikativer, berechenbarer, rationaler, verhandelbar, herrschaftsfreier machen oder regeln will< « (Schmidt, 1992, S. 38).

Diese Prognose ist zweifellos wünschenswert, aus ostdeutscher Sicht ist aber hinzuzufügen, dass das, was da neu kodifiziert werden soll, eben auch erst in dieser Art neu entsteht, dass sich das Geschlechterverhältnis und die Partnerbeziehungen zunehmend verkomplizieren – womit ich zur dritten These komme:

Dritte These: Die demokratische Umverteilung struktureller Gewalt – oder: Die objektive Verkomplizierung der partnerschaftlichen Verhältnisse

Vorbemerkung: Gewalt ist in aller Munde, die gegen Ausländer, die gegen Frauen, die gegen Kinder. Mit Ausnahme der Gewalttäter selbst sprechen sich alle mehr oder weniger inbrünstig gegen Gewalt aus. Gemeint ist aber immer nur die offene, direkte physische Gewalt, oder zumindest die in-

dividuell oder kollektiv produzierte physische und psychische. Vergessen, übersehen oder verschleiert wird gern, dass alle real existierenden gesellschaftlichen Verhältnisse strukturelle Gewaltverhältnisse, Macht-, Besitz-, Abhängigkeitsverhältnisse sind – Verhältnisse, die man bis zu einem gewissen Grad im Sinne eines Interessenausgleichs regeln kann, in denen aber immer Interessenkollisionen bestehen bleiben.

In der DDR hat es im gesellschaftlichen Durchschnitt in ökonomischer Hinsicht vergleichsweise symmetrische Partnerschaften gegeben, aufgrund der hochgradigen Berufstätigkeit der Frauen. Dass es auch hier ein Machtgefälle – Ungleichheit und Ungerechtigkeit im Geschlechterverhältnis – gegeben hat, ist unbestritten, aber im Rückblick ein geringeres. Die sozialen Unterschiede im »Land der kleinen Leute« (Günter Gaus) waren gering. Nunmehr produziert gesellschaftliches Wachstum (also das, was im marktwirtschaftlichen Sinne als solches gilt) neue soziale Unterschiede, die sich unter anderem systematisch im Geschlechterverhältnis niederschlagen, vor allem durch das Herausdrängen der Frauen aus dem Arbeitsmarkt. Das strukturelle Gewaltpotenzial, das im Realsozialismus weitgehend im Verhältnis von Staat und Bürger konzentriert war, verteilt sich »demokratisch« um in ein Besitz- und Machtgefälle zwischen Mann und Frau, alt und jung, Leuten mit und solchen ohne Arbeit, In- und Ausländern.

Dieses neue strukturelle Gewaltverhältnis transformiert das Verhältnis der Geschlechter tendenziell zur Opfer-Täter-Relation:

- Es macht den DDR-Mann, der (sehr lax formuliert) ein struktureller Softie war (wie sehr er sich im Einzelnen als Pascha aufgeführt haben mag), zum strukturellen Macho.
- Das Alles-oder-nichts-Prinzip der bürgerlichen Ehe aktiviert Bindungsängste im Mann, Unterhaltsansprüche machen die Liebe der Frau klebrig.
- Das Alles-oder-nichts-Prinzip der marktwirtschaftlichen Verteilung von Arbeit zwingt verheiratete Männer in die Rolle der Ernährer und Familienoberhäupter, es zwingt verheiratete Frauen und Mütter in die Rolle von Gattinnen und Hausfrauen.
- Viele tendenziell symmetrische Beziehungen werden somit wieder zu traditionell komplementären.

Das beschriebene Machtgefälle führt gelegentlich dazu, dass die heterosoziale und -sexuelle Beziehung, die Ehe, die Familie schlechthin als Hort der Gewalt, der Unterdrückung, des Unrechts disqualifiziert werden. Und

folgerichtig wird dann spiegelbildlich dazu die homosoziale und -sexuelle Beziehung als die eigentlich lebenstaugliche und humane entgegengestellt.

Ich erwarte beim marktwirtschaftlichen Umbau Ostdeutschlands eine doppelte Polarisierung – eine zwischen den Geschlechtern, aber auch eine soziale innerhalb der Geschlechter. Es wird, so vermute ich, künftig mehr wirklich emanzipierte Frauen geben und es wird künftig mehr reflexive Männer geben, es wird aber auf dem anderen Pol wieder zunehmend die traditionell komplementäre Beziehung geben, die sich dreinschickende Frau und den sein brüchiges Privileg materieller Überlegenheit nutzenden Mann.

Vierte These: Vom aufgeklärten Umgang mit der neuen Doppelmoralt

Möglicherweise habe ich mich mit den bisherigen Überlegungen bei einigen in Verdacht gebracht, ein unverbesserlicher Ewiggestriger zu sein. Deshalb will ich abschließend kundtun, dass ich ganz und gar nicht für nostalgisches Beharren nach der Devise »In der DDR war nicht alles schlecht« bin, denn es ist ganz klar, dass die neuen gesellschaftlichen Chancen nicht ohne ebenso neue Risiken zu haben sind, dass man sich nicht bloß die guten Seiten verschiedener Systeme zusammenpuzzeln kann, dass es den Bauernhof in der Stadt nun mal nicht gibt. Aber ebenso bin ich dagegen, dass das stärkere System per Definitionsmacht allenthalben auch das bessere sein soll, dass Verflossenes abgewertet wird, um die Gegenwart aufzuwerten, dass wider besseres Wissen oder ohne dieses retrospektive Mythen produziert werden. Mir geht es um die differenzierte Bewertung historischer Erfahrungen und ihre Nutzung für Gegenwarts- und Zukunftsgestaltung.

Ich möchte meinen Schlussgedanken mit einem Satz von Volkmar Sigusch einleiten, den er 1978 in seinem Aufsatz »Natur und Sexualität« formuliert hat: »Die Arbeit ist die erste Kategorie der Sexualwissenschaft« (Sigusch, 1984, S. 75). Vielen Ostdeutschen wird heute sinnlich erfahrbar, wie stark Arbeitsplatzverlust und Lustverlust, wie stark ökonomische Unabhängigkeit und sexuelle Souveränität miteinander zusammenhängen. Und mit dem wissenschaftlichen Blick: wie wichtig die Soziologie der Arbeit für die Psychologie der Sexualität ist. Und mit dem politischen Blick: dass die gerechte Verteilung der Arbeit (wohlgemerkt: der Arbeit,

nicht irgendeines ominösen Reichtums) der zentrale Beitrag zur Geschlechter- und Sexualpolitik ist.

Der aktuelle feministische Diskurs in der Sexualwissenschaft kennt solche großen Entwürfe auch. So hat zum Beispiel im Herbst vorigen Jahres (1990) Halina Bendkowski auf der Tagung der DGfS in Frankfurt/M. formuliert: »Die Psychologie in der Geschlechterfrage ist ziemlich ausgereizt, jetzt muß sich endlich gesellschaftlich etwas ändern« (aus der Podiumsdiskussion, nicht dokumentiert).

Aber wie nur soll das geschehen? Unter der Akzeptanz der kapitalistischen Marktwirtschaft bleiben wohl nur die kleinen Teillösungen, der Kampf um die Durchsetzung von Geschlechterquoten oder um genügend Schwangerschaftsberatungsstellen außerhalb konfessioneller Trägerschaft. Natürlich bin ich dafür, auch dieses konkrete Kleine zu tun. »Global denken, lokal handeln« ist auch eine Devise in der Sexual- und Geschlechterpolitik.

Aber ich sehe, gerade aus ostdeutscher (»postsozialistischer«) Perspektive, eben auch im Bereich der Sexualität die neue Art und Notwendigkeit, mit der neuen Doppelmoral des Lebens zurechtzukommen, wodurch die großen Entwürfe alsbald verrauschen. Von den »großen sexualkritischen Gesten« haben wir genug, schreibt Rüdiger Lautmann in seinem Buch *Das pornographierte Begehrn* (Lautmann & Schetsche, 1990, S. 11), und mir scheint, er meint damit auch die prinzipielle Gesellschaftskritik qua sexuologischer Analyse. Das Hoch auf die individuelle Freiheit marktwirtschaftlicher Denkart ist längst Common Sense und geht auch durchaus in sexuologische Theoriebildung ein: Längst ist das Destruktive und Selbst-destruktive in den Trieb integriert, die Aggressivität als unverzichtbare Komponente der Lust benannt, die Neophilie des Sexualtriebs als Motor der Pornoproduktion bewiesen, die Schädigung der individuellen Sexualentwicklung als gesellschaftlich unabwendbar fixiert.

Marktwirtschaftlich vereint und vereinzelt bewegen wir uns immer souveräner und reflexiver zwischen Lebensschützern und Pornoindustrie, zwischen Single-Ideologie und bürgerlicher Ehe, zwischen postmoderner Romantik und neokonservativer Treue, zwischen offiziellen Freiheiten, die keiner wirklich hat, und offiziellen Verboten, die keiner wirklich befolgt.

Das nenne ich den aufgeklärten Umgang mit Doppelmoral.

Literatur

Lautmann, R. & Schetsche, M. (1990). *Das pornographierte Begehrten*. Frankfurt/M., New York: Campus.

Schmidt, G. (1992). Jugendsexualität im Ost-West-Vergleich. In K. Starke & K. Weller (Hrsg.), *Leipziger Texte zur Sexualität. Partnerschaft und Sexualität im Wandel. Aktuelle Tendenzen in den neuen Bundesländern. Beiträge der zweiten Jahrestagung der GSW* (S. 35–39). Leipzig: Eigenverlag.

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.

Sigusch, V. (1984). Natur und Sexualität. In ders., *Vom Trieb und von der Liebe* (S. 57–73). Frankfurt/M., New York: Campus.

Starke, K. & Weller, K. (1993). West- und ostdeutsche Jugendliche. Eine östliche Sicht. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (S. 80–101). Stuttgart: Enke.

Freier werden

Das Wort zum Männertag¹

Unter uns: Wenn ich so zurückdenke, kriege ich ein ziemlich schlechtes Gewissen. Es fing damit an, dass wir viel zu früh geheiratet haben, bloß um dieses gemeinsame Wohnheimzimmer zu kriegen und fünf Mille Ehekredit – tilgbar per Nachwuchs. Total einwickeln haben wir uns lassen von Honeckers Gebärprämienpolitik. Abkindern ging so: Je Fünfzehnhundert fürs erste und zweite, zweitausend für das dritte. Das haben wir uns aber verkniffen. Da war auch der restliche Kredit schon abbezahlt.

Ohne die geringsten Skrupel habe ich ihr ehrlich meinen Namen aufgezwungen, das wurde doch gar nicht ernsthaft ausdiskutiert, damit ging die Unterdrückung doch los. Als ob es egal wäre, ob man Müller oder Müller-Westernhagen heißt.

Wissen sie, wie ich unreflektierter sexistischer Knilch meine Frau genannt habe? »Ingenieur« habe ich sie genannt. Hat mich einer gefragt: Was macht denn deine Frau? Habe ich geantwortet: Sie ist »Leiter« ...! Kann mensch sich heute gar nicht mehr vorstellen. Eine Frau und Leiter! Diese in patriarchalischer Sprache zum Ausdruck kommende Missachtung weiblicher Berufstätigkeit. Aber das ist noch nicht alles. Stockeifersüchtig war ich, wenn sie von ihren Brigadefeten heimkam und kokette Sprüche abgelassen hat, wie: »Unsern neuen Abteilungsleiter würde ich auch nicht von der Bettkante schubsen ...« und so weiter. Szenen habe ich ihr gemacht, dabei hat sie mich ernährt, ich war ja noch Student.

Erst unter der Wende wurde mir klar, was ich für ein Pascha, für ein Sexist gewesen bin. Aber jetzt soll sie FREIER WERDEN, sich endlich aus meiner Herrschaft befreien, ihre eigene Herrin werden.

Leicht fällt mir das nicht. Ich gestehe, dass ich noch immer zu penetrativen Sexualtechniken neige, allerdings mit wachsenden Schuldgefühlen,

¹ Achtung Satire! Erstveröffentlichung in *pro familia magazin*, 2/1994.

je mehr ich darüber nachdenke. Zumal sie ihren Körper noch immer mit Hormonen vollpumpt, die ich allerdings bezahle, seit sie keine Kassenleistung mehr sind.

Andererseits bin ich überhaupt nicht mehr eifersüchtig, weil sie ja inzwischen den ganzen Tag zu Hause ist, selbst wenn sie mir abends erzählt, dass sie am Vormittag ihren Ex-Abteilungsleiter in der Kaufhalle getroffen hat. (Zum Glück ist unsere Kleine immer mit dabei – was soll da schon passieren?)

Jetzt darf ich ein gutes Gewissen haben. Jetzt, wo es vorbei ist mit ihrer schlimmen Doppel- und Dreifachbelastung: Kinder, Küche, Kaderleitung. Wo es endlich keinen Streit mehr gibt, wer »Kind krank« macht. Übrigens, mit meiner Doppelbelastung ist es auch vorbei. Gottlob. Das wäre aber auch gar nicht mehr drin, dass ich meinem Chef einfach so sage: Ich hol jetzt erst mal meine Kinder ab. Heutzutage muss man sich doch ganz anders reinknien. Aber dafür gibt's auch Blumen, wenn ich mal später dran bin. Man kriegt die ja jetzt zum Glück an jeder Tankstelle. Mittwochs allerdings bin ich pünktlich, da geht sie in ihre Frauengruppe, sich ausquatschen. Hat mich einige Überzeugungsarbeit gekostet. Aber es ist ja so wichtig, dass die Frauen sich um sich selbst kümmern (zumal ich mittwochs sowieso Fußball gucke). Hilfe zur Selbsthilfe heißt das jetzt. Dort, in der Frauengruppe, gibt es kein Tabu: Paragraf 218, sexuelle Gewalt, Pornografie, Vergewaltigung in der Ehe, Schaumverhütung und das Kondom für die Frau. Sogar über sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz diskutieren sie, obwohl keine mehr einen hat. Das hat ja früher total gefehlt, dieses feministische Bewusstsein. Vielleicht kann sie dort im Mütterbürosverein sogar richtig einsteigen, wenn die Kleine aus dem Gröbsten raus ist, so als Beraterin von Mutter zu Mutter. Läuft alles über ABM. Es gibt ja heute die tollsten Varianten, sich in krisenfeste Frauenberufe hinabzuqualifizieren. Altenpflegerin zum Beispiel könnte sie auch werden, oder Arzthelferin. (Merken Sie, dass ich aus meinen Fehlern gelernt habe? Frauen haben ein Recht auf ordentliche Berufsbezeichnungen.) Klar, das große Geld ist damit nicht zu machen, aber wozu auch? Die Zeiten, als wir das Gleiche verdient haben, sind sowieso vorbei.

Um ganz ehrlich zu sein (aber das wirklich nur von Mann zu Mann), wenn ich jetzt noch mal jung wäre, noch mal Student, würde ich mich nicht wieder auf so eine frühe Partnerkiste einlassen. Heutzutage lernt man doch erst mal die Welt kennen, da ein Semester, dort ein Semester. Anfangen würde ich wieder in Jena. Anstatt mich in diesem FDJ-Massenverein

altruistisch zu verbuttern würde ich eintreten in das elitäre Corps Saxonia, damit bekäme ich postwendend ein kostengünstiges Zimmer im Bonner Verbindungshaus in zentraler Lage und – mit prima Aussichten. Das Entscheidende an den schlagenden Verbindungen ist ja nicht die Fechterei, es sind die Verbindungen. So ein Bund fürs Leben, der ist dir später nicht egal, nur ein Klotz am Bein. Das sind Seilschaften vom Feinsten, festgefüg't, da klebt keine Kinderscheiße in den Ritzen ...

Aber was soll's. Es ist, wie es ist. Ich bin gern der Ernährer und beschwere mich nicht. (Steuerklasse 5 ist doch auch nicht schlecht.) Wenn es heutzutage mal 'ne Krise gibt, wenn mal nichts mehr geht, ehelich, rennt man jedenfalls nicht gleich auseinander, wie zu Zeiten der realsozialistischen Scheinehe. Kann sich doch kein Mann mehr leisten, 'ne Scheidung. Probleme klärt man heute anders. Es gibt genügend Möglichkeiten, Zoff loszuwerden, sauber, moralisch, kostengünstig, gewaltfrei, integer. Auch Männer können heutzutage Freier werden, wenn sie nur wollen. Es lebe die Emanzipation. Prost.

Erfahrungen aus der Arbeit mit Männern, die sexuelle Übergriffe begangen haben¹

Täterarbeit steht nicht zufällig am Ende der heutigen Erörterungen, auch ich halte die Arbeit mit den Opfern für wichtiger und vordringlicher. Allerdings wird sie in vielen Fällen nur erfolgreich sein können (im kurativen wie präventiven Sinne), wenn sie durch Täterarbeit vervollständigt wird. Insofern schließt sich mit meinem Beitrag der heutige Themenkreis.

Ich arbeite als Psychologe in einer Integrierten Familienberatungsstelle in Erfurt. Das ist eine Beratungsstelle in Trägerschaft der pro familia, der Deutschen Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung. Die Arbeitsschwerpunkte unserer Beratungsstelle liegen im Bereich der Beratung bei gewollter und ungewollter Schwangerschaft, bei sexuellen Störungen sowie bei partnerschaftlichen und familiären Konflikten. Wenn sie so wollen, fühlen wir uns zuständig für gelebte Sexualität und Partnerschaft in all ihren Zusammenhängen, Auswirkungen, Widersprüchen und Konflikten. Ein spezielles Arbeitsfeld mit Männern, die sich sexueller Übergriffe schuldig gemacht haben, war für uns seit Ende 1992 bestehende Beratungsstelle ursprünglich nicht konzipiert. Mit der Täterarbeit habe ich begonnen, weil es entsprechende Nachfrage gab, seitens einer Kollegin aus dem Strafvollzug, seitens der Jugendgerichts- und Straffälligenhilfe, seitens anderer spezialisierter Beratungsstellen für Opfer sexueller Gewalt, und natürlich aufgrund von Fällen, mit denen wir selbst im Beratungsaltag konfrontiert wurden. Zu den konkreten Fällen gleich mehr.

Was die Voraussetzungen zur Behandlung von Tätern betraf, so denke ich rückblickend, war das Wichtigste, dass ich Interesse daran hatte und es mir zutraute – sowohl in fachlicher wie in psychischer Hinsicht. Dieses Zutrauen fußt auf Kenntnissen und Erfahrungen im psychologisch-be-

¹ Bisher unpublizierter Vortrag auf der Thüringer Fachkonferenz »Gewalt fängt in der Kindheit an ...« am 2.3.1995 in Gera.

raterischen Bereich, einer allgemeinen Beratungsausbildung sowie einer speziellen Fortbildung bei dem bekannten niederländischen Spezialisten Ruud Bullens, die mir das nötige Spezialwissen zur ambulanten Behandlung von Sexuältären und zur Arbeit mit Inzestfamilien nach dem Rotterdamer Modell vermittelte. Zu den Zielen der Behandlung, wie sie speziell die holländischen Kollegen in Rotterdam entwickelt haben, werde ich noch sprechen (vgl. Bullens, 1993; Bintig, 1993).

Mit der Täterarbeit wurde seitens der pro familia im Beratungsangebot Erfurts eine Lücke geschlossen; die strukturellen Voraussetzungen zur Arbeit mit den betroffenen Gesamtsystemen (z. B. mit Inzestfamilien) wurden geschaffen. Zur Vernetzung verschiedener Beratungs- und Betreuungsangebote und ihrer fachlichen Profilierung hat sich 1994 in Erfurt ein Arbeitskreis gegen sexuelle Gewalt gegründet.

Und noch eine letzte strukturelle Vorbemerkung: Gelegentlich wurde (z. B. durch Vertreter des Sozialministeriums) die skeptische Frage gestellt: Täterarbeit im Rahmen eines integrierten familienorientierten Beratungsangebots – geht denn das? Es ging um die Frage, ob, ebenso wie für die Opfer sexueller Gewalt, auch für die Täter spezielle Beratungs- und Hilfsangebote eingerichtet werden sollten, wie sie in einigen westdeutschen Großstädten inzwischen vorhanden sind, meist im Sinne von Selbsthilfeorganisationen, zum Beispiel »Männer gegen Männergewalt«, oder speziellen Männerberatungsstellen. In der ostdeutschen Beratungslandschaft sind solche speziellen Angebote jedoch (zumindest noch) schwer vorstellbar und es ist nicht prognostizierbar, wie sich die zurzeit noch geringen Fallzahlen (s. u.) weiterentwickeln. Insofern erwies es sich als sinnvoll, ein solch spezielles Beratungsangebot in der Familienberatung zu verankern. Im Übrigen überwiegen auch in den alten Bundesländern integrierte Angebote, sei es als spezialisiertes Angebot niedergelassener Psychotherapeuten (Kunert, 1995) oder von Sexualberatungsstellen an großen Kliniken (Lohse, 1993) oder getragen von der pro familia (Johannsen, 1995; Bodenbender, 1994, 1995). Es gibt noch einen weiteren wichtigen Grund für Täterarbeit unter dem Dach einer Integrierten Familienberatungsstelle: Gerade in Fällen der nicht juristisch verfolgten Delikte, in denen Männer sich selbst stellten, erwies sich das allgemeine Beratungsangebot als schwelzenkend und als Garant für Anonymität.

Zu den konkreten Erfahrungen unserer Beratungsarbeit: Quantitativ betrachtet sind sexuelle Übergriffe ein sehr seltenes Beratungsanliegen. Von

den über 2.000 KlientInnen, die in den letzten beiden Jahren in unserer Beratungsstelle betreut wurden, sind es wenig mehr als ein Prozent, also etwa 20 bis 25 Fälle. Gegenüber den mehr als 800 Frauen, die aufgrund einer ungewollten Schwangerschaft seit Inkrafttreten des BVG-Urteils ab Mitte 1993 zu uns kamen, ist das an Fallzahlen sehr wenig. Allerdings spiegeln diese Fallzahlen nicht den tatsächlichen Arbeitsaufwand in den verschiedenen Beratungsbereichen wider. Während eine Schwangerschaftskonfliktberatung im Allgemeinen eine einmalige Angelegenheit ist, sind Behandlungen und Betreuungen im Bereich sexueller Übergriffe meist langfristig und arbeitsintensiv (zumindest in den Fällen, in denen ein Arbeitsbündnis zustande kommt). Der tatsächliche Anteil dieses Bereichs an der Gesamtleistung der Beratungsstelle liegt bei fünf bis zehn Prozent.

Nun zu einigen Fällen – es versteht sich, dass auch Tätern gegenüber Schweigepflicht besteht, ihre Anonymität und persönliche Integrität zu schützen ist. Deshalb können Fälle nur in der gebotenen Allgemeinheit dargestellt werden.

Fall 1: Da ist die langfristige Arbeit mit dem wegen wiederholter sexueller Nötigung Verurteilten, der bereits seit drei Jahren einsitzt und durch Aufnahme der Behandlung eine vorzeitige Haftentlassung anstrebt. Er bekommt wöchentlich Ausgang, um die Behandlung in der Beratungsstelle wahrzunehmen.

Fall 2: Da ist der wegen sexuellen Missbrauchs seiner Nichten zu einer Jugendstrafe auf Bewährung Verurteilte, überwiesen durch die Jugendgerichtshilfe, mit dem ich seit über einem halben Jahr noch zu keiner kontinuierlichen Arbeit gekommen bin, da meine Spätdienste langfristig ausgebucht sind, er aber aufgrund seiner Ausbildung (an deren gewissenhafter Wahrnahme ich ja auch interessiert bin) nur spät kommen kann.

Fall 3: Da ist der auf Bewährung vorzeitig Entlassene, der über seinen Bewährungshelfer mit einer Therapieempfehlung zu mir kommt, in dessen umfangreichen Vorstrafenregister, angeführt vom Mordversuch, auch einige Anzeigen und eine Verurteilung wegen Exhibierens vor kleinen Mädchen aktenkundig ist. Aus der Behandlung wird nichts, er sucht sich auswärts eine Arbeit und damit das Weite.

Fall 4: Eine Kollegin der Jugendgerichtshilfe fragt nach einem Behandlungsplatz für einen wegen sexuellen Missbrauchs angeklagten Jugendlichen. Da die Kommune unserer Beratungsstelle gerade eine Zuschussfinanzierung verweigert hat, und auch die Finanzierung für das kommende Jahr noch unklar ist, mache ich meine Mitarbeit davon abhängig, dass der

Jugendamtsleiter seine Zustimmung zur Finanzierung in diesem speziellen Fall gibt. Die Kollegin ruft nicht wieder an.

Fall 5: Die Haftpsychologin der Erfurter Justizvollzugsanstalt kontaktiert mich. Ein wegen mehrfachen sexuellen Missbrauchs eigener und fremder Kinder Verurteilter möchte mich sprechen. Er wird von seiner Frau in der Haftanstalt nicht mehr besucht, möchte mit meiner Hilfe wissen, »was draußen los ist«. Es wird die Absicht deutlich, Frau und Kinder wieder und weiterhin an sich zu binden. Mit Jugendamt und Straffälligenhilfe vereinbaren wir eine indirekte Kommunikationsform, die seiner scheidungswilligen Frau und den Kindern weiterhin Autonomie sichert, sie nicht wieder in den verhängnisvollen Sog des Mannes geraten lässt.

Damit sind die strafrechtlich fixierten Fälle, in die ich einbezogen war, bereits benannt. Besonders schwere Fälle sind ja ohnehin für ambulante Behandlung in Beratungsstellen nicht geeignet, sie führen, wie zum Beispiel im letztbeschriebenen Fall, nach Haftverbüßung zu einer Unterbringung im Maßregelvollzug der Psychiatrie und bedürfen stationärer Behandlung.

Die geschilderten Fälle zeigen trotz ihrer Verschiedenheit etwas Gemeinsames, dass nämlich die vorhandenen juristischen und organisatorischen Rahmenbedingungen meist nicht verbindlich genug für die Aufnahme einer effektiven Behandlung sind, dass überhaupt in der praktischen Arbeit noch vieles unklar ist und es viele Gründe gibt, die das Zustandekommen von Behandlungen scheitern lassen.

Obwohl in der Literatur davon ausgegangen wird, dass verbindliche Rahmenbedingungen Voraussetzung für erfolgreiche Täterarbeit sind (was ich nicht bestreite und mir auch wünschte), so habe ich persönlich mehr Erfahrung (auch im Sinne von Behandlungserfolgen) mit Fällen diesseits des Strafrechts – wobei es sich in allen folgenden Fällen um im strafrechtlichen Sinne minderschwere Delikte handelt, um sogenannte nichtpenetrative Praktiken gegenüber Kindern bzw. um sexuelle Handlungen mit Jugendlichen. Im Übrigen sind auch die folgenden Fälle meist keine freiwilligen Behandlungen, Druck ist immer da, allerdings unterhalb strafrechtlicher Sanktionen.

Fall 6: Ein 42-jähriger Mann hat seine achtjährige Stieftochter missbraucht (»Kuscheln« im Bett mit Ejakulation). Das Mädchen hatte sich der Mutter anvertraut und war daraufhin bei meiner Kollegin im Kinderschutzdienst. Nun kommt er also auf Drängen seiner Frau, beide wollen die Ehe (mit weiteren gemeinsamen Kindern) erhalten. Nach wenigen Wochen beendet er die Behandlung. Die Übergriffe fanden statt, als er

arbeitslos war, in einer Identitätskrise steckte. Jetzt hat er einen guten Job, der ihn voll fordert, und »keine Zeit mehr«. Auf der Haben-Seite steht: sein Geständnis, die sofortige Reaktion der Mutter und die Einschaltung Dritter. Leise Zweifel bleiben – und eine Achtjährige, von der ich nicht weiß, wie sie das alles verarbeitet hat.

Fall 7: Da kommt ein Mann, Mitte 50, gequält von der Angst, von seiner Frau verlassen zu werden. Wie er mir, nachdem er Vertrauen gewonnen hat, offenbart, hat er vor einigen Jahren mit der jugendlichen (damals 15-jährigen) Tochter Inzest begangen. Diese, inzwischen aus dem Haus, hat sich der Mutter offenbart, die sich daraufhin von ihrem Mann trennte. Wir arbeiten annähernd ein Jahr zusammen. Sollte ihm die Tochter, von der wir wissen, dass sie in den alten Bundesländern lebt und dort in Therapie ist, einmal ein Signal geben, wird er vorbereitet sein.

Fall 8: Da kommt ein geduckter, unsicherer Mann, Anfang 30, überwiesen vom Psychiater, der vor mehreren Jahren seiner Nichte gegenüber eine Zeit lang übergriffig war. (Auf Familienfeiern hatte er zumeist den Kreis der Erwachsenen gemieden und war ins Kinderzimmer zur Nichte gegangen.) Jetzt erst, als junge Frau, hat sie es der Mutter mitgeteilt. Diese ist empört von der Sache selbst und auch gekränkt darüber, nicht schon viel früher ins Vertrauen gezogen worden zu sein. Familiärer Druck führt den Mann zur Beratung. Im Verlauf der ca. viermonatigen Beratung reduzieren sich Unterwürfigkeit und der Kleinmut des Klienten, dem ein Leben lang alle Erwachsenen einschließlich seiner früheren Partnerinnen auf der Nase herumtanzten. Nach der intensiveren Behandlungsphase treffen wir uns in größeren Abständen weiter und ich sehe eine in Gang gekommene Entwicklung hin zu mehr Selbstbewusstsein und erwachsener Verantwortung.

Weitere Fälle der Arbeit mit Männern ließen sich anführen, des Weiteren mit Müttern von Opfern; hinzu kommen mehrere Fälle, in denen Missbrauch zu vermuten war, ohne dass die gemeinsame Arbeit zur Aufdeckung führte:

Da war die in Scheidung liegende Mutter mit der verhaltensauffälligen jugendlichen Tochter, die immer Kreislaufprobleme bekam und nicht aus dem Bett wollte, wenn der Stiefvater zu Hause war; da kam die Oma mit der vierjährigen Enkelin, die auf die zerrüttete Ehe ihrer Tochter blickte, einer Tochter, die die Mutterrolle ablehnte, einem Schwiegersohn, der als arbeitsloser Versager dastand und der die emotionale Beziehung zur Tochter möglicherweise sexuell ausbeutete; da war die angstvolle alleinerzie-

hende Mutter des zehnjährigen Sohnes, der neuerdings die Schule bummelte und einen »großen Freund« hatte.

Die Aufzählung ließe sich verlängern um Fälle nichtsexueller familiärer Gewalt, meist gegenüber Kindern, oft gegenüber Frauen, und das nicht nur seitens ihrer Männer, sondern in einem Fall auch seitens des Sohnes. In diesen letztgenannten Konstellationen kommt es – was im Beratungsalltag häufig der Fall ist – nicht zur unmittelbaren Arbeit mit den Tätern. Aber auch mittelbar kann und muss Einfluss genommen werden, um sexuelle und gewalttätige Übergriffe zu beenden, durch Stärkung der Mütter oder anderer Vertrauenspersonen des familiären Umfelds.

Nun zu einigen Behandlungsinhalten und -abfolgen in der Täterarbeit. Durch den Psychotherapeuten Ruud Bullens wurden im Rahmen eines Modellprojekts folgende fünf Ziele und ihnen adäquate Methoden der ambulanten Behandlung von Sexualdelinquenten entwickelt (vgl. Bintig, 1993; Bodenbender, 1995). Bullens spricht ausdrücklich von »Behandlung«, weder von Beratung noch von Therapie, weil zum einen die meisten Täter keine klinische Störung aufweisen, was den Begriff der Therapie rechtfertigen würde, zum anderen Täterarbeit (bei aller Notwenigkeit eines Arbeitsbündnisses) zumindest teilweise konfrontativ erfolgen muss, was bei empathischer Beratung eher nicht der Fall ist.

1. Durcharbeiten von Deliktszenarien

Hierbei geht es um die genaue Rekonstruktion der Taten, der Gedanken und Gefühle dabei, der Planmäßigkeit ihrer Vorbereitung. Es geht darum, die strukturellen Hintergründe der Taten bewusst zu machen und die meist vorhandenen Verleugnungen und Bagatellisierungen aufzubrechen.

2. Verantwortung übernehmen

Methode hierbei ist das Schreiben fiktiver Entschuldigungsbriefe. In ihnen muss eindeutig zum Ausdruck kommen, dass der Täter sich zur Tat bekennt und die alleinige Verantwortung dafür übernimmt. (Das Behandlungsziel ist erreicht, wenn einem Täter nicht mehr leidtut, »was damals passiert ist«, sondern wenn ihm leidtut, »was ich damals getan habe«.)

3. Perspektivenwechsel

Der Täter muss lernen, durch die Augen des Opfers zu schauen, die Opferperspektive einzunehmen, er muss seine egozentrische Haltung aufgeben

und lernen, dass das Opfer anders fühlt als er selbst. Hier ist gelegentlich anknüpfbar an der Tatsache, dass Täter selbst Opfererfahrung haben und diese als Begründung ihrer Fehlentwicklung anführen: Wer die traumatisierende Wirkung sexueller Übergriffe selbst erlebt hat, muss diese Wirkung auch in seinen Taten erkennen. (Bullens weist aber ausdrücklich darauf hin, dass es Behandler tunlichst vermeiden müssen, sich von den Tätern »an den Nasenringen ihrer schweren Kindheit« vorführen zu lassen.)

4. Unterschiede akzeptieren

Der Täter muss Einsicht in den Unterschied zwischen kindlicher und erwachsener Sexualität gewinnen, er muss lernen, dass ein Kind etwas anderes will, eine andere Form der Zuwendung als die des sexuellen Übergriffs.

5. Erlernen von sozialen Fähigkeiten

Der Täter soll Strategien zur Bewältigung persönlicher Selbstwert- und Männlichkeitsdefizite lernen, ohne Gewalt und ohne sexualisierte Formen von Gewalt.

Das Rotterdamer Modell (das im Übrigen auch ein spezielles Setting für die Arbeit mit Inzestfamilien erprobt hat, um dessen Umsetzung wir uns in Erfurt bemühen, in Kooperation mit anderen Beratungsstellen) umfasst einen Stufenplan, der sich über ca. zwei Jahre erstreckt. Einen solch langen Atem konnte ich noch nicht entwickeln. Meine längste Behandlung erstreckt sich momentan über ein Jahr. Das liegt zum einen daran, dass unsere Beratungsstelle gerade erst etwas länger als zwei Jahre existiert. Zum anderen sind es die noch immer von Fall zu Fall ganz unterschiedlichen, meist unklaren Rahmenbedingungen der Arbeit. Letzten Endes geht es (nach Ende der bundesfinanzierten Modellprojektphase der Integrierten Beratungsstelle bis Ende 1995) auch um die Frage, wer die Behandlungen finanziert. Erfahrungen aus den alten Bundesländern, zum Beispiel aus Schleswig-Holstein (vgl. Johannsen, 1995) zeigen, dass professionelle Arbeit möglich wird, wenn seitens der Gerichte verbindliche Therapieauflagen erfolgen und gleichzeitig die entsprechenden Mittel für die Behandlung durch das Justizministerium bereitgestellt werden. Verbindliche Strukturen und Vereinbarungen auf allen Ebenen sind Basis erfolgreicher Täterarbeit. (Zur Finanzierung wäre noch anzumerken: Gerade in der Arbeit mit Tätern halte ich eine finanzielle Selbstbeteiligung für äußerst wichtig, im Sinne einer symbolischen Wiedergutmachung. Es ist mir aber

noch kein Mann begegnet, der in der Lage gewesen wäre, die gesamte Höhe der Behandlungskosten selbst zu tragen.)

Ebenso wichtig wie die Fixierung der juristischen, organisatorischen und finanziellen Rahmenbedingungen für die Behandlung überführter Täter ist aber auch, dass Täterarbeit außerhalb dieser Settings als Aufgabe von Sexual- und Familienberatungsstellen akzeptiert und gefördert wird. Neben der beschriebenen Arbeit unterhalb juristischer Rahmen ist von Beratungsstellen, Kinderschutzdiensten und ähnlichen Einrichtungen nämlich noch eine andere Arbeit zu leisten, die an dieser Stelle wenigstens erwähnt werden soll: die Primärprävention durch Sexualpädagogik und -andragogik, durch die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen, Eltern und MultiplikatorInnen. (Diese primärpräventive sexualpädagogische Gruppenarbeit nimmt etwa 20 Prozent der Gesamtleistung unserer Erfurter Beratungsstelle in Anspruch – selbstverständlich nicht vorrangig bezogen auf das Thema sexuelle Gewalt.)

Abschließend möchte ich betonen: Es geht auch bei der Täterarbeit in erster Linie um Opferschutz, um das Verhindern des Rückfälligkeitwerdens und damit des Entstehens weiterer Opfer oder des Fortbestehens ihres Leids. Insofern ist auch Täterarbeit eine Aufgabe des Kinder- und Jugendschutzes.

Das Thema meines Vortrags hieß: Erfahrung aus der Arbeit mit Tätern. Mit Tätern, Straftätern im juristischen Sinne, rechtskräftig für Vergehen Verurteilten habe ich, wie gezeigt, eher selten zu tun. Es macht trotzdem Sinn – insbesondere bei Erwachsenen – von Tätern, Tätern im psychologischen Sinne zu sprechen, von Menschen, die sich schuldig gemacht haben und die Verantwortung für ihre Taten übernehmen müssen, egal, ob und wie sie dafür bestraft worden sind. Nur durch diese Verantwortungsübernahme sind sie mit einiger Sicherheit von künftigen Taten abzuhalten, nur durch diese vollständige Verantwortungsübernahme ist eine glaubhafte Entschuldigung beim Opfer (und ihre Ent-Schuldung) möglich. Nur so ist seitens des Opfers Verzeihen und Vergeben möglich. Und obwohl nichts Geschehenes im Nachhinein ungeschehen gemacht werden kann und zerstörte Beziehungen nach aller Erfahrung auch dauerhaft Nicht-Beziehungen bleiben, so besteht doch für beide Seiten die Chance, sowohl aus der Rolle des Opfers wie auch aus der des Täters herauszufinden. Sowohl Opfern wie Tätern sollte die Chance gegeben werden, ihre verloren gegangene Würde wiederzufinden.

Literatur

Bintig, A. (1993). Interventionen bei Sexualstraftaten – Zwei Modellversuche in den Niederlanden. Manuskript. Bielefeld.

Bodenbender, E. (1994). Prävention sexueller Gewalt. *pro familia magazin*, 2/1994, 11–13.

Bodenbender, E. (1995). Behandlung von Sexualstraftätern nach dem Rotterdamer Modell. *pro familia magazin*, 3/1995, 18–21.

Bullens, R. A. R. (1993). Ambulante Behandlung von Sexualdelinquennten innerhalb eines gerichtlich verpflichtenden Rahmens. In G. Ramin (Hrsg.), *Inzest und sexueller Mißbrauch. Beratung und Therapie. Ein Handbuch*. Paderborn: Junfermannsche Verlagsbuchhandlung.

Johannsen, R. (1995). Das Projekt »Therapie von Sexualstraftätern« in Schleswig-Holstein. *pro familia magazin*, 3/1995, 24–25.

Kunert, D. (1995). Anmerkungen und Überlegungen aus der ambulanten psychotherapeutischen Arbeit mit »Sexualstraftätern«. *pro familia magazin*, 3/1995, 14–16.

Lohse, H. (1993). Zur ambulanten Psychotherapie von Sexualstraftätern. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 4/1993, 279–288.

Die Gefahren der Sexualpädagogik¹

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, mein Vortrag trägt den Titel »Die Gefahren der Sexualpädagogik« und ich hoffe, mit der Titelwahl ihre Neugier angeregt zu haben, womit ich bei einer ersten Gefahr wäre: Neugier zu wecken gilt zwar im Allgemeinen als hohe pädagogische Kunst und Tugend schlechthin, aber sexuelle Neugier zu wecken, womöglich gar bei Kindern und diese Neugier hernach auch noch befriedigen zu wollen, gilt heutzutage (bereits wieder, muss man sagen) manchen Zeitgenossen als arger Frevel, wenn nicht gar als Verbrechen, oder zumindest als Weg dorthin.

Die pro familia, der fachliche Träger der Fortbildung, kann ein Lied davon singen, welchen Anfeindungen, Unterstellungen und Denunziationen eine Organisation ausgesetzt ist, die sich der Durchsetzung des Menschenrechts auf selbstbestimmte, liebes- und lustfreundliche Sexualität verpflichtet fühlt. Gerade hat die »Bewegung für das Leben« (das ist der deutsche Dachverband zum Schutz der Ungeborenen) ein ganzes Heft ihrer Quartalsschrift *Christ und Zukunft* zum Thema: »PRO FAMILIA: Die Verführung zu Abtreibung und Unzucht« herausgegeben. Darin wird angeblich die »Pseudo-Ethik« der pro familia entlarvt: »Diese Ethik soll den Perversionen ein moralisches Mäntelchen verpassen.« Besonders per-

1 Erstveröffentlichung in *pro familia magazin*, 3/1997, 17–19. Im Herbst 1996 startete der Fachbereich Sozialwesen der FH Merseburg gemeinsam mit dem Bundesverband der pro familia (Deutsche Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung e.V.) und unterstützt von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung eine berufsbegleitende Zusatzausbildung Sexualpädagogik. Am 15.11.1996 fand in der Mensa der Hochschule die feierliche Eröffnung dieses Bundesmodellprojekts statt. Grußworte wurden gehalten von der Rektorin der Hochschule, Johanna Wanka, dem Dekan des Fachbereichs, Arnulf Bojanowski, sowie der Bundesgeschäftsführerin der pro familia, Elke Thoss. Es folgte mein hier abgedruckter Festvortrag.

vers finden die Autoren unter anderem: »Sexualität müsse >frei< sein. Das bedeutet, dass jedermann das Recht auf freie Sexualität habe: in der Ehe, außerhalb der Ehe, die Alten, die (psychisch) Kranken, die Jugend, die Kinder.«²

Noch einmal: die »Bewegung für das Leben« findet es pervers, Unverheirateten, Jugendlichen, Alten, behinderten oder psychisch kranken Menschen ein Recht auf Sexualität einzuräumen – das braucht keinen Kommentar. Aber auf die »sexuelle Freiheit«, die fortschrittliche Sexualpädagogik meint, komme ich noch zurück.

Ich will zunächst über tatsächliche Gefahren sprechen, die die Beschäftigung mit Sexualität mit sich bringt, danach über vermeintliche Gefahren, die manche in der Sexualpädagogik sehen.

»Gefährlichkeiten« der Sexualität

Eine erste Gefahr: Da ist die Intimität und Ich-Nähe sexueller Themen, die ein hohes Maß an Selbstreflexion und Selbstschutz und Souveränität in Bezug auf die eigene Sexualität erfordern. Wer zum Beispiel mit Jugendlichen über Methoden der Kontrazeption spricht, wird irgendwann gefragt: »Benutzen sie eigentlich auch Kondome?« Je nach Situation kann diese Frage ganz belangloser Ausdruck blauäugiger Neugier sein, aber auch provozierende Anmache, der Versuch, den Erwachsenen bloßzustellen und ihn lächerlich zu machen.

In einer solchen Situation, in der Schamgrenzen überschritten werden, wäre es keineswegs souverän, wahrheitsgemäß mit ja oder nein zu antworten. Das wäre ein falsches Verständnis von Authentizität, von Echtheit und Wahrhaftigkeit in der sexualpädagogischen Arbeit. Hier müssten vielmehr die Motive des Fragers ergründet werden. Insofern wäre die Gegenfrage sinnvoll: »Warum ist das für dich wichtig?«

² *Christ und Zukunft*, 64 (3/1996), S. 1580. Die Aktion Leben e.V. verzichtet inzwischen in keiner Nummer ihrer Zeitschrift auf verleumderische Passagen gegen die pro familia. Im Heft Nr. 67 (2/97) heißt es zum Beispiel auf S. 1671 zum Thema Internet (vgl. *pro familia magazin*, 2/1997, S. 31f.): »Etwa 50 Fragestellungen – die Scham verbietet es, sie hier wiederzugeben – über das Notwendige bei dem Einen, mit allen Perversitäten, sollen unsere Kinder und Jugendlichen wohl >umfassend informieren<; und sie als zukünftige Kunden gewinnen. Wer regt sich da noch über Pornographie im Internet auf?«

Eine zweite Gefahr: Sexuelle Themen sind gefährlich, weil unter der Oberfläche der sogenannten Normalität fast immer irgendwo individuelle Betroffenheit kauert und hervorbrechen kann. Wir müssen zwar nicht jeder Statistik glauben, nicht jeder Hochrechnung, nicht jeder Dunkelziffer. Aber wenn wir von der sexualwissenschaftlich gesicherten Vermutung ausgehen, dass jedes dritte bis vierte Mädchen und jeder zehnte bis zwanzigste Junge im Verlaufe der Kindheit und frühen Jugend mit sexuellen Übergriffen konfrontiert wird (Schmidt, 1993, S. 162), bedeutet das: In jeder Schulklasse, jeder größeren Kinder- oder Jugendgruppe stecken Betroffene, oft mehr als eine oder einer. – Das soll keineswegs dazu verführen, all jene Opfer entdecken zu wollen. Der – mehr oder weniger selbstaufgerlegte – Zwang zur Nachforschung und Aufdeckung gegenüber auffälligen Kindern ist eine große neue Gefahr der Grenzüberschreitung in Zeiten allgemeiner Missbrauchsvermutung. Zweifelslos brauchen Sexualpädagogen sensible Antennen für Signale missbrauchter Kinder. Sie brauchen Kenntnisse, um diese Antennen entwickeln zu können, vor allem dann, wenn sie selbst nicht über entsprechende Erfahrung verfügen. Und sie brauchen auch Selbstschutzmechanismen gegen die Gefahren ihrer Mutmaßungen und Fantasien – vor allem dann, wenn sie selbst sexuelle Gewalt erlitten haben. Die Reflexion eigener biografischer Erfahrungen ist unabdingbar, um diesen Gefahren beizukommen.

Eine dritte Gefahr: Sexualpädagogische Arbeit ist auch deshalb gefährlich, weil man besonders schnell mit Erziehungsauffassungen von Eltern kollidieren kann oder in die intimen Verhältnisse von Familien hineingerät. Der Streit um das Verhältnis des in Artikel 6 des Grundgesetzes fixierten elterlichen Hoheitsrechts auf Erziehung und des in Artikel 7 formulierten staatlichen Erziehungsauftrages war in dieser Bundesrepublik jahrzehntelang ein Dauerbrenner, insbesondere in Bezug auf die Sexualpädagogik. Die vielfältigen Vorbehalte von Eltern gegen eine außerfamiliäre Sexualerziehung führten 1977 zu einer Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, das die Gleichrangigkeit der beiden Grundrechte attestierte. Auch wenn seither weitgehend durchgesetzt ist, dass Eltern ein Informationsrecht, aber kein generelles Vetorecht in Sachen Sexualpädagogik besitzen, so sollten wir SexualpädagogInnen einen sensiblen und solidarischen Umgang mit Eltern pflegen und vor allem einer Verführung tunlichst widerstehen: uns als die besseren Eltern zu kaprizieren.

Eine vierte Gefahr: Sexuelle Themen sind fast durchweg hochgradig ambivalent, auf die meisten Fragen gibt es keine einfachen Antworten, kein

simples Richtig oder Falsch. Denken wir nur an den Umgang mit kindlicher Sexualität oder den Umgang mit der Sexualität von geistig behinderten Menschen, oder denken wir an Sexualität in der Familie und Sexualität zwischen den Generationen. Wir wissen, es gibt Sexualität zwischen Kindern und Erwachsenen. Ebenso wissen wir: Wer als Erwachsener Sex mit Kindern treibt, handelt falsch. Wie ist es aber umgekehrt?

Die Ambivalenz sexueller Themen

Helmut Kentler, Nestor der emanzipatorischen Sexualpädagogik, hat einmal knapp formuliert: Kinder haben ein Recht auf Sexualität mit Erwachsenen, aber Erwachsene haben kein Recht auf Sexualität mit Kindern.³

Aus entwicklungspsychologischer Sicht, mit Blick auf psychoanalytische Erkenntnisse der psychosexuellen Entwicklung und als Vater zweier Töchter kann ich nur sagen: Der Mann hat recht. Sicher ist die These in ihrer Kürze provokant, muss ausformuliert, genauer erklärt werden. Was zum Beispiel unterscheidet kindliche und erwachsene Sexualität. Aber in der heutigen Zeit allgemeiner Missbrauchs- und Kinderschänderhysterie existiert wenig Toleranz gegenüber differenzierter Erörterung. Wer auf der Woge pauschaler Entrüstung nicht mitschwimmt, wird schnell zum Sympathisanten der Täter abgestempelt.

Immer wieder geraten einzelne Themen auf die politische Schaubühne, werden im politischen Machtkampf instrumentalisiert und polarisiert, was all denen die Arbeit erschwert, die sich sachlich und differenziert mit ihnen auseinandersetzen wollen. Die sogenannten »dunklen Seiten« der Sexualität gehören allesamt dazu, zum Beispiel sexuelle Gewalt, aber auch das ewige Thema Schwangerschaftsabbruch. Hier lauern weitere Gefahren, denn die Beschäftigung mit den per se widersprüchlichen sexuellen

3 Richtigstellung: Nachdem der Vortrag 1997 im *pro familia magazin* publiziert wurde, rief mich Helmut Kentler an, teilte mir mit, dass er die Aussage für zutreffend halte, dass er aber gern wissen würde, wo er das geschrieben habe. Und tatsächlich: Ich konnte sie nirgendwo in seinen Texten finden, obwohl ich mir doch so sicher gewesen war – eine Fehlleistung der besonderen Art. Die Idee zu meiner Sentenz stammt von Günter Amendt: »Wir treten als Erwachsene für das Recht der Kinder auf Sexualität ein. Das heißt aber nicht, dass wir für das Recht der Erwachsenen auf die Sexualität der Kinder eintreten« (Amendt, 1980).

Themen führt oftmals in politische Dimensionen, die persönliche Beurteilung erfordern, die Loyalitätskonflikte heraufbeschwören können, gerade dann, wenn die aktuelle Staatsdoktrin oder das mitunter dumpf grummelnde sogenannte gesunde Volksempfinden die differenzierte Auseinandersetzung erschwert. Der sexuelle Zeitgeist selbst ist hochgradig ambivalent und verunsichert durch seine Doppelbotschaften und seine Doppelmorale: Da ist die geile Prüderie, die voyeuristisch genau die belgische Kinderporno-Szene schildert, die wollüstige Entrüstung über den jüngsten Sexualmord, die kommerzialisierte Pseudosolidarität, mit den folikelstimmulierten Schwangeren, die von ihren Vierlingen nur eins oder von ihren Achtlingen jedes bekommen wollen usw. *Bild* berichtet!

»Präventionsziele«

Nachdem ich nun einige Gefahren genannt habe, die anraten, von der Sexualpädagogik lieber die Finger zu lassen, will ich zu den Gefahren kommen, die uns motivieren, sexualpädagogisch zu handeln. Wir nennen die Gefahren manchmal etwas schmäligig »Präventionsziele«. Nicht nur viele Gefährdungen, denen Sexualpädagogik und SexualpädagogInnen ausgesetzt sind, sind historisch konkret, sondern auch die Gefahren, denen sie begegnen will.

Hätten wir uns vor 200 Jahren getroffen, als Kreis protestantisch-asketischer und philanthropisch gesinnter Reformpädagogen etwa vom Schlag eines Christian Gotthilf Salzmann (der im Thüringischen Schnepfenthal 1784 seine Erziehungsanstalt gründete), so hätte ich sie, die Erzieher und Kinderaufseher zweifellos auf Strategien und Methoden eingeschworen, wie man das unglaublich gemeine Laster der zerstörenden Selbstbefleckung am sichersten entdecken, verhüten und heilen kann. (Historische Nebenbemerkung: Salzmann veröffentlichte 1819 in Leipzig sein Buch *Über die heimlichen Sünden der Jugend*, in dem er allen Ernstes die Infibulation als Mittel der Wahl empfiehlt – die Fixierung der Vorhaut mittels eines Klemmringes.)

Heute befassen wir uns sexualpädagogisch vor allem mit der Prävention sexuellen Missbrauchs und sexueller Gewalt, mit der Verhinderung unerwünschter Schwangerschaften und der Verhütung sexuell übertragbarer Krankheiten, einschließlich der Aids-Ansteckung. Diese Gefahren, diese möglichen gefährlichen Folgen gelebter Sexualität sind real, sie abzuwen-

den ist ein Ziel sexualpädagogischen Handelns, *ein* Ziel, keinesfalls jedoch das einzige. In der Verabsolutierung präventiven, gefahren- und folgenorientierten Handelns stecken neue Gefahren: Die Pädagogisierung sexueller Sachverhalte kann schnell zur Indoktrination, Entmündigung, Bevormundung führen. Solche Vorbehalte sind keineswegs nur aus der Luft gegriffene Vorurteile:

Sexualpädagogik kann in der Wissens- und Normenvermittlung stecken bleiben, was immer dann am ehesten passiert, wenn die Informationen und Normen auf spezielle Präventionsziele hin ausgerichtet und entsprechend selektiert werden. Von der Prävention negativer Folgen von Sexualität ist es dann nur ein kleiner Schritt zur Prävention der Sexualität. Dann geht es nicht mehr darum, reale Gefahren abzuwehren, sondern darum, bestimmte Moralvorstellungen durchzusetzen. Das ist heute genauso aktuell wie vor 200 Jahren.

Was soll Sexualpädagogik wirklich leisten?

Aktuelle Berichte über US-amerikanische Entwicklungstendenzen in der Sexualpädagogik liefern dazu eindrückliche und zum Teil gruselige Belege. Aus der seit Mitte der 1980er Jahre hierzulande auch mit gutem Grund initiierten Aids-Prävention und aus den Kampagnen gegen Teenagerschwangerschaften ist vielerorts eine *fear-and-abstinence-based education* geworden, eine »Pädagogik«, die nur noch die Gefahren in penetranter Weise artikuliert, die Ängste schürt, Sexualität aller Form verekelt und nur noch einen Ausweg propagiert: Enthaltsamkeit.

»True love waits« und »no sex before marriage« – inzwischen kursieren auch in Deutschland bereits gelbe Postkarten, auf denen sich Jugendliche verpflichten, mit dem Geschlechtsverkehr bis zur Ehe zu warten. Um nicht missverstanden zu werden: Ich habe nichts gegen abstinente Jugendliche. Ja, ich halte es angesichts allgemeiner Vermarktung der Sexualität und all der pseudo-lockeren und pseudo-unverklemmten Aufklärung, die Jugendliche heute über sich ergehen lassen müssen für gar nicht so unverständlich, dass viele es zunächst einfach lassen. Verweigerung als eine Möglichkeit, Irritation, Peinlichkeit und Scham zu umgehen. Doch was Jugendliche partnerschaftlich und sexuell tun oder lassen, sollte ihrer Entscheidung überlassen bleiben. Sexualpädagogen hierzulande sollten in den wieder anschwellenden Kanon der allgemeinen Manipulation, Bevormun-

dung und Verdummung nicht einstimmen, weder als Moralapostel wider die Unkeuschheit noch als kesse Typen, die mit Holzpenis und Kondomkiste bewaffnet fünfte Klassen heimsuchen.

»Nur wer Grenzen kennt, kann sie auch bewusst überschreiten«

Nun wissen wir schon, was wir nicht wollen. Was aber wollen wir in und mit der emanzipatorischen Sexualpädagogik erreichen? Zur Beantwortung dieser Frage eine kleine Illustration: Was würden Sie einem, sagen wir mal Zehnjährigen antworten, wenn er Sie fragt: Ist Sexualität etwas Schmutziges? Vielleicht fragt heute kein Kind oder kein Jugendlicher mehr genau so. Aber viele Fragen ähnlicher Art betreffen das gleiche Problem: Was ist sauber, was schmutzig, was erlaubt, was verboten, was moralisch, was sündig, was gesund, was krankhaft, was normal, was abartig. Es geht um Normen.

Vermutlich würden viele spontan eine »saubere« Antwort geben: Nein, Sexualität ist nicht schmutzig, ist keine Sünde, zumindest meistens nicht. Nun folgen beinahe zwangsläufig Hinweise auf Hygiene, Schutz, Verantwortung, Wechselseitigkeit und – war da nicht noch was? Unsere aufgeklärte und aufklärende Zeit zerredet viel, der Bauch ist weg, der Kopf bleibt, eine schöne Emanzipation, die Sexualität zerredet, zergliedert, verkopft, entsinnlicht ...

Probieren wir es doch einmal anders herum. Ist Sex schmutzig? Na klar, wenn man's richtig macht! Ich vermute, Sie sind jetzt provoziert ... und schon ist die Lust wieder da. Ich will mich erklären, durch eine – kind- und elterngemäße – Analogie: Fragen wir unseren Zehnjährigen: Machst du dich beim Spielen schmutzig? Wenn er ehrlich ist, wird er bejahen. Auch Kinderspiel ist schmutzig, »schmutzlust-voll«, wenn Kinder richtig spielen. Wenn sie hingegen vorab vergattert werden – »mach mir ja keinen Fleck auf die Hose ...« –, wie soll dann noch lustvolles Spiel entstehen? Ähnlich ergeht es der Lust am Essen, am Niesen, am Popeln ... Ich stoppe hier die Aufzählung, denn dieses ist ein offizieller Rahmen. Hier muss die Lust ihre Grenzen haben.

Resümee dieser kleinen Etüde: Emanzipatorische Sexualpädagogik will das Sinnliche, das Lustvolle des Lebens stärken. Aber dazu gehört auch: den jeweiligen Rahmen beachten, alles hat seine Zeit und seinen Raum,

manches muss auch in der Fantasie verbleiben. Sich erkennen und erleben heißt auch: seine Grenzen erkunden, anderer Grenzen achten, die Grenzen anderer Menschen oder anderer Kulturen. Nur wer Grenzen kennt und sie erkennt und sie anerkennt, kann sie auch bewusst überschreiten. Das kann dann wieder auch sehr schön sein, aber vielleicht auch gefährlich. Gelebtes Leben, gelebte Sexualität ist nicht gut oder schlecht, sauber oder schmutzig, sondern immer beides, ein Feld von Widersprüchen, die unser lebendiges Sein ausmachen. Hierin mit Sachkenntnis und Erfahrung entscheiden zu können, das ist die Freiheit, die wie meinen, und zu der hin wir erziehen wollen. Sie hat nichts gemein mit der gläubigen Unterwerfung unter – vorgeblich ewige – Normen (in aller Regel Verbote), von denen ich eingangs sprach.

Deshalb wollen wir in der emanzipatorischen Sexualpädagogik keine trockene, kognitive, sondern eine ganzheitliche sinnliche Erziehung, und keine folgen-, sondern eine ursachorientierte Pädagogik, die vor allem nach dem Warum des Handelns fragt; deshalb entwickeln wir nicht in erster Linie problem- und gefahrenorientierte, sondern entwicklungsorientierte Ansätze und verzichten auf Angstmacherei; deshalb wollen wir nicht manipulieren, sondern Manipulationsresistenz erzeugen – ein Ziel, das auch den SexualpädagogInnen eine ständige Selbstreflexion und Qualifikation ihrer Arbeit abfordert.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Literatur

Amendt, G. (1980). Wie frei macht Pädophilie? Ein Gespräch mit Alice Schwarzer. 1. April 1980. <https://www.emma.de/artikel/wie-frei-macht-paedophilie-264316> (30.04.2020).

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität*. Stuttgart: Enke Verlag.

Die List der Lust

Polemisches zu Sexualität und Gesundheit¹

»Alle reden von Lebenserwartung,
keiner mehr von der Erwartung ans Leben.«

Andrea Breth

Bestimmt kennen Sie die Geschichte dieses in die besten Jahre gekommenen Mannes, dessen Arzt ihm fröhlich mitteilt, dass er, wenn er das Rauen aufgebe, bewusster esse (Blutfettwerte), den Weinkonsum reduziere und seine sexuellen Aktivitäten regelmäßig gestalte (unter Inkaufnahme retrograder Ejakulation aufgrund der Medikation gegen seine altersbedingte Prostatahyperplasie) hundert Jahre alt werden könne – woraufhin der Mann entgegnet, wozu er, bei einer solch schnöden Lebensweise, 100 Jahre werden solle ...

Welche Zusammenhänge bestehen zwischen Gesundheit und Sexualität?

Gesundheit ist – nach der weitreichenden Definition der WHO – das organische, geistige und soziale Wohlbefinden des Menschen. Die Art und Weise des Sexualverhaltens, die dabei erreichte genitale Erregung und Entspannung sowie die Partnerbeziehung, in der sich die Sexualität zumeist verwirklicht, haben auf das Wohlbefinden einen erheblichen Einfluss. Macht uns diese Einsicht schlauer?

Kaum. Nur in wenigen Bereichen der Sexualität ist es vom medizinischen oder Sexual- oder gesundheitswissenschaftlichen Standpunkt aus möglich und sinnvoll, zu definieren, was der Gesundheit dient. Gerade das sexuelle Verhalten und Erleben ist nicht selten der Beelzebub, mit dem der Teufel ausgetrieben oder in Schach gehalten wird. Beispielhaft: die »Plombenfunktion« der Perversion, die Funktion ritualisierter, oft bizarer und nicht selten risikoreicher sexueller Praktiken, Ängste und Hass zu binden,

¹ Erstveröffentlichung in *pro familia magazin*, 2/1996, S. 9. Das Heft zum Thema »Sexualität und Gesundheit« spiegelt den verbandsinternen Diskurs der Umsetzung des IPPF-Strategieprogramms »Vision 2000« zur Förderung der sexuellen und reproduktiven Gesundheit in der ersten Hälfte der 1990er Jahre wider.

den Alltag zu entgiften und so dem Individuum das sozial integrierte (Weiter-)Leben zu ermöglichen.

Die sinnlich-vitale Seite der menschlichen Existenz umfasst viele Formen gesundheitsschädlicher lebenserhaltender Modi: die Fressorgie, den Drogenrausch, das exzessive Spiel, die künstlich herbeigeführte Todesangst beim Bungee-Jump, den Adrenalinkick bei Grenzüberschreitungen verschiedenster Art ... Glücklich ist, wer verfrisst, was nicht zu versauen ist, formuliert der Volksmund (der O-Ton aus dem Trinklied der Strauss'schen Fledermaus meint das Gleiche, formuliert nur etwas netter) – ein begrenztes Glück, das da anvisiert wird, aber besser als nichts. Das gilt auch für sexuelle Höhepunkte.

Sexualität und Gesundheit – ein zerstrittenes Paar, das einander braucht, aber auch aufreibt.

Welchen Sinn hat es, sexuelles Verhalten als gesundheitsförderlich oder krankmachend einzustufen? Da wäre zum Beispiel die Notwendigkeit, sich vor sexuell übertragbaren Infektionen und HIV zu schützen oder vor unerwünschter Schwangerschaft. Die Erfahrung lehrt, dass diese vernünftigen Botschaften schnell ins Kategorisch-Moralische abkippen können. Aus der Prävention möglicher negativer Folgen gelebter Sexualität wird die Prävention der Sexualität, wird Prävention um jeden Preis – vor allem um den Preis der Lust.

Die Forderung (oder Gewährung) selbstbestimmter Sexualität modifiziert sich zur verantwortungsbewussten Sexualität, zur Verantwortung gegenüber der Gesundheitsnorm. Der Schadensfall wird so zum schuldhaften Vergehen. Das ist die Moral von der Geschicht'.

Gesundsein ist moralisch – wobei aus staatlicher Sicht die Moralität des Volkes (die »Volksgesundheit«) vor allem deshalb interessiert, weil sie weniger Kosten verursacht als Krankheit.

Interessanterweise gibt es auch den umgekehrten Fall, auch Krankheit kann moralisch sein, dann, wenn sie als nicht selbstverschuldet angesehen wird, oder wenn der oder die Betroffene sich »einsichtig« zeigt. Kriterien: Leidensdruck, Krankheitseinsicht, Therapiewunsch. Die Diagnose entlastet von Schuld- und Schamgefühlen und erheischt Verständnis und helfende Zuwendung.

Krankheit ist darüber hinaus nicht nur moralisch, sondern auch praktisch: Wer krank ist, dem wird geholfen, auf Rezept.

Fatalerweise wird Krankheit, allen psychosomatischen und biopsychosozialen Einsichten zum Trotz, gerade im Bereich der sogenannten sexuel-

len Funktionsstörungen immer wieder somatisiert. Erektionsstörungen, so ist zu hören, sind viel häufiger als früher angenommen organischen Ursprungs. Und wenn sie schon keine körperlichen Ursachen haben, so sind sie doch zumindest organmedizinisch kurierbar, zum Beispiel durch SKAT². Solch ein Verfahren ist schon rein krankenkassenabrechnungstechnisch gesehen viel einfacher als die Beratung oder Therapie (womöglich gar eines Paares). Der ganzheitliche biopsychosoziale Gesundheitsbegriff geht so den Bach runter, aus höchst moralischen und zutiefst praktischen Gründen.

Aber vielleicht geschieht das diesem hohen Normativ ganz recht – zumindest dann, wenn es als Messlatte für individuelles Verhalten daherkommt, uns nicht nur die Abwesenheit von Krankheit oktroyiert, sondern darüber hinaus noch zu Wohlbefinden nötigt. Wo bleibt unser Recht auf Krankheit, Leid, Überdruss, Unzufriedenheit, Konflikt, unser Recht aufs Symptom? Nur durch das Recht auf Krankheit bleibt Gesundheit ein Recht und wird nicht zur Pflicht. Genau darum geht es bei der Akzeptanz der individuellen Einzigartigkeit und Vielfalt menschlicher Sexualitäten. Auf der Basis dieser Einsicht könnte dann sogar sexuelle Gesundheit ein Kriterium sexualwissenschaftlicher, -therapeutischer, -pädagogischer und -politischer Maßnahmen werden.

Merke: Besser auf gesunde Art krank als unheilbar gesund.

² SKAT: Schwellkörperautoinjektionstherapie; als der Artikel geschrieben wurde, waren Viagra & Co. noch nicht auf dem Markt.

Sexualpädagogik und Prävention sexueller Gewalt¹

Kann Sexualerziehung generell, kann insbesondere professionelle Sexualpädagogik einen Beitrag zur Prävention sexueller Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen leisten?

Im Kreis der hier Versammelten – im »Dunstkreis« der pro familia – gestellt, klingt die Frage nicht sehr spannend. Die Frage, *ob* Sexualpädagogik einen präventiven Beitrag leisten kann, bzw. dass die Prävention sexueller Gewalt und sexuellen Missbrauchs der Sexualpädagogik bedarf, scheint klar mit »Ja« beantwortbar (selbst aus der Sicht einer Sexualpädagogik, die präventive Ziele weder als alleinige noch als primär anzustrebende betrachtet). Auf dieser Tagung wird deshalb auch in den Workshops differenziert der Frage nachgegangen, *wie* Sexualpädagogik am besten, am wirkungsvollsten zum Einsatz gelangen kann, mit welchen Konzepten, Inhalten und Methoden, bei welchen Zielgruppen, in welchem Setting, in welchem institutionellen Rahmen usw.

Gleichwohl ist die Einhelligkeit hinsichtlich der prinzipiellen präventiven Potenz der Sexualpädagogik zur Verhinderung oder Zurückdrängung sexueller Gewalt keine allgemeine, es bestehen andere Ansichten, solche, die Sexualpädagogik für nutzlos oder gar für schädlich halten – Ansichten, die insbesondere eine sexualitätsbejahende, emanzipatorische Pädagogik verteufeln. Ich möchte im Rahmen meiner Ausführungen einige dieser Ansichten aufgreifen, mich mit ihnen auseinandersetzen. Wenngleich manches absurd daherkommt, es ist doch allemal Anregung zur Reflexion sexualpädagogischen Handelns, zur Frage nach den entwicklungspsychologischen Grundlagen, zur Frage nach den Auswirkungen unseres Tuns –

¹ Bisher unpublizierter Vortrag auf der Tagung »Prävention sexueller Gewalt – Möglichkeiten und Grenzen im pädagogischen Alltag« in Würzburg am 3.10.1998. Überarbeitet und ergänzt im August 2007.

den positiven wie negativen (und da ist vorab bereits festzustellen, dass wir über die Wirksamkeit von Sexualpädagogik generell und ihre Verbreitung ziemlich wenig wissen).

Zweck dieser Reflexion ist Selbstvergewisserung, Professionalisierung und Qualitätssicherung und schließlich auch Legitimation sexualpädagogischen Handelns. Legitimation ist nicht das Unwichtigste: Professionelle Sexualpädagogik – auch die außerhalb der Schule – bedarf in der Regel einiger Steuergroschen und damit auch des staatlichen Auftrags. Wie ist die aktuelle Lage? Was hält der Gesetzgeber von Sexualpädagogik?

Die aktuelle Lage ist nicht schlecht: Sexualpädagogik wird staatlicherseits gefordert – wenn auch im außerschulischen Bereich nicht hinlänglich gefördert –, wenn auch seit Aids und der Novellierung des Paragrafen 218 vor allem mit anderen Präventionszielen befrachtet; doch im Kanon der staatlicherseits an die Sexualpädagogik gestellten Forderungen findet sich auch die nach Prävention sexueller Gewalt bzw. sexuellen Missbrauchs: Andrea Hilgers hat im Auftrag der BZgA 1995 eine Analyse der Richtlinien und Lehrpläne zur schulischen Sexualerziehung der einzelnen Bundesländer vorgelegt. Sie resümiert darin, dass

»das Thema ›sexueller Missbrauch‹ in Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen nicht vorkommt. Verschleiernd oder beschönigend durch die Formulierung ›Warnung vor falschen Kinderfreunden‹ ist es in den Richtlinien Bayerns, Brandenburgs, in Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein enthalten. Die übrigen Bundesländer sprechen es mehr oder weniger deutlich und sensibel an« (Hilgers, 1995, S. 77).

Aus historischer Sicht ist darauf hinzuweisen, dass der Beschluss der KMK vom 3.10.1968 (auf den Tag genau heute vor 30 Jahren) bereits die Thematisierung der »Gefahren durch ›Kinderfreunde‹« bis Ende der sechsten Klasse empfiehlt sowie im Rahmen der Erörterung strafrechtlicher Fragen unter anderem das Eingehen auf Vergewaltigung und sogenannte Triebverbrechen bis zum Ende des zehnten Schuljahres (ebd., S. 14). Der erste Aspekt ist von fast allen Bundesländern in Richtlinien und Verfügungen aufgegriffen worden, der zweite von keinem (vgl. Bach & Weller, 1994).

Ohne es an dieser Stelle völlig ausloten zu können: Es wird deutlich, dass die Prävention sexuellen Missbrauchs mehrheitlich als Thema benannt und in sexualpädagogische Konzepte integriert wird (Bremen, Berlin, Hamburg), aber zum Teil in insgesamt sexualitätsbejahenden Konzeptio-

nen fehlt (NRW), andererseits noch immer auch in antiquierter Form im Sinne des »Warnens vor fremden Männern« etc. konzipiert wird.²

Wie die sexualpädagogische bzw. die präventive Praxis in Deutschland wirklich aussieht, ist schwer einschätzbar, denn – wie gesagt – umfassende Untersuchungen stehen aus (sie sind vielleicht ausgehend von einer Veranstaltung wie dieser initiiert). In einer Studie von Richter-Appelt und Lauschke gab zum Beispiel die Hälfte aller Hamburger Grundschullehrer an, das Thema »sexueller Missbrauch« behandelt zu haben (vgl. Richter-Appelt & Lauschke, 1997, S. 226). Inwieweit solche Ergebnisse über eine selektive Stichprobe hinaus verallgemeinerbar sind, bleibt freilich offen – es ist sicher ein eher zu hoch angesetzter Schätzwert, davon auszugehen, dass die Hälfte aller Grundschüler über sexuelle Gewalt aufgeklärt wird. Und was die nichtschulischen Anbieter von Sexualpädagogik, die Kinderschutzdienste, die SexualpädagogInnen der pro familia etc. leisten, ist momentan nicht quantifizierbar.

In der deutschen Sexualpädagogik relativ ausführlich rezipiert und kritisiert wurden Präventionsprogramme, wie sie seit Ende der 1970er Jahre in den USA entwickelt und eingesetzt wurden (Child Assault Preventive Programs – CAPP, basierend auf einem Empowerment-Ansatz). Diese Programme sind zwar insofern modern, als sie nicht mehr die Mär vom fremden Onkel mit den Bonbons aufischen und die Tatsache der sexuellen Gewalt im familiären Nahraum berücksichtigen, aber sie vermeiden die Thematisierung der Sexualität bzw. besetzen Sexualität ausschließlich negativ (Wehnert-Franke et al., 1992; Bodenbender, 1994).

Ausgehend von diesen Kritiken wurde immer wieder, gerade durch die Vertreter einer emanzipatorischen Sexualpädagogik, gefordert, dass »Maß-

2 In der 2004 erschienenen Aktualisierung der Expertise wird zum Thema »Sexualisierte Gewalt gegen Kinder« ausgeführt: »Dass schulische Sexualerziehung einen Beitrag zur Prävention von sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche leisten soll, ist mittlerweile in allen Bundesländern weitestgehend anerkannt. Mit Ausnahme von Brandenburg, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein soll im Regelfall mit der Prävention in der Grundschule begonnen werden. In den meisten Bundesländern wird auf die Stärkung des Selbstbewusstseins der Kinder gesetzt, in Baden-Württemberg, Berlin, Bremen, Hamburg und Sachsen-Anhalt werden im Sinne sekundärer Prävention auch die Lehrkräfte für das Erkennen sexualisierter Gewalt sensibilisiert. Lediglich in Hamburg und Bremen gibt es Ansätze zur Täterprävention, indem das geschlechtsspezifische Verhalten von Jungen in den Blick gerückt wird. Sachsen präferiert ein als überkommen anzusehendes Abschreckungskonzept (Hilgers, 2004, S. 170).

nahmen, die als Prävention gegen den sexuellen Missbrauch von Kindern wirksam sein sollen [...] im Rahmen einer umfassenden Sexualerziehung stattfinden [müssen]« (Koch, 1993, S. 107). Seit Jahren ist die Prävention sexueller Gewalt neben den beiden anderen großen Präventionskomplexen (der Verhütung unerwünschter Schwangerschaften und der Verhinderung sexuell übertragbarer Krankheiten einschließlich Aids) anerkannt (vgl. z. B. Bach & Weller, 1994). Allerdings setzt die emanzipatorische Pädagogik nicht primär auf die Verhinderung von Gefahren, sondern auf die Förderung der sexuellen Entwicklung.

Die Generalbegründung für dieses Vorgehen hat Johanna Stumpf bereits 1990 unter Bezug auf Analysen von David Finkelhor wie folgt formuliert:

»Mädchen und Jungen aus Familien mit rigiden Sexualnormen, d. h. aus Familien, in denen Sexualität tabuisiert wird, ein strenges moralisches Klima herrscht und Selbstbefriedigung verboten ist, werden signifikant häufiger Opfer sexueller Ausbeutung als Mädchen und Jungen, die eine emanzipatorische Sexualerziehung erhielten (vgl. Finkelhor 1984). Erleben Mädchen und Jungen einen positiven Zusammenhang von Sexualität, Freude, Zuneigung und Lust, so fällt es ihnen leichter, sexuelle Übergriffe schon in den Anfängen zu erkennen. Sie nehmen ihr Recht auf sexuelle Selbstbestimmung leichter wahr, denn sie können mit größerer Sicherheit bestimmen, was ihren Wünschen entspricht und was nicht; ihnen fällt es weniger schwer, bei sexuellen Übergriffen ›nein‹ zu sagen und diese öffentlich zu machen« (Stumpf, 1990, S. 26f.).

Ich bin überzeugt, dass diese Zusammenhänge so existieren, aber zumindest hierzulande gibt es dafür noch keine empirisch gesicherte Faktenbasis. Die Evaluation sexualpädagogischer Präventionsmaßnahmen in Bezug auf Gewalt fehlt (vgl. Marquardt-Mau, 1997, S. 95). Solche Studien sind dringend nötig.

Gerade diese positiven, sexualitätsbejahenden Konzepte und die Personen und Institutionen, die sie umsetzen, werden heutzutage wieder verstärkt infrage gestellt und bekämpft. Den emanzipatorischen Konzepten wird nicht nur ihr prinzipiell präventiver Charakter abgesprochen, nein, sie werden als maßgebliche Verursacher aller möglicher sexueller Unbill denunziert. Auch diese Vorwürfe sind an sich nicht neu, neu sind jedoch die Inbrunst der Aktivitäten und die Nutzung empirischer Forschung in der Argumentation.

Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf Angriffe gegen die pro familia (inkl. Vertriebsgesellschaft und *pro familia magazin*) durch die Herren Annen und Brenner des MUT e. V. aus 69151 Neckargemünd³ sowie auf einen Artikel aus *Christ und Zukunft*, dem Zentralorgan der »Bewegung für das Leben« in Deutschland.

Die mit großem Aufwand (z. B. persönlichen Briefen an alle Bundestagsabgeordneten) seit 1996 gegen die pro familia geführte Kampagne beinhaltet in ihrem Kern den Vorwurf der Verführung und Versexualisierung von Kindern durch Sexualaufklärung und -pädagogik, der Zerstörung ihrer Bindungsfähigkeit und der Zerstörung der Familien sowie der Förderung und Verharmlosung der Sexualität mit Kindern und der Kinderpornografie.

Die Argumentationen beziehen sich zum Teil auf nicht-sexualpädagogische Produkte, die durch die pro-familia-Vertriebsgesellschaft vertrieben wurden (Erotografie für Erwachsene wie die Buchreihe »Mein heimliches Auge« aus dem Konkursbuch-Verlag), sowie auf sogenannte pädophilienfreundliche Texte im *pro familia magazin* (Artikel von Lautmann, 1995). Um den Pornografie- und Pädophilievorwurf zu unterstreichen, wird auch aus dem 1974 erschienenen Aufklärungsbuch *Zeig Mal!* zitiert. Damit wird dann auf die pro-familia-Sexualpädagogik insgesamt gezielt und Schulämpter (z. B. das im Thüringischen Erfurt) werden aufgefordert: Im Interesse der Kinder – halte diesen Verein von den Schulen fern!

Die Anwürfe blieben nicht ohne Wirkung. Ich will hier nicht die ganzen institutionellen Turbulenzen wiedergeben, sondern zwei generelle Überlegungen anstellen: Da wäre die (durchaus selbstkritische) Frage, ob sich die Vertreter der sexualfreundlichen, emanzipatorischen, entwicklungsfördernden Pädagogik in den letzten Jahren hinlänglich sensibel auf den gewandelten Zeitgeist, auf die angewachsene Ambivalenz und Polarisierung in Sachen Kindersexualität, familiäre Sexualität, Inzest, Missbrauch eingestellt haben. Und da wäre als zweites die Sorge, dass sich die emanzipatorische Sexualpädagogik aufgrund zu geringer wissenschaftlicher Argumentationsmasse in der stürmischen und aufgeheizten Debatte aus dem Gleichgewicht werfen und zum übervorsichtigen oder resignativen Rückzug von emanzipatorischen Positionen treiben lassen könnte. Ich will diese zwei generellen Überlegungen an zwei konkreten Aspekten veranschaulichen.

3 Zu den weiteren Aktivitäten des MUT e. V. im Zeitalter des Internet siehe www.mutev.de.

In ihrer Stellungnahme zu den genannten Anwürfen verlautbarte der pro-familia-Bundesverband im November 1996: »1995 hat die Vertriebsgesellschaft dieses Buch [gemeint ist *Zeig Mal!*] aus dem Programm genommen, weil sie zu der Überzeugung gelangt war, dass es nicht mehr zeitgemäß und problemangemessen sei. In der sexualpädagogischen Arbeit von pro familia hat das Buch keine Bedeutung mehr« (pro familia, 1996). Mich würde interessieren: Welche Bedeutung haben *Zeig Mal!* und *Zeig Mal Mehr!* wirklich gehabt? Sie galten als Kultbücher emanzipatorischer Pädagogik, die in keinem Kinderladen fehlen durften – inzwischen gelten sie als »Kultobjekte der Pädophilen«. Mich interessiert: Wer hat sie wo und mit welchem Erfolg in der sexualpädagogischen Arbeit eingesetzt? Und: Wer schreibt den Nachruf auf *Zeig Mal!*? Ganz abgesehen von den Argumenten gegen Brenner und Co.: Sexualpädagogik braucht nicht nur individuell, sondern auch institutionell Selbstreflexion, das heißt die historisch konkrete Einordnung ihrer Konzepte. Beispielhaft hierfür ist die Kritik von Ulrike Schmauch an Günter Amendts kürzlich neu aufgelegtem *Das Sex Buch* (Schmauch, 1994). In der eben erwähnten Stellungnahme der pro familia heißt es an anderer Stelle:

»pro familia-Sexualpädagogik richtet sich vornehmlich an Jugendliche, Eltern und Multiplikatoren aus der Kinder- und Jugendarbeit und nicht direkt an Kinder. Im vorschulischen Bereich unterstützt sie das Fachpersonal im Verstehen von und im Umgang mit den Entwicklungsstufen kindlicher Sexualität« (pro familia, 1996, S. 5).

Diese Aussage ist freilich nicht falsch, aber ich höre heraus: Unsere richtige, die eigentliche Sexualpädagogik machen wir mit Jugendlichen, Kinder werden, durch Eltern, Kindergärtnerinnen, Grundschullehrerinnen erzogen, im Kindesalter mischen sich Sexualpädagogen (noch) nicht ein. Gerade unter dem Aspekt der Prävention sexuellen Kindesmissbrauchs fände ich es verheerend, würden die Jüngsten sexualpädagogisch aus dem Blick geraten.

Ein letztes Beispiel für aktuelle Antipädagogik: In der Nr. 3/1997 der Zeitschrift *Christ und Zukunft* wurde ein Artikel mit dem Titel »Die schlechten Früchte der Sexualerziehung« veröffentlicht. Verfasser ist der Amerikaner Brian Clowes. Die Herausgeber der Zeitschrift haben diesmal nicht die pro familia im Visier, ihnen geht es um den wissenschaftlichen Nachweis der Negativwirkungen einer »verfehlten, verführerischen

Schulsexual-Erziehung hierzulande, aber auch [der] gleichsam flächendeckende[n] Verhütungspropaganda (vgl. den Love-Tour-Bus des Deutschen Roten Kreuzes, die Schriften der >Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung<) bis in den Raum unserer katholischen Kirche hinein [...]« (*Christ und Zukunft*, 1997, S. 1700). Es werden unter anderem folgende Untersuchungsergebnisse angeboten:

»1986 führten Harris und Mitarbeiter für >Planned Parenthood< eine umfassende Umfrage durch bezüglich Teenagerschwangerschaften und den Einfluß von SE [Sexualerziehung]. Hier die Ergebnisse:

- von Teenagern, die umfassende SE genossen hatten, hatten 46 % Geschlechtsverkehr.
- Teenager ohne SE hatten zu 32 % Geschlechtsverkehr.
- Teenager, die eine biologische Aufklärung bekommen, hatten [zu] 26 % Geschlechtsverkehr aufgenommen« (ebd., S. 1701).

Und weiter unten im Text:

»Schulen mit einer moralisch und ethisch neutralen SE beauftragen, heißt, ihnen einen Mißgriff aufzutragen. Und wir haben ganz sicher einen Mißgriff begangen. Von 1960 bis 1991, einer Zeitspanne von gerade mal drei Jahrzehnten haben wir in der amerikanischen Gesellschaft die folgenden Entwicklungen festgestellt, von denen viele den Sexualziehern zugeschrieben werden müssen:

- Abtreibungen nahmen um 800 % zu.
- Die Rate unehelicher Geburten nahm um 457 % zu.
- Kindesmißbrauch nahm um 500 % zu.
- Die Scheidungsrate nahm um 133 % zu.
- Alleinerziehende Elternteile nahmen um 214 % zu.
- Das uneheliche Zusammenleben nahm um 279 % zu.

[usw.] [...] Es überrascht überhaupt nicht, daß die Sexualerzieher einen so tiefgreifenden Einfluß auf unsere Gesellschaft hatten« (ebd., S. 1702).

In diesem Kreis muss nicht betont werden, dass die hier dargestellten Fakten Spiegel komplexer gesellschaftlicher Veränderungen sind und keinesfalls Wirkungen einer – wie auch immer gearteten – Sexualaufklärung. Aber es wird deutlich, dass unter anderem auch unter Rückgriff auf empiri-

rische Untersuchungen »verführerische Sexualerziehung« gegeißelt wird, das »Unheil der Lustförderung«, die Auswirkungen der »Versexualisierung«. Demgegenüber steht das Konzept der Bewahrung vor Sexualität. Allenfalls minimale Aufklärung über biologische Zusammenhänge wird gutgeheißen, denn sie bewahrt am besten vor Sexualität und ihren Fährnissen.

Hinter solchen Konzepten lebt wieder das Bild vom Kind als a- bzw. präsexuelles Wesen auf, das Bild vom Kind aus dem 19. Jahrhundert. Die moderne Sexualwissenschaft vertritt seit Freud einen anderen Standpunkt: Kinder sind sexuelle Wesen, der Mensch ist ein Sexualwesen von Anfang an. Das heißt natürlich nicht zwangsläufig, dass Sexualpädagogik von Anfang an sein muss. Es geht auch ohne, sexuelle Sozialisation, psychosexuelle Entwicklung findet auch ohne bewusst intendierte erzieherische Einflussnahme statt. Da wir aber wissen, dass etwa jedes dritte bis vierte Mädchen und jeder zehnte bis 20. Junge im Verlauf ihrer/seiner Entwicklung Erfahrungen mit sexueller Gewalt macht, sexuelle Übergriffe erleidet, und da wir die vielfältigen Entwicklungsbeeinträchtigungen solcher Gewalterfahrungen kennen, ergibt sich die Notwendigkeit präventiver Arbeit, die bereits im frühen Kindesalter beginnen muss, da sexuelle Übergriffe mehrheitlich gegenüber Kindern im Grundschulalter, häufig bereits im Vorschulalter stattfinden (vgl. Lange, 1993, S. 162).

Die Kernfrage ist dabei die nach der entwicklungsfördernden altersadäquaten Herangehensweise, also nach der entwicklungspsychologischen Begründung sexualpädagogischer Ziele, die zweite Frage ist die nach der methodischen Umsetzung der Ziele. Diese beiden Fragen möchte ich im Folgenden bezogen auf vor allem das Vorschulalter und Grundschulalter erörtern, ergänzt durch eine dritte Frage nach den jeweiligen Risiken sexualpädagogischen Handelns.

Die frühe Kindheit

Die moderne Entwicklungspsychologie ist sich darüber einig, dass die ersten Jahre für die psychosexuelle Entwicklung von höchster Bedeutung sind, dass Kinder ausreichend sinnliche Nähe brauchen, übers Stillen, übers Wiegen, über Körperkontakt. Es geht um die Interaktionen des Kindes mit der Mutter, dem Vater, den unmittelbaren Bezugspersonen.

Die Frage ist: Welches sind die »normalen« und entwicklungsförder-

lichen Formen, Mechanismen, Modi in der Eltern-Kind-Interaktion? Und: Wo beginnt der Übergriff, die Entwicklungsbeeinträchtigung? Und: Wie sexuell sind die Eltern-Kind-Interaktionen bzw. sind sie ihrem Wesen nach sexuell und dürfen sie es sein?

Freud schreibt dazu 1905 in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*:

»Die Mutter würde wahrscheinlich erschrecken, wenn man ihr die Aufklärung gäbe, daß sie mit all ihren Zärtlichkeiten den Sexualtrieb ihres Kindes weckt und dessen spätere Intensität vorbereitet. Sie hält ihr Tun für asexuelle >reine< Liebe, da sie es doch sorgsam vermeidet, den Genitalien des Kindes mehr Erregung zuzuführen, als bei der Körperpflege unumgänglich ist. Aber der Geschlechtstrieb wird nicht nur durch Erregung der Genitalzone geweckt, wie wir ja wissen; was wir Zärtlichkeit heißen, wird unfehlbar eines Tages seine Wirkung auch auf die Genitalzonen äußern. Verstünde die Mutter mehr von der hohen Bedeutung der Triebe für das gesamte Seelenleben, für alle ethischen und psychischen Leistungen, so würde sie sich übrigens auch nach der Aufklärung alle Selbstvorwürfe ersparen. Sie erfüllt nur ihre Aufgabe, wenn sie das Kind lieben lehrt; es soll ja ein tüchtiger Mensch mit energischem Sexualbedürfnis werden und in seinem Leben all das vollbringen, wozu der Trieb den Menschen drängt« (Freud, 1905d, S. 124f.).

Freud hat seinerzeit nicht nur über psychosexuelle Entwicklungsförderung, sondern auch über Beeinträchtigungen respektive Risiken nachgedacht:

»Ein Zuviel von elterlicher Zärtlichkeit wird freilich schädlich werden, indem es die sexuelle Reifung beschleunigt, auch dadurch, daß es das Kind >verwöhnt<, es unfähig macht, im späteren Leben auf Liebe zeitweilig zu verzichten oder sich mit einem geringeren Maß davon zu begnügen. Es ist eines der besten Vorzeichen späterer Nervosität, wenn das Kind sich unersättlich in seinem Verlangen nach Zärtlichkeit der Eltern erweist, und andererseits werden gerade neuropathische Eltern, die ja meist zur maßlosen Zärtlichkeit neigen, durch ihre Liebkosungen die Disposition des Kindes zur neurotischen Erkrankung am ehesten wecken« (ebd., S. 125).

Heutzutage würden wir mit einem »Zuviel an elterlicher Zuneigung« wahrscheinlich Übergriffe, Grenzüberschreitungen, sexuellen Missbrauch assoziieren. In Präzisierung zu Freud denke ich, dass ein Kind nicht schlechterdings ein Zuviel an Zuwendung bekommen kann, sehr wohl aber

ein Zuviel an falscher Zuwendung und ein Zuwenig an richtiger. Ich denke hier nicht primär an die zum Glück seltenen Fälle sexuellen Missbrauchs bereits von Säuglingen, sehr wohl aber an den Beginn von Entwicklungen (individuellen wie interpersonellen), die später zu sexuellem Missbrauch führen (auf Täter- wie Opferseite). Gerade innerfamiliärer Missbrauch – das ist inzwischen Gemeingut – beginnt nicht aus heiterem Himmel. Ich möchte diese Erkenntnis einmal zugespitzt mit Blick auf potenzielle Opfer formulieren: Meines Erachtens gibt es die Sozialisation einer Opferpersönlichkeit, die sehr früh beginnt. Das sind Kinder, deren sinnliche Bedürfnisse frühzeitig frustriert oder inadäquat gestillt werden, die Übergriffe und Entsaugungen erdulden lernen, die lernen, gefügig für die Bedürfnisse Erwachsener da zu sein, oder die aus erlebter Entsaugung heraus Zuwendung suchen, gleich welcher Art.

Noch einmal zur Frage: Was ist adäquate Zuwendung, wo beginnt der entwicklungsbeeinträchtigende Übergriff? Für eine allgemeine Antwort auf diese Frage möchte ich ein sehr einfaches, aber anschauliches Modell frühkindlicher Interaktion nach Winnicott nutzen:

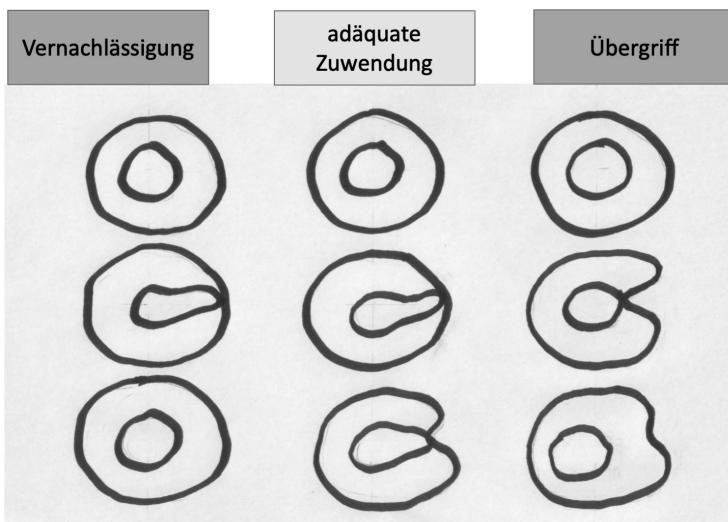


Abb. 1: Interaktionsmodell nach Winnicott (vgl. Becker, 1997, S. 20).

Der Innenkreis symbolisiert jeweils das Kind, der Außenkreis die soziale Umgebung (Bezugsperson). Die Ausgangslage in den drei Spalten ist jeweils: Das

Kind und die Kontaktperson sind nicht aufeinander bezogen. Im Falle der Ver-nachlässigung (linke Spalte) signalisiert das Kind ein (Kontakt-)Bedürfnis, das aber nicht angemessen erwidert bzw. befriedigt wird. Das Kind zieht sich da-raufhin zurück. In der rechten Spalte (Übergriff) wirkt die Bezugsperson auf das Kind ein, obwohl dieses gar kein Bedürfnis signalisiert. Wiederum zieht sich das Kind zurück. Im Falle der adäquaten Zuwendung agiert das Kind sein Bedürfnis und die Bezugsperson reagiert darauf. Gelungene Kommunikation ist also sensible Reaktion der Erwachsenen auf Signale des Kindes.

Mein Resümee aus solchen Überlegungen zur sinnlich-sexuellen Inter-aktion zwischen den Generationen habe ich in einem Artikel im *pro familia magazin* 3/1997 dargelegt (Weller, 1997). Es lautet: Kinder haben ein Recht auf Sexualität mit Erwachsenen/ihren Eltern – Erwachsene/Eltern haben kein Recht auf Sexualität mit (ihren) Kindern (ebd.).

Falsch an dieser Aussage war lediglich, dass ich sie Helmut Kentler »untergeschoben« habe.⁴ Dass sie zu »Missverständnissen« durch selbst er-nannte Kinderschützer einlädt, scheint hingegen unvermeidlich. Man ist heutzutage schnell ein Tätersympathisant, wenn man Kindern sexuelle Be-dürfnisse zuspricht. Dannecker hat 1987 in einem Aufsatz zur Pädosexuali-tät ausgeführt, dass sich Pädophile tatsächlich gern darauf berufen, bloß die »Exekutoren kindlicher sexueller Wünsche« zu sein:

»Ihr besonderes Sensorium trügt die Pädophilen auch nicht, wenn sie die fehlende Erotisierung der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern bzw. Kindern und Erwachsenen beklagen. Soweit können sie sich zu Recht auf den frühen Freud berufen, der in den >Drei Abhandlungen zur Sexualtheo-rie< die Weckung des Sexualtriebes beim Kind durch die Zärtlichkeit der Mutter als unerlässlich für die sexuelle Entwicklung bezeichnete. [...] Aus ihr ist aber keineswegs abzuleiten, daß die Kinder von den Müttern oder ande-ren Erwachsenen als vollgültige Sexualobjekte betrachtet und dementspre-chend behandelt werden sollen« (Dannecker, 1992 [1987], S. 86).

4 Als ich nach Erscheinen des Artikels im *pro familia magazin* mit Herrn Kentler sprach, teilte er mir mit, dass er die Aussage für zutreffend halte, aber gern wissen würde, wo er das geschrieben habe. Und tatsächlich: Ich konnte sie nirgendwo finden, obwohl ich mir doch so sicher gewesen war – eine Fehlleistung der besonderen Art. Die Idee zu meiner Sentenz stammt von Günter Amendt: »Wir treten als Erwachsene für das Recht der Kinder auf Sexualität ein. Das heißt aber nicht, dass wir für das Recht der Erwachsenen auf die Sexualität der Kinder eintreten« (Amendt, 1980).

Dannecker weist auf die weite Fassung des Freud'schen Sexualitätsbegriffs hin:

»In der Beziehung zwischen Mutter und Kind wird die sexuelle Kommunikation verstanden als die Befriedigung von Bedürfnissen, was Lust bereitet, bzw. die Frustration von Bedürfnissen, was Unlust bereitet. Die Sexualität erhält eine Bedeutung, daß man sagen kann, alles an dieser Beziehung ist sexuell. [Dem ist natürlich nicht so.] [...] Der durchschnittliche Erwachsene verhält sich dem Kind gegenüber, wie sich seine Mutter ihm als Kind gegenüber verhalten hat. Er geht mit einem Kind zärtlich und erotisch um. Aus der Perspektive des durchschnittlichen Erwachsenen handelt es sich dabei um eine desexualisierte Beziehung. Aus der Perspektive des Kindes ist die Beziehung dagegen sexuell« (ebd., S. 174f.).

Trotz aller Irritation der sinnlich-sexuellen Kontakte zwischen den Generationen durch die Missbrauchsdebatte: Ich denke, es ist elementar wichtig, das Kind als Wesen mit sexuellen Bedürfnissen zu begreifen (die Redaktion des *pro familia magazin* hat übrigens als Reaktion auf die geschilderten Angriffe gerade ein umfangreiches Heft zur Kindersexualität herausgebracht: 3+4/1998); und es ist ebenso wichtig, Eltern (gerade auch die verunsicherten Väter) sexualpädagogisch zu ermutigen.

Was gibt es in den ersten Lebensjahren für sexualpädagogische Möglichkeiten der entwicklungsfördernden und zugleich präventiven Begleitung?

Meines Erachtens bietet das Konzept integrierter familienorientierter Beratungsangebote, wie es in den letzten Jahren entwickelt und auch schon in Modellprojekten erprobt wurde, beste institutionelle bzw. strukturelle Bedingungen einer »Lebensabschnittsbegleitung« junger Familien, die der – soziologisch gesprochen – Verinselung familiärer und kindlicher Lebenswelten vorbeugen kann (Familie und Beratung, 1993; Weller, 1995).

Ich kann hier auf einige eigene Erfahrungen zurückgreifen, die ich in einer Integrierten Familienberatungsstelle der *pro familia* in Erfurt gesammelt habe – es handelte sich um ein Bundesmodellprojekt. Dorthin sind viele schwangere Frauen zur Sozialberatung gekommen, nicht wenige von ihnen (die zu anderen Zwecken nie den Weg in eine Beratungsstelle gefunden hätten) erhielten Kenntnis von weiteren Informations- und Beratungsangeboten und nahmen sie wahr. Es wurden Geburtsvorbereitungskurse angeboten – eine treffliche Gelegenheit, über den Umgang mit dem noch nicht Geborenen zu sprechen. Nach der Geburt gab es Stillgruppen

und Rückbildungsgymnastik. Vermittelt wurde der Weg in Babymassage- und Pekip-Gruppen (Prager-Eltern-Kind-Programm als spezielle Methode der Förderung der sinnlichen Eltern-Kind-Beziehung im ersten Jahr). Es ist nicht so, dass all diese Aktivitäten mit der Intention der Verhinderung familiären Kindesmissbrauchs stattfanden, aber ich halte diese integrative Arbeit diesbezüglich für tragfähig.

In Bezug auf das weiter oben zur Eltern-Kind-Interaktion Gesagte möchte ich noch einmal zusammenfassen: Sexueller Missbrauch existiert, wie wir wissen, zwar auch gegenüber sehr kleinen Kindern, aber in der Hauptsache geht es in diesen ersten Jahren nicht um die Verhinderung von Missbrauch, sondern um die Verhinderung von Faktoren wie zum Beispiel elterlicher Überfürsorge oder Distanzlosigkeit, die einen späteren Missbrauch begünstigen. (Ich halte es aber für sehr wichtig, allen Versuchen der inflationären Ausweitung des Missbrauchs begriffs entgegenzuwirken, vgl. Schmidt, 1998, S. 118.)

Kindergarten

Im Kindergarten ist bereits unmittelbare sexualpädagogische Arbeit mit den Kindern möglich. Wir haben in unserer sexualpädagogischen Ausbildung in Merseburg einige Projekte mit Studierenden in Kindergärten durchgeführt. Zweckmäßig scheinen solche, in aller Regel punktuellen Aktivitäten als Impulse für die Beförderung familiärer Sexualerziehung und für die inhaltliche Anregung der kontinuierlichen pädagogischen Arbeit im Kindergarten. Nur die kontinuierliche Arbeit sexualpädagogisch engagierter ErzieherInnen und deren kontinuierlicher Kontakt zu den Eltern kann präventiv wirksam sein. Externe SexualpädagogInnen können sich, so unsere Erfahrungen zum Beispiel als »Eisbrecher« erweisen, denn im Kindergartenalter rüttelt kindliche Neugier – die Neugier an der Sexualität Erwachsener – an den Schamswellen der Eltern und erwachsenen Bezugspersonen. Punktuelle Sexualpädagogik kann ErzieherInnen zur Fortbildung anregen, kann ihren Blick für sexuelle Belange schärfen.⁵

⁵ Aus heutiger Sicht (2007) ist festzustellen, dass sich die Bedingungen für sexualpädagogisches Handeln im Vorschulbereich in den letzten Jahren enorm verbessert haben. Zum einen gibt es in vielen Bundesländern inzwischen pädagogische Konzepte, in denen zwar Sexualpädagogik nicht explizit verankert ist, aber viele ihrer Inhalte für die Altersgruppe

Damit bin ich schon bei den Gefahren, den Risiken bzw. Ambivalenzen sexualpädagogisch-präventiven Handelns: Empirisch bestätigt ist zum Beispiel der Zusammenhang zwischen Fortbildung zum Thema Missbrauch und in der pädagogischen Praxis erlebten Fällen bei GrundschullehrerInnen (Richter-Appelt & Lauschke, 1997, S. 226). (Es wird zwar so sein, dass Erfahrung mit Missbrauch zum Bedürfnis nach Fortbildung führt, aber umgekehrt ist evident, dass Fortbildung den Blick für die Aufdeckung von Missbrauchsfällen schärft.) Zumindest aus der Presse kennen wir aber alle auch Fälle amtlicher Kindesentführung in sogenannten Verdachtsfällen, die sich später als haltlos erwiesen haben. Ein sexualpädagogisch geschärfter Blick darf nicht zur »Missbrauchsbrille« werden.

»Wenn Kinder nur noch als [potenzielle] Opfer gedacht werden, löst sich ihre eigene Sexualität auf, bis hin zur Tendenz, sexuelle Äußerungen eines Kindes unter dem Stichwort >sexualisiertes Verhalten< nur noch als Indiz eines Missbrauchs zu betrachten (was sie in Einzelfällen auch einmal sein können), nicht aber als eigene, ursprüngliche Äußerungen« (Schmidt, 1998, S. 121f.).

Kindliche Sexualität muss lebbar bleiben, sowohl in der familiären Interaktion wie auch außerhalb der Familie, gerade auch bezogen auf andere Kinder. Kinder haben zum Beispiel heute in der Regel kein Problem mit familiärer Nacktheit – mit der ihrer Eltern –, da sie aber häufig Einzelkinder sind, haben sie oft ein ungestilltes Interesse an der Nacktheit anderer Kinder. Hier ist der Kindergarten ein wichtiges Experimentier- und Erkundungsfeld. (Leider gibt es zur Häufigkeit und Verbreitung kindlicher Sexualaktivitäten keine aktuellen empirischen Befunde. Eigene Studien, in denen zum Beispiel die Erfahrung mit Doktorspielen und dergleichen erfasst wurden, beziehen sich auf die 1980er Jahre, vgl. Weller, 1993, S. 67f.⁶).

der Drei- bis Sechsjährigen (z.B. Körperwissen und Körpererfahrung, Geschlechtsrollen, Familie, Schwangerschaft usw.). Zum anderen hat die BZgA seit 2003 durch ihre Kinderliedertour »Nase, Bauch & Po« sexualpädagogische Arbeit im Vorschulalter »hoffähig« gemacht und mit der »Kindergartenbox« methodisches Material bereitgestellt.

Aus der Sicht von 2020 ist hinzuzufügen: Inzwischen verfügen alle Bundesländer über Bildungspläne für das Vorschulalter, in denen – wenngleich meist implizit – auch Aspekte sexueller Bildung enthalten sind (vgl. Danz, 2016).

6 Von den 1990 im Rahmen der Studie PARTNER III befragten Jugendlichen bestätigten 34 Prozent der Jungen und 27 Prozent der Mädchen Erfahrungen mit Doktorspielen in der

Zu den wenigen Fakten, die in Bezug auf die Wirkungen präventiver Arbeit vorliegen, gehört, dass im Vorschulbereich keine kognitiven Veränderungen nach Präventionsveranstaltungen festgestellt wurden, dass Kinder jedoch »normale« Dinge wie Kitzeln und miteinander baden als unangenehm empfanden (vgl. Marquardt-Mau, 1997, S. 100). Das sollte zum behutsamen Nachdenken Anlass geben. Es ist zwar unzweifelhaft im Sinne Autonomie stiftender Erziehung, wenn Kinder angeregt werden, die sogenannten »normalen Dinge« des familiären Alltags infrage zu stellen und gegebenenfalls zu verweigern, aber letztlich funktioniert emanzipatorische Erziehung nicht über die Köpfe der Eltern hinweg, sondern nur mit ihnen, durch ihre Einbeziehung.

Exkurs: Väter

Noch viel stärker als bisher sollten spezielle sexualpädagogische Angebote für Väter bzw. männliche Erziehungspersonen entwickelt werden. Männer stehen in der Missbrauchsdiskussion für potenzielle Täter, auch die Ausdifferenzierung der Täterdiskussion in den letzten Jahren ändert daran nichts prinzipiell. Insofern steht Väter- oder Männerarbeit (und auch Jungendarbeit – ich komme noch darauf zurück) immer im Ruch, potenzielle Täter kontrollieren zu wollen. Für umso wichtiger halte ich deshalb die Entwicklung emanzipatorischer Väterarbeit, die Unterstützung der Väter in ihren wichtigen Erziehungsfunktionen, auch um sie aus ihrer zumeist komplementären Erziehungsposition gegenüber den Müttern herauszuholen. Es wäre verheerend, wenn der Missbrauchsdiskurs dazu führte, dass sich Väter aus Erziehung wieder vermehrt zurückzögen (ein deutscher Bischof hat vor einiger Zeit den Vorschlag unterbreitet, Vätern das Windeln ihrer Kinder zu untersagen, um sie vor den dabei mutmaßlich entstehenden Begehrlichkeiten zu bewahren). Ich denke: Väter werden nicht zu Tätern, weil sie ihren Kindern zu nah sind, sondern wenn sie ihnen (emotional und körperlich) zu fern sind, was wiederum dazu führen kann, dass sie ihnen auf eine falsche Art zu nahe kommen.

Die positive Rolle der Väter wird heutzutage in erster Linie in Bezug auf Söhne beschrieben im Sinne der Identifikationsmöglichkeit von Mann zu

Kindheit. In der 2013 durchgeführten Studie PARTNER 4 betrug die Erfahrung 29 Prozent (männlich) bzw. 23 Prozent (weiblich), war also historisch rückläufig (Weller, 2013, S. 4).

Mann. Die Bedeutung der Väter für die Entwicklung der Töchter bleibt relativ unbeachtet – trotz des entwicklungspsychologischen Wissens um die Wichtigkeit des (gegen)geschlechtlichen Begehrrens und des damit verbundenen Triangulierungsprozesses in der ödipalen Phase. Das liegt sicher auch daran, dass die Vater-Tochter-Beziehung die potenzielle Missbrauchsbeziehung schlechthin ist.

Die für die psychosexuelle Entwicklung relevanten Interaktionen in dieser Beziehung, die »inzestuösen Begehrlichkeiten«, liegen aber gar nicht zwangsläufig so nahe beim realen Inzest, wie man auf den ersten Blick glauben mag. Ich will der Kürze halber nur zwei ganz persönliche Beispiele aus meiner Erfahrung als Töchtervater beibringen. Da gab es jahrelang das Aus-der-Badewanne-hol-Ritual, welches so aussah, dass sich meine Tochter rückwärts auf den Badewannenrand stellte und sich in das von mir aufgehaltene Badetuch fallen ließ – ein Akt risikoreicher Hingabe. Ganz ähnlich das »Time«-Ritual, entlehnt aus der Schlusszzene von *Dirty Dancing* (in der der Song *Time of my life* gespielt wird – daher der Name). Baby traut sich, springt und wird von Jonny gehalten. Ich habe eine Zeit lang beim Abholen meiner Tochter die halbe Kindergartengruppe – immer nur Mädchen – in die Höhe gestemmt. »Vati, mach mal Time« – eine vertrauensvolle, hingabevolle, angstlustbesetzte, symbolträchtige Aktion (der Thrill). Eine Sexualpädagogik, die sexueller Gewalt wirksam begegnen will, sollte es sich zum Ziel setzen, an der Herausbildung sich ihrer erzieherischen Funktion bewusster Väter, in ihrer erzieherischen Rolle anerkannter und gewürdigter Väter, stolzer und verantwortungsbewusster Väter mitzuwirken.

Grundschulalter

Das Grundschulalter scheint mir aus mehreren Gründen das wichtigste Alter für Sexualpädagogik zu sein. Aufgrund der allgemeinen Schulpflicht ist erstmals eine alle Kinder erreichende (es gibt dafür auch das unschöne Wort »flächendeckende«) Präventionsarbeit möglich. Entwicklungspsychologisch betrachtet befinden sich die Kinder in der Phase der sogenannten Latenz, des psychosexuellen Moratoriums zwischen sexueller Frühblüte mit symbolischer Objektwahl und der ab der Pubertät sich entfaltenden partnerschaftlichen Sexualität.

Die Latenz ist nach meiner Erfahrung tatsächlich eine Phase der Entspannung bezogen auf familiäre Interaktionen, aber sie ist keine asexuelle

Phase. Nicht zuletzt aufgrund der sogenannten »kulturellen Akzeleration«, also aufgrund der Tatsache, dass Kinder heutzutage über die Medien an die Erwachsenenwelt, auch die sexuelle, frühzeitig angedockt sind (vgl. Gluszczyński, 1998), ist die sexuelle Neugier ungebrochen und sexuelle Sachverhalte werden verbalisiert, zum Beispiel in Witzen, in sexualisierter Sprache, in provokanter Annäherung gegenüber Mitschülern oder Erwachsenen.

Das sind gute Voraussetzungen für die Aufklärung über Licht- und Schattenseiten der Sexualität, für die Vermittlung von Wissen, für das Sprechen-Lernen über Sexualität. Ich denke, dass es heutzutage und hierzulande keine Veranlassung gibt, nicht klar und deutlich über Sexualität zu reden. All das, was in den 1980er Jahren an den amerikanischen Präventionsprogrammen kritisiert wurde, dass sie nicht oder nur in Andeutungen über Sexualität sprachen und so die Redeverbote im Zusammenhang mit Missbrauchserfahrungen in den Programmen ihre Fortführung fanden (vgl. Wehnert-Franke et al., 1992, S. 51), ist in unserem Kulturkreis vermeidbar. Die Schwierigkeiten liegen heute nicht mehr darin, dass gesellschaftliche Sprachabus Aufklärung behindern, vielmehr ist in einer schamlosen Öffentlichkeit eine neue »Balance zwischen Intimitätsschutz und Sprachfähigkeit« (Valtl, 1997, S. 57) zu finden. Seit Aids hat sich in Sachen sexueller Aufklärung viel Positives getan, aber es ist wichtig, der Gefahr einer »sexualpädagogischen Umzingelung« (wie das Frank Herrath 1994 auf einer Tagung der BZgA einmal formuliert hat) von Kindern und Jugendlichen zu begegnen, ihr reflektierte Zurückhaltung entgegenzusetzen. Gerade mit Blick auf die Opfer sexuellen Missbrauchs ist wichtig, ihnen die Möglichkeit zur Artikulation zu geben, ihnen aber auch das Recht auf Schweigen zu lassen.

Das Grundschulalter ist das Alter der Geschlechtshomogenisierung der Bezugsguppen. Jungen wissen mit Mädchen, Mädchen mit Jungen so wenig anzufangen – hier sollte eine geschlechtsbezogene Pädagogik einsetzen.

Ich möchte nur ein paar Bemerkungen zur Jungenarbeit machen. Sie wird ja mitunter auch – hinsichtlich der Prävention sexueller Gewalt – damit begründet, dass so potenzielle Täter verhindert werden können. Schnack und Neutzling haben das in ihrem jüngst erschienenen Buch heftig kritisiert:

»Zudem hat sich die irrite Ansicht verbreitet, sexuell missbrauchte Jungen neigten später fast zwangsläufig dazu, selbst zu Mißbrauchern zu werden.

Folglich wird die Hilfe, die Jungen erhalten, häufig unter >präventiven< Gesichtspunkten betrieben. Die ratlose und häufig ängstlich-mißtrauische Haltung gegenüber einem mißbrauchten Jungen verwehrt ihm dabei nicht nur den Opferstatus, sondern stellt ihn auch unter den Verdacht der potentiellen Täterschaft. Man gibt ihm, wenn auch nicht direkt für das Geschehene, so doch schon einmal für das noch nicht Geschehene die Schuld« (Schnack & Neutzling, 1997, S. 21).

Im Gegensatz zu Schnack und Neutzling halte ich die Kausalität »heute Opfer – morgen Täter« für ziemlich stimmig und entwicklungspsychologisch begründbar: Jungen externalisieren Traumatisierungen (z. B. Missbrauchserfahrungen), agieren sie in sexualisiertem Verhalten, werden auf diese Weise gegebenenfalls selbst zu Tätern. Mädchen internalisieren; hier gilt eher: einmal Opfer, immer Opfer. Aber ich stimme mit den Autoren überein, dass Jungen noch immer keine Lobby haben, und sexuell übergriffige schon gar nicht. Aber um die geht es mir. Gunter Schmidt hat sich in einem aktuellen Text noch echauffiert über die neue Erfindung aus Amerika, den »child perpetrator of sexual abuse« der die Bühne der klinischen Psychologie betritt (Schmidt, 1998, S. 118). Aber es gibt ihn, eine Kollegin aus dem pro-familia-Kinderschutzdienst Känguru im kleinen Weimar kann allein mehrere präsentieren – und sie weiß nicht, wohin mit ihnen, keiner will sie haben. Eine andere Kollegin aus einer pro-familia-Beratungsstelle berichtet vom Gymnasiasten, der anruft, weil er Angst hat, dass ihn seine Fantasien, in denen kleine Mädchen die zentrale Rolle spielen, übermannen. usw.

An der Nahtstelle zwischen sexualpädagogischer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen einerseits sowie der Arbeit mit (zumeist weiblichen) Opfern sexuellen Missbrauchs und der klinisch-therapeutischen Betreuung von Erwachsenen andererseits klafft eine Lücke. Wer füllt sie? Wer beschäftigt sich mit sexuell auffälligen Kindern und Jugendlichen?⁷

Auf die sexualpädagogische Arbeit mit Jugendlichen möchte ich hier und heute nicht eingehen, einerseits aus Zeitgründen, andererseits aus dem Wissen heraus, dass für Zielgruppen dieses Alters gute Konzepte vorliegen und sicher auch am häufigsten praktiziert werden.

⁷ Aus Sicht von 2020 kann diese Lücke als inzwischen gut gefüllt beschrieben werden, vgl. z.B. Klees & Kettritz, 2018.

Zusammenfassung

Die spätmoderne Familie leidet unter einem Paradox: Kinder werden durch die Gesellschaft mehr und mehr als letzte authentische Wesen verklärt, denen die Eltern gar nicht genug Wärme und Gefühl und intime Geborgenheit geben können. Andererseits und gleichzeitig wird zwischen den Generationen strengste sexuelle Abgrenzung eingefordert (vgl. Schmidt, 1998, S. 123). Aus diesem Spannungsverhältnis speist sich ein Gutteil der affektiven Wucht der Missbrauchsdebatte.

Der spätmoderne familiale »Intimisierungsschub«, den man seit den 1970er Jahren beschreibt (vgl. Jenks, 1997), und die Familiarisierung der Kinder- und Jugendsexualität, ihre familiäre Eingemeindung (vgl. Schmidt, 1993, S. 1ff.) hat zwei Gesichter: Einerseits wird familiäre Erziehung stärker reflektiert, Kinder- und Jugendsexualität werden stärker thematisiert, andererseits werden Kinder wichtiger, auch für die Befriedigung der emotionalen Bedürfnisse ihrer Eltern. Der erste Aspekt ist der latent emanzipatorische, der zweite der latent missbräuchliche.

Der gesellschaftliche Diskurs schwankt zwischen Beargwöhnung der Familie, Kontrolle, Einmischung in Erziehungsbelange einerseits und Beschwörung familiärer Bindungen andererseits – immer zum Schutze der Kinder, versteht sich. Der Diskurs um sexuellen Missbrauch, um sexuelle Gewalt gegenüber Kindern ist ein Familiendiskurs; die Diskussion der Präventionsmöglichkeiten führt zu einer Neuauflage des alten Streits um das Verhältnis der Grundgesetzartikel 6 und 7: Wo endet familiäre Autonomie, wo beginnt und wie weit reicht staatlicher Erziehungs- und Kontrollauftrag?

Koch hat 1993 gefordert: »Eine präventive Erziehung gegen den sexuellen Missbrauch legt eine Revision der gegenwärtigen Erziehung zu Ehe und Familie nahe« (Koch, 1993, S. 111). Die Kritik an der Verklärung der Familie, an überholten Harmoniemodellen in der traditionellen Erziehung durch die emanzipatorische Sexualpädagogik ist begründet. Gleichwohl, wir brauchen eine Erziehung, die nicht nur Kinder und Jugendliche, sondern auch deren Familien stützt und fördert, nicht zuletzt, um den konservativen Vorwürfen der familienzerstörerischen Funktion emanzipatorischer Pädagogik entgegenzutreten.

Das Präventionsanliegen muss mit dem Anliegen der Entwicklungsförderung in der Balance gehalten werden (das ist eine Form oder Spielart dessen, was in der sozialen Arbeit als Problem des sogenannten doppelten Mandats verhandelt wird): einerseits Unterstützung und Emanzipierung

der Klientel (Entwicklungsförderung), andererseits ihre Kontrolle (Prävention). Die Entwicklungsförderung sollte in dieser widersprüchlichen Einheit immer überwiegen und Haupttriebkraft sein.

Wirksame Prävention sexuellen Missbrauchs muss früh beginnen, altersgemäß und langfristig angelegt sein.

Wirksame Prävention muss Sexualität thematisieren, muss in Sexualpädagogik eingebunden sein.

Sexualpädagogik braucht integrative Konzepte in *inhaltlicher* Hinsicht: emotional, körperlich-sinnlich-genital, kognitiv-informativ. Sie braucht differenzierte Konzepte für die adäquate Arbeit mit verschiedenen Zielgruppen.

Sexualpädagogische Arbeit und, darin eingebettet, die Prävention sexueller Gewalt ist Aufgabe aller Erziehungsinstanzen.

Sexualpädagogik braucht integrative Konzepte in *institutioneller* Hinsicht: Sie braucht Netzwerke zwischen Familien, Kindergärten, Schulen, Beratungsstellen, Kinderschutzdiensten, Jugendämtern.

Sexualpädagogische Prävention sexuellen Missbrauchs hat drei verschiedene Handlungsfelder: Sie kann und sollte erstens ein Aspekt der Schulpädagogik sein. Sie sollte zweitens ein inhaltlicher Fokus sozialpädagogischer Arbeit sein (der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, der Familienbildung, der Heimerziehung, der Behindertenarbeit, der Vorschulerziehung, der Schulsozialarbeit). Sie sollte drittens präventiver Aspekt der Arbeit von psychosozialen Beratungsstellen, Kinderschutzdiensten, medizinisch-therapeutischen Einrichtungen sein.

Sexualpädagogische Anliegen sollten stärker in Konzepte der familienorientierten Bildung, Beratung, Betreuung einmünden (als Durchsetzung sexueller und reproduktiver Rechte und Befähigung der Individuen zur selbstbestimmten Wahrnehmung dieser Rechte.)

Sexualpädagogik braucht sowohl *individuelle* wie *interpersonelle* Konzepte: Sexuelle Gewalt ist in aller Regel keine unvorhersehbare, spontane Aktion, sie reift in interpersonellen Systemen heran, zwischen potenziellen Opfern und potenziellen Tätern. Individuelle Präventionskonzepte (z. B. Empowerment) sind gut, interpersonelle (z. B. familienorientierte) sind besser.

Emanzipatorische Sexualpädagogik braucht ihre eigene Emanzipation, die gesellschaftliche Auseinandersetzung (auch mit den Gegnern der Sexualerziehung). Dazu ist nötig: mehr wissenschaftliche Reflexion, mehr begleitende Forschung. Die Sexualwissenschaft muss hier gefordert werden.

Und abschließend noch ein Wort zum Vorwurf der »Sexualisierung« der Kinder durch Sexualpädagogik: Es ist ja das Paradox, dass sich Sexualpädagogik mit Kindern vor allem durch das Ziel der Prävention sexueller Gewalt legitimiert, dass sie aber, sobald sie sich Kindern zuwendet, immer und immer wieder als übergriffig »sexualisierend« beargwöhnt und verleumdet wird.⁸ Deshalb noch einmal kurz und knapp: Menschliche Sexualität ist ein Lernprodukt, muss individuell angeeignet werden, die Gesellschaft sexualisiert die in ihr heranwachsenden Persönlichkeiten, der Sexualpädagogik bleibt gar nichts anderes übrig, als Kinder mit zu »sexualisieren«, sie auf ihrer sexuellen Gratwanderung ein Stück zu begleiten und dabei gemeinsam mit ihnen das Balancieren zu üben und vielleicht auch das Wieder-auf-die-Beine-Kommen nach Abstürzen.

Die Verfechter anachronistischer Schutz- und Bewahrkonzepte plädieren für asexuelle Präventionskonzepte, ganz nach dem Motto: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um! Die Vertreter emanzipatorischer Konzepte behaupten dagegen dialektisch-paradox: Wer sich *nicht* in Gefahr begibt, kommt darin um! (Ruth Cohn)

⁸ Der aktuelle Höhepunkt (Juli/August 2007) solch mitunter geradezu wahnhaften »Miss-verstehens« ist eine Kampagne gegen den von der BZgA mit der Kita-Box herausgegebenen Elternratgeber »Körper, Liebe, Doktorspiele«, der unter anderem als »Propaganda für inzestuöse Pädophilie« verunglimpft wird.

Literatur

Amendt, G. (1980). Wie frei macht Pädophilie? Ein Gespräch mit Alice Schwarzer. 1. April 1980. <https://www.emma.de/artikel/wie-frei-macht-paedophilie-264316> (30.04.2020).

Bach, K. R. & Weller, K. (1994). Empfehlungen zur Sexualerziehung – Aktualität einer Herausforderung. In *Schulleitung. Ergänzungslieferung Nr. 9*. Neuwied: Luchterhand.

Bodenbender, E. (1994). Prävention sexueller Gewalt. *pro familia magazin*, 2/1994, 11–13.

Becker, S. (1997). Trauma und Realität. In H. Richter-Appelt (Hrsg.), *Verführung, Trauma, Mißbrauch* (S. 11–24). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Christ und Zukunft. *Organ der Bewegung für das Leben*. Nr. 68(3/1997).

Dannecker, M. (1992) [1987]. Zur strafrechtlichen Behandlung der Pädosexualität. In ders., *Das Drama der Sexualität* (S. 72–89). Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Danz, L. (2016). *Sexualpädagogik in der Vorschule. Die Bildungspläne der Bundesländer im Vergleich*. [Sexualwissenschaftliche Schriften, Bd. 2]. Merseburg: Hochschulverlag Merseburg.

Familie und Beratung (1993). *Gutachten des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim BMFoS*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Freud, Sigmund (1905d). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. GW V, S. 27, 33–145.

Hilgers, A. (1995). *Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerziehung. Eine Analyse der Inhalte, Normen und Werte sowie Methoden zur Sexualerziehung in den sechzehn Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Eine Expertise im Auftrag der BZgA*. Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Bd. 4. Köln.

Hilgers, A. (2004). *Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerziehung. Eine Analyse der Inhalte, Normen und Werte sowie Methoden zur Sexualerziehung in den sechzehn Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Eine Expertise im Auftrag der BZgA*. Unter Mitarbeit von Susanne Krenzer und Nadja Mundhenke. Köln.

Jenks, C. (1997). Kindheitsbilder und der Diskurs über den sexuellen Mißbrauch. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 2/1997, 208–222.

Klees, E. & Kettritz, T. (2018). *Sexualisierte Gewalt durch Geschwister. Praxishandbuch für die pädagogische und psychologisch-psychiatrische Arbeit mit sexualisiert übergriffigen Kindern/Jugendlichen*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Koch, F. (1993). Sexueller Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen. Die Bedeutung der Sexualerziehung im Rahmen der Prävention. In K. R. Bach, H. Stumpe & K. Weller (Hrsg.), *Kindheit und Sexualität* (S. 101–112). Braunschweig: Gerd J. Holtzmeyer Verlag.

Lange, C. (1993). Sexuelle Belästigung und Gewalt. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität* (S. 154–163). Stuttgart: Enke.

Lautmann, R. (1995). Unterscheiden sich Pädophilie und sexuelle Kindesmisshandlung? *pro familia magazin*, 3/1995, 9–11.

Marquardt-Mau, B. (1997). Schulische Prävention gegen sexuelle Kindesmißhandlung – Möglichkeiten und Grenzen. In H. Ulonska & H. Koch (Hrsg.), *Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen: Ein Thema der Grundschule* (S. 89–112). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

pro familia (1996). Stellungnahme zu den aktuellen Angriffen auf pro familia und die pro familia-Vertriebsgesellschaft. Frankfurt/M., 25.11.1996. Vereinsinterne Mitteilung.

Richter-Appelt, H. & Lauschke, A. (1997). Prävention von sexuellem Mißbrauch in der Schule. Ergebnisse einer Befragung Hamburger Grundschullehrerinnen und -lehrer. In H. Richter-Appelt (Hrsg.), *Verführung, Trauma, Mißbrauch* (S. 221–232). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmauch, U. (1994). Alte oder neue Sexualaufklärung? Über »Das Sex Buch« von Günter Amendt. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 4/1994, 350–358.

Schmidt, G. (1993). Jugendsexualität in den Neunziger Jahren: Eine Synopse in zwölf Thesen. In ders. (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (S. 1–11). Stuttgart: Enke.

Schmidt, G. (1996). Kindersexualität, Inzest, Mißbrauch. In ders., *Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse* (S. 99–112). Hamburg: Klein Verlag.

Schnack, D. & Neutzling, R. (1997). *Der Alte kann mich mal gernhaben. Über männliche Sehnsüchte, Gewalt und Liebe*. Reinbek: Rowohlt.

Stumpf, J. (1990). Gewaltverhältnisse: Ursachen sexuellen Mißbrauchs. In U. Enders (Hrsg.), *Zart war ich, bitter war's. Sexueller Mißbrauch an Mädchen und Jungen* (S. 26–38). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Ulonska, H. & Koch, H. (Hrsg.). (1997). *Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen: Ein Thema der Grundschule*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Valtl, K. (1997). Emanzipatorische Sexualpädagogik: Konsequenzen für Aus- und Fortbildung. In K. Weller & K. Starke (Hrsg.), *Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft: Bestandsaufnahme und Perspektiven für sexualpädagogische Qualifizierungsmaßnahmen*. [Leipziger Texte zur Sexualität, Heft 8]. Merseburg: Eigenverlag.

Wehnert-Franke, N., Richter-Appelt, H. & Gaenselen-Jordan, C. (1992). Wie präventiv sind Präventionsprogramme zum sexuellen Mißbrauch von Kindern? Kritische Überlegungen zu schulischen Präventionsmodellen in den USA. *Zeitschrift für Sexualforschung* 1/1992, 41–55.

Weller, K. (1993). Zur sexuellen Entwicklung im Kindes- und Jugendalter. Ergebnisse der Studie PARTNER III. In K. R. Bach, H. Stumpe & K. Weller (Hrsg.), *Kindheit und Sexualität* (S. 60–72). Braunschweig: Gerd J. Holtzmeyer Verlag.

Weller, K. (1995). Integrierte Familienberatungsstelle Erfurt. Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitung. Leipzig. Unveröff.

Weller, K. (1997). Die Gefahren der Sexualpädagogik. *pro familia magazin*, 3/1997, 17–19.

Weller, K. (2013). PARTNER 4. Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23.5.2013. https://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (20.04.2020).

frauen leben (2000)

Die praktische Begleitung eines Wissenschaftsprojekts¹

Das generelle Ziel der Studie »frauen leben« besteht darin, das Spektrum der Aufgaben, wie sie durch das Schwangeren- und Familienhilfegesetz (SFHG/SFHÄndG) formuliert werden, wissenschaftlich zu unterstreichen. Insbesondere sind das die Bereiche Sexualaufklärung/-pädagogik und Familienplanung (psychosoziale Beratung und Begleitung Schwangerer, Kontrazeptionsberatung, Beratung bei Kinderwunsch u. a.).

Die Studie frauen leben besteht aus drei Teilen. Die Ergebnisse der quantitativen Erhebung (standardisierte Telefoninterviews: »Quant«) sowie von 100 biografischen qualitativen Interviews (»Qual 1«) wurden im Abschlussbericht 1999 vorgelegt. Der dritte Teil der Studie besteht aus einer Expertinnenrunde, einer Gruppe von Schwangerschafts-, Ehe-, Familien-, Partnerschafts-, Sexualberaterinnen und Sexualpädagoginnen (»Qual 2«), deren Aufgabe es war, aus ihrer Praxiserfahrung heraus Fragen an die Studie zu richten und aus den Ergebnissen der Studie Folgerungen für die Praxis und die Qualifizierung der Arbeit unter dem Dach des SFHG abzuleiten. Seit Jahren ist es gang und gäbe, praktische Modellprojekte durch wissenschaftliche Begleitungen zu flankieren. Im vorliegenden Fall wurde der Spieß umgedreht: Ein grundlagenorientiertes Forschungsprojekt wurde von Praxis begleitet mit dem Ziel, die Praxisrelevanz der Ergebnisse noch in der Phase ihrer Gewinnung anzuregen.

Die Berichterstattung aus der Arbeit der Praxisgruppe erfolgte in Zwischenberichten und Protokollen. Im vorliegenden Text werden

¹ Die Studie frauen leben wurde 2001 als Band 19 der BZgA-Reihe zur Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung publiziert: Helfferich (2001). Der vorliegende Text entspricht dem ursprünglichen Manuskript, das in der Publikationsfassung diverse Änderungen und Kürzungen erfuhr. Alle Seitenverweise im Text ohne Verfasser beziehen sich auf Helfferich (2001).

Abschnitte aus dem Abschlussbericht vom März 2000 referiert mit Hauptergebnissen zu folgenden drei inhaltlichen Schwerpunkten: Kinderwunsch und Familiengründung, Kontrazeption sowie ungewollte Schwangerschaft bzw. Schwangerschaftsabbruch. Jedes dieser Themen wird in drei Schritten abgehandelt. In einem ersten Schritt werden zentrale Befunde aus der Hauptstudie vorgestellt. (Frage: Wie ist das Familienplanungsverhalten west- und ostdeutscher Frauen charakterisierbar?) Diese Befunde werden in einem zweiten Schritt mit Konzepten und Praxiserfahrungen der Familienplanung/Sexualpädagogik konfrontiert. (Frage: Wie spiegeln sich die Befunde in der sexualpädagogischen und psychosozialen Beratungspraxis wider? In welchem Verhältnis stehen die Befunde zu Konzepten der Familienplanung? Welche Schwerpunkte wurden in den letzten Jahrzehnten in Ost und West gesetzt?) In einem dritten Schritt werden konzeptionelle Empfehlungen abgeleitet. (Frage: Welche Strategien, Praxisempfehlungen, Neuorientierungen sind ableitbar?)

1 Kinderwunsch und Familiengründung

Befunde

Der Kinderwunsch im Osten ist – wenngleich durch die Wende beeinflusst – nach wie vor charakterisierbar durch *generalisierte Akzeptanz* durch alle sozialen Schichten hindurch und biografische Stabilität (»Ich wollte schon immer Kinder«), während für den Westen eine (bildungs-)schichtabhängige Relativierung (»*situations- und partnerschaftsabhängiger Kinderwunsch*«) zu konstatieren ist, das heißt, der Kinderwunsch wird bei den Frauen höherer Bildungsgänge instabiler (vgl. S. 155ff.).

Ostfrauen bestehen hartnäckig auf einer *reproduktiven* (oder generativen) *Autonomie* (sie betonen die Notwendigkeit der materiellen Unabhängigkeit vom Partner, ohne jedoch der Partnerlosigkeit das Wort zu reden). Das röhrt daher, dass sie zu DDR-Zeiten weniger als Frauen aus der früheren Bundesrepublik darauf angewiesen waren, die Realisierung des Kinderwunsches und die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft partnerschaftlich auszuhandeln (ebd., S. 79).

Generative Autonomie heißt nicht Verzicht auf Partnerschaft, sie ist die Infragestellung der traditionellen komplementären familiären

Arbeitsteilung, die für die Westfrau mit niedrigerer Bildung charakteristisch ist. Westfrauen mussten sich mit ihrer Mutterschaft wesentlich stärker auf eine komplementäre Partnerschaft (die Abhängigkeit vom Mann) einlassen und auf eine entsprechende traditionelle Arbeitsteilung im Haushalt und bei der Kindererziehung. Diesen »*Traditionalisierungsschub*« nach der Geburt gab es auch im Osten, aber nicht in dem Maße wie im Westen.

Die Realisierung des Kinderwunsches führte in der DDR wesentlich weniger stark als in der Gegenwart in partnerschaftliche Abhängigkeit (aufgrund staatlicher Flankierung bei der Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung) und bedurfte demzufolge auch nicht notwendig der Absicherung durch eine Ehe. Wurden bereits zu DDR-Zeiten über ein Drittel aller Kinder von ledigen Müttern zur Welt gebracht, so ist diese Tendenz nach der Wende sogar noch angestiegen: Zurzeit werden im Osten 47 Prozent aller Kinder von *ledigen Müttern* geboren, im Westen 16 Prozent (Ahrendt, 1999, S. 214).

Nach der »Wende« ist auch im Osten der *biografische Aufschub* der ersten Geburt zu beobachten (Erstgebäralter 1989: 22,9 Jahre, 1996: 27,3). Im Westen ist das Erstgebäralter schon seit Langem höher und hat sich auch in den 1990er Jahren weiter erhöht (1989: 26,8 Jahre, 1996: 28,4).

Im Westen bleibt ca. ein Drittel (in der höchsten Bildungsschicht an die 50 Prozent), in Ost bleiben unter zehn Prozent der Frauen *kinderlos*. In West wie in Ost bemerken ca. ein Drittel aller Frauen gegen Ende ihrer fertilen Lebensphase, dass sie gern mehr Kinder hätten. (Und nur ganz wenige bekommen mehr, als sie wollten.)

Summarisch: Der biografische Aufschub des Kinderbekommens (seit drei Jahrzehnten typisch für Frauen höherer Bildungsgänge in der BRD – im Osten zunächst ein in den 1990er Jahren entstandener »Wendeeffekt«) geht einher mit der biografischen Relativierung und Problematisierung des Kinderwunsches und führt zu einem tendenziellen Defiziterleben in der individuellen Familienplanung.

Familienplanerische Konzepte und Praxiserfahrungen

Ost: Die retrospektiven Befunde der Studie spiegeln die pronatale Sozialpolitik der DDR seit Anfang der 1970er Jahre wider, die in den Konzepten der Sexualpädagogik und Familienplanung bruchlos vermittelt wurde (vgl.

Stumpe & Weller, 1995). Da sich seit der Wende in den neuen Bundesländern eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit den neuen gesellschaftlichen Bedingungen vollziehen muss und seit Einführung des SFHG 1992 auch gleiche bzw. ähnliche politische Rahmenbedingungen herrschen, sind auch im Osten vor allem die historischen Entwicklungstendenzen aus der alten BRD interessant.

West: Nach 1968 wurde im Zuge der sexuellen Liberalisierung in den modernen Konzepten der Familienplanung und Sexualpädagogik als zentraler Aspekt die sexuelle Selbstbestimmung eingefordert, das bedeutete insbesondere auch die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung durch moderne Kontrazeptionsmittel und -methoden. Dieses neue Denken führte einerseits zur Emanzipation insbesondere der weiblichen Sexualität, andererseits zur reduzierten Sicht auf Sexualität und geschlechtliche Identität sowie zur konzeptionellen *Relativierung des Kinderwunsches in Sexualpädagogik und Familienplanung* (vgl. z. B. Knieper, 1981).

Die emanzipatorische Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung (bis hin zu der Frage: Was hat Sexualität mit Fortpflanzung zu tun?) führt zur Tolerierung partnerschaftlicher Sexualitäten (gesellschaftlich und familiär – Familiarisierung der Jugendsexualität, vgl. Schmidt, 1993). Der pädagogische Modus des *deferred gratification pattern* (der Prävention »verfrühter« Handlungen durch Hinweise auf die »wichtigeren« Dinge des Lebens im Sinne eines »Leiste erst mal was!«, »Werde erst mal reif, bevor du dich erwachsenen Vergnügen widmest!«) verschob sich von der Sexualität auf das Kinderkriegen. Aus der »Prophylaxe verfrühter Sexualität« wurde eine »Schwangerschaftsprophylaxe«. Hier wird soziale Verantwortung fokussiert und damit auch der biografische Aufschub des Kinderkriegens programmiert, eventuell sogar der Verzicht (weibliche Selbstverwirklichung bedarf schließlich nicht zwangsläufig der Mutterchaft), ganz im Sinne der individualisierten Destandardisierung des Lebenslaufs in der Moderne.

Mit der Betonung der Verantwortung wird pädagogisch (mehr oder weniger explizit) ein sozial charakterisierter optimaler Zeitpunkt für das Kinderkriegen suggeriert, der in der Regel nicht dem biologischen Optimum entspricht. Es wird eine Bedingtheit konstruiert: Erst reif sein, dann ein Kind kriegen. Diese pädagogischen Botschaften richten sich an und erreichen vor allem Mädchen, die eine höhere Bildung und berufliche Selbstverwirklichung ins Auge fassen.

Erfahrungen aus der Schwangerschaftsberatung

Unter dem Aspekt der verantwortlichen Elternschaft gibt es in der Schwangerschaftsberatung folgende problematische Tendenz: Der Teil der Frauen bzw. Paare, die ihre Elternschaft ohne Zugriff auf psychosoziale Hilfsangebote realisiert, wird immer kleiner (annähernd die Hälfte aller Frauen, die sich zum Austragen von Kindern entscheiden, nehmen inzwischen Angebote für Schwangere bzw. Familien in Not wahr, vgl. Weller, 1997). Das heißt, trotz massenhaften biografischen Aufschubs der Familiengründung nimmt die Autonomie und Selbstständigkeit von Schwangeren, die sich zum Austragen der Schwangerschaft entschließen, tendenziell ab. (Ich denke, dass diese These gerechtfertigt ist, auch wenn ganz prinzipiell psychosoziale Hilfe immer als Hilfe zur Selbsthilfe begriffen wird und es zum Teil durchaus für die »Fitness« der Schwangeren spricht, wenn sie ihnen zustehende Hilfen auch in Anspruch nehmen und einfordern.)

Die Verkomplizierung der Familienplanung führt aus der Sicht der psychosozialen Beratung zunehmend zu einem *polarisierten* Entscheidungsverhalten: Einerseits gibt es Mädchen und Frauen, die sich für ein (weiteres) Kind entscheiden, obwohl ihre subjektiven wie objektiven Voraussetzungen sehr problematisch sind (z. B. Minderjährige, die durch eigene Mutterschaft die Möglichkeit sehen, aus schwierigen Verhältnissen ihrer Herkunftsfamilie auszubrechen); andererseits entscheiden sich viele Frauen zu einem Abbruch, gerade aus dem Gefühl der hohen Verantwortung gegenüber einem Kind heraus und obwohl ihre Lebenssituation vergleichsweise solide ist.

Das eigentliche Dilemma dieser Sachlage liegt darin, dass nach übereinstimmendem Urteil der Beraterinnen in den letzten Jahren die Zahl der Ambivalenzberatungen, also Beratungen, in denen die Schwangere tatsächlich unter Abwägung aller Bedingungen eine eigenverantwortliche Entscheidung trifft, nicht zugenommen hat. Sozialberatungen finden in aller Regel nach Akzeptanz der Schwangerschaft statt, Pflichtberatungen nach Entscheid für den Abbruch. Hier wie da hat die Beraterin eine bereits getroffene Entscheidung zu respektieren. Das setzt einer differenzierten Beratung Grenzen: Wie viel Problematisierung kann einer zur Mutterschaft entschlossenen Frau, die ohnehin »auf dünnem Eis« steht, zugemutet werden, wie viel Ressourcenorientierung und »Ermutigung zum Kind« einer zum Abbruch entschlossenen? Es liegt auf der Hand, dass eine um-

fassende Thematisierung des Kinder-Bekommens mit all seinen Licht- und Schattenseiten am ehesten im Vorfeld von Schwangerschaften möglich ist.

Konzeptionelle Empfehlungen

Zwei Fragenkomplexe sollen den Empfehlungen vorangestellt werden:

1. Was ist heute und in Zukunft emanzipatorisch (im Sinne der Förderung von selbstbestimmter Sexualität, Partnerschaft, privater Lebensgestaltung)? Hat sich etwas bzw. was hat sich seit der Begründung der modernen, nichtrepressiven Sexualpädagogik und Familienplanung vor über 30 Jahren verändert? Sind möglicherweise einige – seinerzeit emanzipatorische – Ideen heutzutage tendenziell unkritisch affirmativ, engen eine bedürfnisadäquate Selbstverwirklichung der Individuen ein, fördern lediglich die Anpassung an (z. B. elternunfreundliche) gesellschaftliche Lebensbedingungen?
2. Wie sind sexuelle und reproduktive Rechte heute zu bestimmen? Sollte im Kontext der Durchsetzung sexueller und reproduktiver Rechte künftig das Recht auf Elternschaft stärker akzentuiert werden?

1. Emanzipierung des Kinderwunsches

Angesichts der Tatsache, dass heutzutage in Deutschland weniger Kinder geboren werden als individuell erwünscht, scheint es an der Zeit, pädagogisch den *Kinderwunsch* zu emanzipieren, ihn biografisch zu stabilisieren, dem biografischen Verlust des Kinderwunsches vorzubeugen, »präventiv« zum Kind zu ermutigen und so der gleichlautenden Textpassage des SFHÄndG (die sich nur leider auf die inadäquate Situation der Beratung bei erwogenem Schwangerschaftsabbruch bezieht) einen Sinn zu geben.

Der Kinderwunsch sollte künftig stärker entwicklungsbegleitend thematisiert werden. In der Gegenwart überwiegt der kurative Diskurs, zum Beispiel in der Diagnostik von Adoptionsantragstellern oder Paaren, die sich ihren unerfüllten Kinderwunsch mittels medizinischer Hilfe erfüllen wollen (vgl. Groß, 1999). Die Frage ist dann nicht mehr die der Stützung eines »natürlichen« Kinderwunsches, sondern die nach seinem »überwertigen«, tendenziell neurotischen, instrumentellen Charakter bzw. nach dem scheinbar erforderlichen hohen Grad seiner Selbstlosigkeit und Zweckfreiheit.

2. »Refertilisierung« der Sexualpädagogik

Die emanzipatorische Sexualpädagogik sollte sich nach einer historisch notwendigen Phase der »Diversifikation« (der Beschäftigung mit Sexualitäten, mit Enttabuisierung der Selbstbefriedigung, mit feministischer Problematisierung der Heterosexualität usw.) auch wieder stärker dem Mainstream – der partnerschaftlichen Heterosexualität mit all den ihr zugeordneten familiären Lebensmodellen – widmen. Aktuelle sexuologische Studien belegen spätmoderne Retraditionalisierungstendenzen im heterosexuellen Verhalten (Schmidt, 2000), wobei diese nicht im Sinne eines Rollback zu verstehen sind, sondern als reflektierte Wiederannäherung der Geschlechter nach einer historischen Phase der kritischen Reflexion und Irritierung. Möglicherweise bekäme der Sexualpädagogik nach ihrer Modernisierung in den letzten beiden Jahrzehnten ein postmoderner »Traditionalisierungsschub« ganz gut?

3. Ganzheitliche Betrachtung der Sexualität

Sexualität und Fruchtbarkeit sollten wieder ganzheitlicher betrachtet, wieder zusammen gedacht werden (z. B. Fruchtbarkeit als Lustaspekt, vgl. Heyer, 1999). So sollte zum Beispiel die Menarche als Thema der Mädchenarbeit nicht nur in den Kontext der Fruchtbarkeit, sondern auch in den der Sexualität gestellt werden.

4. Entwicklungsorientierte Perspektive

Die Idee eines (sozial) optimalen Zeitpunkts bzw. einer optimalen Bedingungskonstellation (zu dem es bzw. in der es individuell verantwortbar ist, ein Kind zu bekommen) sollte relativiert und die biologisch optimale Zeitphase sollte wieder akzentuiert (bzw. nicht völlig aus dem Auge verloren) werden. Die Abkehr vom Harmoniemodell der Schwangerschaft (vom »Allzeit guter Hoffnung«) und die Zuwendung zu einem Krisenmodell, die sich in den letzten Jahren zunehmend durchgesetzt hat (z. B. Wimmer-Puchinger, 1992), sollte nicht zu einem negativen Stress- und Problemmodell mutieren, in dem vorwiegend Erschwernisse thematisiert werden (»Schwangerschaft«, vgl. Sielert et al., 1993, S. 97), sondern zu einem entwicklungsorientierten Krisenmodell. Die entwicklungsorientierte Perspektive sollte vom »reif sein zur Elternschaft« auf ein »reif werden durch Elternschaft«

hin orientieren. Generativität (im Sinne E. H. Eriksons) sollte auch weiterhin als normative Entwicklungsaufgabe des Erwachsenenalters akzentuiert werden, deren Inangriffnahme keiner besonderen Legitimation bedarf. Die Individuen sollten zur Inanspruchnahme psychosozialer Hilfen und staatlicher Unterstützung, die die generative Autonomie sichern, ermutigt und bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe Elternschaft unterstützt werden.

Generativität sollte plural gefasst werden – sie bedeutet mehr als biologische Elternschaft und ist als Entwicklungsaufgabe des Erwachsenenalters auch ohne diese gestaltbar. Elternschaft sollte nicht als ein »Muss« in der Biografie konzipiert werden, aber auch nicht als beliebige *Conditio sine qua non*. Biologische Elternschaft (insbesondere auch die des Mannes) sollte in ihrer persönlichkeitsbildenden Funktion (Übernahme sozialer Verantwortung, Erwachsenwerden durch eigene Kinder) stärker untersucht werden.

5. Von der sukzessiven zur simultanen Vereinbarkeit

Eine moderne Thematisierung der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft sollte nicht das alternative (Entweder-oder-)Modell präferieren und auch nicht das bundesdeutsch übliche sukzessive Drei-Phasen-Modell (erst Beruf, dann Mutterschaftsphase, dann wieder Beruf) zum Non-plusultra erklären. Auch unter bundesdeutschen Verhältnissen sollte das DDR-typische simultane Modell gleichzeitiger beruflicher und familiärer Entwicklung gefördert werden (z. B. Studieren mit Kind).

6. Partnerschaftliche Perspektive bzw. generative Symmetrie fördern

Einerseits sollte die generative Autonomie der Frauen gestärkt werden (durch Förderung außерfamilialer Unterstützungsnetzwerke), andererseits sollte Mutterschaft nicht als Egotrip konzipiert werden, die Risiken Alleinerziehender sollten nicht verschwiegen werden und Elternschaft sollte als ein arbeitsteiliger Prozess, der partnerschaftlichen Aushandlens bedarf, thematisiert werden (wobei das traditionell-komplementäre Modell mit dem Effekt des »Traditionalisierungsschubs« sowie das symmetrische Modell der Arbeitsteilung einzubeziehen wären). Die Funktion des Mannes/Partners/Vaters sollte noch umfassender untersucht und thematisiert werden.

Erfahrungen aus Projekten der Begleitung von Paaren in der Phase der Familiengründung zeigen, dass junge Eltern gegenüber psychologisch-pä-

dagogisch akzentuierten Gesprächsangeboten häufig skeptisch bis distanziert reagieren (vgl. Albrecht-Engel, 1999; Deutscher Familienverband, 1999), dass sie möglicherweise »Rat-Schläge« befürchten oder Bevormundung. Diskurse zur partnerschaftlichen Elternschaft und entsprechende Unterstützungsangebote sollten deshalb niederschwellig und sehr ressourcenorientiert erfolgen.

7. Kritische Reflexion der Individualisierung

In der DDR taten viele kollektiv das Gleiche (früh heiraten, früh Kinder kriegen); das waren Muster der »kollektiven Selbstverständlichkeit«, die in »genormten Biografien« zum Ausdruck kamen. Pädagogisch gefördert wurden diese Prozesse zum Beispiel durch den Hinweis auf das biologische Optimum des Kinderkriegens (in der ersten Hälfte des dritten Lebensjahrzehnts), und natürlich waren sie sozialpolitisch untersetzt, zum Beispiel durch zinslose Ehekredite bis zum 26. Lebensjahr, bevorzugte Wohnungsvergabe an junge Familien usw.

In der Bundesrepublik werden seit Längerem biografische Differenzierungsprozesse beobachtet, es wird im vorliegenden Bericht zum Beispiel von »selbstreflexiver Gestaltungsleistung« gesprochen. Dabei stellt sich jedoch die Frage, ob es sich wirklich um individuelle Handlungsstrategien (auf der Basis individueller Freiheitsgrade) handelt, wenn viele sehr individuell das Gleiche *nicht* tun, wenn sie dem kollektiven Muster des biografischen Aufschubs folgen, und damit wiederum gesellschaftlichen Zwängen entgegen ihren Bedürfnissen (denn letztlich bekommen Frauen oft weniger Kinder, als sie möchten, oder verringern ihren Kinderwunsch). In der optionenreichen bundesdeutschen Gesellschaft ist die selbstreflexive Gestaltungsleistung unumgänglich. Sie darf aber nichts weniger als ein pseudoemanzipatorisches Sich-Dreinschicken in gesellschaftliche Zwänge sein, das zum Beispiel die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft infrage stellt. In diesem Sinne ist mit Blick auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eine Wiederpolitisierung der Familienplanung und der emanzipatorischen Sexualpädagogik zu fordern.

8. Recht auf Elternschaft

Emanzipatorisch wirken heißt nicht, affirmativ einem dogmatischen Kurs zum »Schutz der Ungeborenen« zu folgen oder eine pronatale staatliche Ge-

bäropolitik auf Kosten der (potenziellen) Eltern zu unterstützen, sondern das Recht auf Elternschaft durchzusetzen. Historisch ging es im Rahmen der Familienplanung über mehrere Jahrzehnte hinweg in hohem Maße darum, das Recht auf einen würdevollen Schwangerschaftsabbruch durchzusetzen, heute gilt es, das Recht auf das Kind durchzusetzen, und damit die andere Seite selbstbestimmter Elternschaft. Dieser Teil der Familienplanung sollte nicht erst im Zusammenhang mit ungewollter Kinderlosigkeit Thema werden.

2 Kontrazeption

Leitfrage dieses Abschnitts ist die nach dem konkreten Verhütungsverhalten im Kontext unterschiedlicher Familienplanungskonzepte in Ost und West und insbesondere die, wie der biografische Aufschub (der aufgeschoßene, verdrängte oder aufgegebene Kinderwunsch) im Verhütungsverhalten gehandhabt wird.

Befunde

Die vorliegende Studie bestätigt die bekannte Tatsache, dass ostdeutsche Frauen in stärkerem Maße als westdeutsche die Pille nutzen. Sie wird als Mittel selbstbestimmter Familienplanung, als ein Aspekt der reproduktiven Autonomie begriffen und angewandt. Die Pille wird in ihrem Für und Wider nicht stark reflektiert, sondern vielmehr als »*kollektive Selbstverständlichkeit*« in einen positiven, tradierten Werte- und Normenkontext gestellt (Sicherheit, Stabilität, Gemeinsamkeit, vgl. S. 129f.). Das (im Vergleich zu den Westfrauen) *geringe Wechselverhalten* im Bereich der Kontrazeption ist nicht nur durch eine einheitlichere positive Einstellung zur Verhütung mit der Pille begründet, es hat auch »materielle« Ursachen in dauerhaften Paarbeziehungen und kontinuierlicher partnerschaftlicher Sexualität (vgl. S. 122). Verhütungswechsel bzw. -pausen sind im Osten vor allem durch den Wunsch nach und das Austragen von Schwangerschaft bedingt (entlang der Biografie durch die Kinderzahl, im Westen vor allem durch die Partnerzahl, vgl. S. 115).

Auch im Westen dominiert die Pille, allerdings durch größere Methodenvielfalt flankiert. Bildungsabhängig wird das Verhütungsverhalten stärker reflektiert im Sinne einer *selbstreflexiven Gestaltungsleistung* und es wird stärker partnerschaftlich ausgehandelt. Wechsel oder Unterbrechungen des Verhü-

tungsverhaltens sind im Westen vor allem durch Partnerwechsel bzw. Phasen der Partnerlosigkeit bedingt (im Osten, wie gesagt, durch Schwangerschaft).

Die Ergebnisse zeigen deutlich: Das Kontrazeptionsverhalten ist einerseits Resultat eines (mehr oder weniger) diskursiven Kontextes bzw. Wertesystems (mit den Themen Körper, Gesundheit, Verträglichkeit, Fruchtbarkeit, Stabilität, Sicherheit ...), andererseits spiegelt es die partnerschaftliche und sexuelle Lebensweise. Mit Bezug auf die Eingangsfrage legen die Befunde folgende Erklärungen nahe: Die Stabilität in der Lebenslaufplanung und -gestaltung (Partnerschaft, Sexualität, Kinder, Familie) geht einher mit stabiler und eigenverantworteter Verhütung. Stärkere Planungsambivalenzen und wechselhaftere Lebensgestaltung führen zu ambivalenterem und instabilerem Verhütungsverhalten:

- mehr Wechsel in der Partnerschaft – mehr Wechsel im Verhütungsverhalten
- weniger Kontinuität in partnerschaftlicher Sexualität – weniger Kontinuität im Verhütungsverhalten
- mehr Ambivalenz im Kinderwunsch – mehr Ambivalenz im Verhütungsverhalten

Diese Befunde betreffen junge Erwachsene im dritten Lebensjahrzehnt (die »Postadoleszenten«). Sie gelten nicht für den Einstieg Jugendlicher in die partnerschaftliche Sexualität (dort ist eine historisch beispiellose Konsequenz in der Verhütung anzutreffen).

Für den Beginn des partnerschaftlichen Sexuallebens ist in Ost wie West festzustellen: *Frühzeitige Pillennutzung und angewachsene Verhütungskonsequenz, insbesondere durch gestiegene Kondomnutzung*. Der Wandel im Verhütungsverhalten von Anfang an steht für eine angewachsene Verhütungskonsequenz im Sinne des biografischen Aufschubs. Diese Entwicklung ist allerdings nicht pauschal als Errungenschaft zu feiern, etwa als Hinweis auf möglicherweise dadurch zurückgegangene unerwünschte Erstschwangerschaften, denn zu DDR-Zeiten wurden Erstschwangerschaften viel häufiger zugelassen (seltener abgebrochen) als im Westen.

Familienplanerische Konzepte und Praxiserfahrungen

Das Reflexions- und Diskursniveau gegenüber der Pille und anderen Verhütungsmitteln und -methoden war in der DDR insgesamt gering. Die

Verhütungsfrage lag weitgehend in den Händen einer paternalistischen Medizin. Die ärztliche Verhütungsberatung war seit Einführung der Pille stark auf die Ordination hormoneller Kontrazeptiva orientiert, nach realisiertem Kinderwunsch auf das Intrauterinpessar (wobei Kontrazeptiva in der DDR ausschließlich von Gynäkologen verschrieben wurden, sodass von einer hohen *fachärztlichen* Kompetenz ausgegangen werden kann). Ebenso DDR-typisch war ein sehr paternalistisches (fürsorglich-vormundschaftliches) Verständnis ärztlichen Handelns, das den Frauen nur ein geringes Maß an Eigenverantwortung zubilligte. Die weitverbreitete Haltung »Mein Arzt wird schon wissen, was für mich gut ist« war allerdings auch Ausdruck eines ausgeprägten Vertrauensverhältnisses zwischen Ärzten und Patienten (das z. B. nicht durch marktwirtschaftliche Erwägungen irritiert wurde). Vor diesem Hintergrund muss zum Beispiel die enorm hohe Anzahl der Pillen-Langzeitnutzerinnen gesehen werden.

Das Thema Verhütung wird in der Bundesrepublik seit den 1970er Jahren durch nichtmedizinische Institutionen der Familienplanung und Sexualaufklärung und im Rahmen feministischer Diskurse in starkem Maße problematisiert (Kritik paternalistischer Medizin, Kritik der Medikalisierung weiblicher Umbruchphasen und der Fertilität, Frauengesundheitsbewegung). Ein wesentlicher Punkt ist die Zurückweisung der alleinigen Verantwortlichkeit der Frau (»Warum immer wir?«). Diese Entwicklung spiegelt ein historisch nötiges emanzipatorisches Moment, um die Verantwortlichkeit der Männer einzufordern. Kontrazeption ist so Teil der modernen sexuellen Verhandlungsmoral geworden, sie ist »Träger symbolischer Bedeutungen«, hat eine »regulative Funktion bei der Gestaltung der sexuellen Beziehungen«.

Im Rahmen der Sexualpädagogik ist dieser paardynamische Aspekt vor allem in geschlechtsspezifischen Arbeitsansätzen (Mädchenarbeit) thematisiert worden. Dabei hat es über die emanzipatorischen Problematisierungen hinaus zum Teil auch überzogene und vorurteilstypisierende Ansätze gegeben, in denen zum Beispiel Jungen als Verhütungs- und Kondommuffel dargestellt wurden (vgl. z. B. Preiß & Wilser, 1993). Möglicherweise hat eine zu starke Betonung der Notwendigkeit partnerschaftlichen Aushandelns Inkonsistenzen im Verhütungsverhalten und Ambivalenzen gefördert und die Eigenverantwortung reduziert.

Zumindest in den 1990er Jahren – so bestätigen es jugendsexuologische Studien (vgl. Weller & Starke, 1993) – besteht zu allzu kämpferischen Diskursen aber kaum noch Anlass. So gibt es zum Beispiel hinsichtlich der

Akzeptanz des Kondoms überhaupt *keine geschlechtstypischen Ressentiments* (mehr). Verhütung wird von den Heranwachsenden als gemeinschaftlich zu verantwortende Aufgabe begriffen. Nicht zuletzt die HIV-Prävention seit Mitte der 1980er Jahre hat zur Akzeptanz von Verhütung, zur Verhütungskonsequenz von Anfang an und zur Förderung partnerschaftlicher Verantwortung viel beigetragen (wie die in Ost wie West enorme Zunahme der Verhütungskonsequenz beim ersten Koitus zeigt).

Die kritische Reflexion der Verhütung im Westen ist stark an der Kritik der Pille festgemacht worden. Umso erstaunlicher ist, dass unter Jugendlichen die Pille so verbreitet ist (und im Übrigen auch unter den reflexiven und kritischen Studentinnen in Ost wie in West, vgl. Weller, 1999).

Konzeptionelle Empfehlungen

1. Kritische Reflexion fördern, ohne zu verunsichern, zu verkopfen, zu ideologisieren

Mehr Diskurs und Reflexion über Verhütung ist nötig, aber es sollte damit keine Verunsicherung erzeugt werden: Einerseits sollte ein konsequentes Verhütungsverhalten unterstützt werden, mit Betonung der individuellen Autonomie, ohne einer unreflektierten Pragmatik das Wort zu reden; andererseits müssen die Verhütungsmittel und -methoden in ihren medizinisch-biologischen wie in ihren psychologisch-paardynamischen Aspekten reflektiert werden, ohne dass daraus einen Kampf der Geschlechter inszeniert wird. Das Verhütungsverhalten sollte diskursiviert, aber nicht verkopft und schon gar nicht ideologisiert und diesbezüglich überfrachtet, sondern ganzheitlich betrachtet werden.

2. Eigenverantwortung stärken (individuelle Verantwortung beider Geschlechter)

Unter Beachtung der Paardynamik sollte es bei der Kontrazeption immer primär um die Stärkung individueller Verantwortung gehen (im Sinne der generativen Autonomie) und nicht um Delegierung von Verantwortung. Das betrifft selbstverständlich beide Geschlechter. Geschlechtshomogene Arbeitsansätze sollten Autonomie stärken und die Voraussetzungen für den partnerschaftlichen Diskurs fördern.

3. Ganzheitlichkeit

(Verhütung, Lust, Partnerschaft, Sexualität und Kinderwunsch)

Verhütung ist Teil gelebter Sexualität, der individuellen und partnerschaftlichen. Hieran knüpfen sich viele Fragen, die pädagogisch bzw. beraterisch zu thematisieren sind, zum Beispiel: Was macht die Pille mit meinem Körper, mit meiner Lust? Oder: Wie oft will ich/habe ich Sex, wie viel Sinn macht es, zum Beispiel kontinuierlich mit Pille zu verhüten?

Über Verhütung reden heißt: über Sexualität reden. Ein zentraler Befund der Studie ist: Das Kontrazeptionsverhalten ist einerseits Resultat eines (mehr oder weniger) diskursiven Kontextes bzw. Wertesystems (mit den Themen Körper, Gesundheit, Verträglichkeit, Fruchtbarkeit, Stabilität, Sicherheit ...), andererseits spiegelt es die partnerschaftliche und sexuelle Lebensweise. Eine Förderung sinnlich-lustvoller Sexualität in stabilen und perspektivreichen Partnerschaften fördert auch die Qualität des kontrazeptiven Verhaltens.

Mit der Stärkung des Kinderwunsches im Kontext der gesamten privaten Lebensplanung (im Sinne biografischer Option mit Gewissheit und »generalisierter Akzeptanz«, s.o.) scheint das Verhütungsverhalten positiv beeinflussbar: Bei prinzipieller Sicherheit, ein Kind zu wollen, ist phasenweise konsequente Verhütung leichter.

4. Ostspezifika/Prognosen

Zumindest bei den jüngeren Frauen sind Wendeeffekte zu erwarten: Der biografische Aufschub der Familienbildungsphase wirkt auf Partnerschaften zurück. Es werden zwar weiterhin frühe Bindungen eingegangen, aber mit weniger Verbindlichkeit bzw. Perspektive. Künftig ist mit weniger Kontinuität und mehr Wechsel im Verhütungsverhalten zu rechnen.

Ein ambivalenter werdender Kinderwunsch (im Kontext einer ambivalenter werdenden Partnerperspektive oder bei diskordantem Kinderwunsch zwischen den Partnern) führt zu stärkerer Ambivalenz (weniger Konsequenz, mehr Wechsel) im Kontrazeptionsverhalten.

Der Verlust der kollektiven Selbstverständlichkeiten führt zur Notwendigkeit individueller Information, Begründung, Entscheidung und wird zur *Zunahme an Beratungsbedarf* führen. Gerade im Osten ist der Bereich

der *second medical opinion* noch völlig unterentwickelt, entsprechende Angebote werden aber gut angenommen (vgl. Busch, 1999).

Potenzielle Zielgruppe: nicht mehr die solide Jugend, sondern die wechselhaften Erwachsenen im dritten Lebensjahrzehnt.

3 Gewolltheit von Schwangerschaften: Akzeptanz oder Abbruch

Befunde

Zwei Drittel *aller eintretenden* Schwangerschaften (66 Prozent) sind gewollt. Drei Viertel *aller zugelassenen* Schwangerschaften sind gewollt. Die Gewolltheit des ersten Kindes im historischen Vergleich: Im Westen ist eine kontinuierliche Zunahme, im Osten ein starker Anstieg von den 1970er zu den -80er Jahren und ein geringer Rückgang in den -90ern zu beobachten. Unter den ausgetragenen ersten Kindern waren im Osten in den 1990er Jahren 16 Prozent ungewollt, in den -80ern waren es nur zwölf Prozent, in den 1970ern dagegen 21 Prozent.

Zu den Bedingungen, unter denen ungewollte Schwangerschaften eintreten und abgebrochen werden: Frauen werden in krisenhaften Lebenssituation zwar seltener schwanger, aber wenn, dann häufiger ungewollt. Schwangerschaften, die in Belastungssituationen (vor allem in partnerschaftlichen Krisen) eintreten, sind zu ca. 50 Prozent ungewollt, in unbelasteten Lebenssituationen nur zu 20 Prozent. Das führt dazu, dass Schwangerschaften, die in einer besonderen (krisenhaften) Lebenssituation eintreten, zu 25 Prozent abgebrochen werden, Schwangerschaften in Normalsituationen nur zu knapp zehn Prozent.

Ungewollte Schwangerschaften werden zu 50 Prozent abgebrochen, und zwar unabhängig davon, ob sie in einer speziellen Belastungssituation entstanden sind oder nicht. Die Gewolltheit beziehungsweise Ungewolltheit ist das Hauptkriterium beim Entscheid über Akzeptanz oder Abbruch der Schwangerschaft, nicht die Tatsache der Krisensituation.

42 Prozent aller abgebrochenen Schwangerschaften sind unter Verhütung eingetreten (Ost: 37 Prozent, West: 48 Prozent). Ohne Verhütung zustande gekommene ungewollte Schwangerschaften werden häufiger abgebrochen als trotz Verhütung entstandene.

Familienplanerische Leitlinien und Praxiserfahrungen

Zum Menschenrecht auf individuelle Familienplanung, zu den reproduktiven Rechten muss das Recht gehören, eine ungewollte Schwangerschaft abzubrechen. In den Begründungen der aktuellen Rechtslage zum Schwangerschaftsabbruch wird unter anderem auf folgende zwei Annahmen bzw. Argumentationen zurückgegriffen:

- *Ungewollte Schwangerschaften entstehen durch Verhütungsversagen.* Verhütung ist nie hundertprozentig, kann versagen, und wenn sie versagt, darf der betroffenen Frau keine Schuld zugewiesen werden, sie muss im Gegenteil unterstützt werden in ihrer (so oder so) schwierigen Entscheidung für oder gegen das Kind.
- *Abbrüche erfolgen aufgrund von Notlagen.* Der Entscheid über das Austragen oder Abbrechen einer Schwangerschaft muss selbstbestimmt erfolgen. Das wird jedoch in keinem Fall eine leichtfertige Entscheidung sein (im Sinne der Bagatellisierung des Abbruchs und seiner Akzeptanz als Familienplanungsmethode), sondern in der Regel wird es triftige Gründe geben (so etwas wie eine soziale Notlage), die die Frauen zum Abbruch nötigen. (Diese Annahme bewegt den Gesetzgeber dazu, eine Beratung zu veranlassen, in der die Frau ihre Gründe, derentwegen sie den Abbruch erwägt, vorträgt, und in der über soziale Hilfen gesprochen werden muss.)

Zur *Frage des Zustandekommens ungewollter Schwangerschaften* gibt es aus der Beratungspraxis heraus sehr unterschiedliche Befunde: In einer aktuellen Studie der pro familia Frankfurt wurden über ein halbes Jahr die freiwilligen Angaben zur Verhütung von Frauen, die zur Konfliktberatung kamen, erfasst (471 von insgesamt 1.100 Frauen äußerten sich): Über 90 Prozent gaben dabei an, trotz Verhütung schwanger geworden zu sein (Otto, 1999).

Der niederländische Arzt Jansen hat 1993 in den Familienplanungszentren Mainz und Gießen Frauen, die dort Abbrüche durchführen ließen, zu ihrem Kontrazeptionsverhalten befragt (Jansen, 1995). Im Zeitraum vom 1.4.1994 bis zum 31.3.1995 wurden in allen pro-familia-Beratungsstellen des Landes Sachsen-Anhalt alle Frauen, die zur Pflichtberatung erschienen, zu ihrem Kontrazeptionsverhalten befragt (Büchner, 1995).

Wenn wir den abgebrochenen Geschlechtsverkehr als »Nichtverhütung« klassifizieren, ist Tabelle 1 zu entnehmen, dass etwa 40 Prozent aller Schwangerschaften, die voraussichtlich abgebrochen werden, ohne Ver-

Tab. 1: Kontrazeptionsverhalten vor Schwangerschaftsabbruch.

Mittel/Methode	Mainz/Gießen (FPZ/Jansen, 1995), n = 308	Sachsen-Anhalt (PROFA/Büchner, 1995), n = 1593
ohne	30,2 %	38,4 %
Kondom	23,1 %	26,6 %
Pille	19,2 %	19,5 %
Spirale	–	3,2 %
Diaphragma	3,9 %	–
Kalender (Knaus)	–	7,8 %
Basaltemperatur	–	0,8 %
Coitus abruptus	13,6 %	1,9 %
andere Methoden	6,1 %	0,4 %
keine Angaben/unbekannt	3,9 %	1,4 %

hütung entstanden. In der Studie Frauen leben wird festgestellt (s. o.), dass 58 Prozent der Schwangerschaften, die abgebrochen wurden, ohne Verhütung zustande kamen. Das ist ein äußerst spektakulärer Befund.

In der Expertinnendiskussion wurde mit Erstaunen registriert, dass ein so großer Anteil von Frauen angab bzw. zugab, gar nicht verhütet zu haben. Dieses Erstaunen spiegelt möglicherweise die Verinnerlichung des »Verhütungsversagensparadigmas« wider. Als die Beraterinnen ihre Praxiserfahrungen weniger aus der formallogischen Verhütungsperspektive als aus psychodynamischer Sicht reflektierten, löste sich das Erstaunen jedoch auf: Insbesondere Verhütungspausen, aber auch der Wechsel von sicheren auf weniger sichere Verhütungsmittel oder ihre unsachgemäße bzw. unregelmäßige Anwendung, so wurde herausgearbeitet, spiegeln partnerschaftliche und/oder andere biografische (Konflikt-)Konstellationen wider. Eine generelle Erfahrung aus der Beratung ungewollt schwangerer Frauen ist, dass es in der Biografie hin und wieder Zeiten zu geben scheint, in denen ein erhöhtes kontrazeptives Risiko gelebt werden muss, und auch solche Phasen, in denen eine »Anfälligkeit« für das (ungewollte) Schwangerwerden besteht.

Hierzu eine Beraterin in der Gruppendiskussion:

»Es geht um das Unbewusste, wenn die Pille z. B. vergessen wird oder unregelmäßig genommen wird. Es wird gehofft, es funktioniert, aber dann ist

da noch: warum soll ich eigentlich die Pille nehmen, wenn ich mit meinem Mann nur alle acht Wochen schlafe, die Ambivalenz, mag ich ihn noch, mag ich ihn nicht mehr, ich kann nicht gehen, ich kann nicht bleiben [...] über ein Jahr ging das gut [...] und dann durfte es nicht mehr funktionieren, damit sie endlich mal das Thema anguckt ... <

Ein weiterer, zunächst spektakulär anmutender Befund aus der Studie: Unter Verhütungsversagen eintretende ungewollte Schwangerschaften werden häufiger ausgetragen als diejenigen, die ohne Verhütung zustande kommen. Das heißt, es gibt Frauen, die nicht verhüten, aber die so entstandenen ungewollten Schwangerschaft abbrechen, und zwar häufiger als diejenigen, die unter Verhütung schwanger wurden.

Die Befunde aus der Studie in Sachsen-Anhalt legen nahe, dass Frauen, die häufiger abbrechen, in ihrem Verhütungsverhalten inkonsequenter sind: Unter den Frauen, die vor ihrem ersten Abbruch standen, hatten 36,8 Prozent nicht verhütet, unter denen mit bereits einmaliger Abbruch erfahrung 41,3 Prozent, unter denen mit bereits zweimaliger Abbrucherfahrung 44,8 Prozent.

Diese Fakten scheinen das Klischee von den »leichtfertigen« Frauen zu nähren, die zu bequem zum Verhüten sind und Schwangerschaftsabbrüche gelassen in Kauf nehmen.

Beratungserfahrungen legen folgende Interpretation nahe: Es gibt Lebenssituationen, in denen zwar ein Kind überhaupt nicht integrierbar ist, aber trotzdem das hohe Risiko einer ungewollten Schwangerschaft durch Verzicht auf Verhütung eingegangen wird. Die Gründe dafür können vielfältig sein, zum Beispiel krisenhafte oder auch euphorische Lebens- und Partnersituationen, in denen das rationale Abwägen möglicher Folgen gelebter Sexualität ausgeblendet wird. Psychodynamisch interpretiert: Es gibt den Modus, besondere Lebenslagen (Krisen, Konflikte) über Sexualität und Fertilität unbewusst zu agieren. (Und diese Erkenntnis ist keineswegs spektakulär.)

Zur zweiten Fragestellung: *Aus welchen Gründen brechen Frauen eine Schwangerschaft ab?* Der Befund aus der Studie, wonach ungewollte Schwangerschaften in Krisen- bzw. Umbruchsituationen (partnerschaftlich, beruflich, Wohnsituation ...) nicht häufiger abgebrochen werden als solche außerhalb solcher Situationen, löst Erstaunen aus. Es gibt zwar Krisensituationen, in denen ungewollte Schwangerschaften eintreten, aber diese Krisen entscheiden nicht über Akzeptanz oder Abbruch der ungewollten Schwangerschaft.

Das Erstaunen über diesen Befund basiert auf der Annahme, dass die verschiedenen Krisensituationen (im Geiste dessen, was zu Zeiten der Indikationsregelung »Notlagenindikation« genannt wurde) stärker wirksame Gründe zum Entscheid für einen Abbruch sein müssten, während nicht im Zusammenhang mit Krisensituationen ungeplant eingetretene Schwangerschaften häufiger ausgetragen werden könnten. Aber ist das so?

Erfahrungen aus der Beratungspraxis zeigen: Wenn Krisen (ambivalente Lebensphasen) am Zustandekommen der ungeplanten Schwangerschaft beteiligt sind (als unbewusste Motive), werden sie nach eingetretener Schwangerschaft nicht notwendig zu Abbruchgründen, dann können sie ebenso Gründe für das Austragen sein:

- Bsp. 1: berufliche Krise – Ambivalenz zwischen risikoreichem beruflichem (Neu-)Anfang nach Arbeitslosigkeit und Umschulung und (erneuter) Mutterschaft – Entscheid für Mutterschaft
- Bsp. 2: Partnerkrise – Ambivalenz zwischen Aufgabe und Fortbestand der Beziehung – Entscheid für das Austragen des Kindes als »Übergangsobjekt« in Trennungsphase (und damit auch für den Fortbestand der Beziehung auf anderer Ebene)

Und umgekehrt: Warum sollten ungeplante Schwangerschaften in einer nicht krisenhaften Lebensphase (z. B. Schwangerschaften trotz subjektiv sicherer Verhütung oder nach abgeschlossener Familienplanung) besser annehmbar sein? Ist solch ein ungewolltes Schwangerwerden ohne tieferen konfliktodynamischen Hintergrund nicht sogar leichter pro Abbruch zu entscheiden?

Im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung des Bundesmodellprojekts »Integrierte Familienberatungsstelle« der pro familia in Erfurt (Weller, 1995b) wurden Frauen, die zur Konfliktberatung kamen, mit denen verglichen, die zur Sozialberatung kamen. Festgestellt wurde dabei, dass erstere häufiger sowohl beruflich wie privat in »normaleren« Verhältnissen lebten, dass Frauen mit erwogenem Abbruch häufiger Arbeit hatten, häufiger verheiratet waren, häufiger in fester Partnerschaft lebten (Tab. 2).

Aus diesen Befunden ließ sich ein polarisiertes Entscheidungsverhalten konstatieren: Viele der ungeplant schwanger gewordenen Frauen entscheiden sich gegen das Kind, weil sie berufstätig sind und es bleiben wollen. Das heißt, sie brechen eine Schwangerschaft nicht etwa ab, weil sie sich in einer sozialen Notlage befinden, sondern weil sie diese gerade verhindern wollen. Umgekehrt entscheiden sich viele Frauen nicht trotz, sondern

geradezu aufgrund ihrer sozialen Notlage (z. B. ihrer Chancenlosigkeit am Arbeitsmarkt) für das Austragen der Schwangerschaft.

Tab. 2: Charakteristika schwangerer Frauen, die sich zum Abbruch entschließen bzw. ihr Kind austragen und soziale Hilfen in Anspruch nehmen (Integrierte Familienberatungsstelle Erfurt 1993–1995, vgl. Weller, 1995b, S. 35).

	Abbruch (n = 1052)	Antrag Hilfsfonds (n = 506)
berufstätig	51 %	28 %
Ausbildung/Umschulung	15 %	19 %
arbeitslos	20 %	36 %
Sozialhilfe	4 %	10 %
Erziehungsurlaub	7 %	5 %
Hausfrau	3 %	2 %
ledig/gesch./verhei. getr.	57 %	79 %
verheiratet zus. lebend	43 %	21 %
ohne Partner	17 %	41 %
mit Partner/gemeins. Hh.	60 %	41 %
mit Partner/ohne gem. Hh.	23 %	18 %

Konzeptionelle Empfehlungen

1. Schwangere und Familiengründung unterstützen

Die aktuelle Gesetzeslage (SFHG) formuliert als Hauptzielstellung den Schutz des ungeborenen Lebens. Aus Sicht der Beratungspraxis ist dieses Ziel umsetzbar in Form maximaler Unterstützung von Frauen bzw. Paaren, die ihr Kind (auch unter schwierigen Bedingungen) bekommen wollen. Hier sollten die psychosoziale Beratung Schwangerer und Netzwerke zur Unterstützung der Familiengründungsphase weiter ausgebaut werden. Letztlich kann jedoch Beratung und Unterstützung immer nur so gut sein, wie es die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zulassen.

2. Ungewollte Schwangerschaften verhindern

Der »Schutz des ungeborenen Lebens« soll zum zweiten durch die Verhinderung bzw. Reduzierung von Schwangerschaftsabbrüchen verbessert werden. Nach den Erfahrungen der Beratungspraxis ist eine »zielorientierte« Beratung hierfür jedoch ungeeignet, da die Entscheidung über Austragen oder Abbruch einer Schwangerschaft nur in Ausnahmefällen in der Beratung erfolgt (Ambivalenzberatungen; Beratungen in Entscheidungskonflikten sind die Ausnahme).

Da Abbrüche, wie die Studie zeigt, hauptsächlich aufgrund der Ungewolltheit von Schwangerschaften zustande kommen, muss die Verhinderung ungewollter Schwangerschaften Hauptaufgabe sein. Von vornherein klar sein sollte jedoch, dass es immer ungewollte Schwangerschaften geben wird. Allerdings wird aus den Ergebnissen der Studie und den Erfahrungen der Praxis auch deutlich, dass eine weitere Verbesserung der Verhütungskonsequenz möglich ist.

Mehr Aufklärung über die richtige Anwendung kontrazeptiver Mittel und Methoden und die Risiken von Verhütungsformen scheint allerdings zu kurz zu greifen. Allein die Tatsache der konsequenten Verhütung beim ersten Koitus belegt: Schon Jugendliche wissen heutzutage gut Bescheid und sind in der Lage, konsequent zu verhüten.

Die Befunde belegen, dass die psychodynamische Seite des Umgangs mit Fertilität und Kinderwunsch, die Paardynamik der Verhütung, die Frage nach dem Sinn bzw. der Bedeutung ungewollter Schwangerschaften einer größeren Beachtung und eines breiteren Diskurses bedarf, und zwar in allen Bereichen, die sich mit Verhütung beschäftigen. (Neben der Sexualpädagogik und den Institutionen der Familienplanung ist hier besonders an Ärztinnen und Ärzte zu denken.) Alle Argumentationen, die das Zustandekommen ungewollter Schwangerschaften allein aus dem Versagen (subjektiv sicherer) Verhütung und aus Zufällen erklären wollen, sind tendenziell antiaufklärerisch und antiemanzipatorisch. Sie entmündigen Frauen, sprechen ihnen verantwortungsvolles Handeln ab (Uninformiertheit), weisen ihnen eine Opferrolle zu (schicksalhaft oder mit Schuldzuweisungen gegenüber Gynäkologen, die schlecht beraten haben, Beipackzetteln, die unvollständig waren, Partnern, die hätten verhüten sollen usw.).

Wichtig ist hingegen, die psychodynamische Seite der Verhütung anzusprechen, und die partnerschaftliche Sexualität/Fertilität/ungewollte Schwangerschaft als Feld der (inadäquaten) Konfliktregulation.

Aus den Ergebnissen der Studie heraus und den Erfahrungen der Praxis bleibt festzuhalten, dass nicht wenige Schwangerschaftsabbrüche durch das Unterlassen von Verhütung bedingt sind. Möglicherweise gibt es Haltungen, die eine konsequente Verhütung infrage stellen und einen Schwangerschaftsabbruch als Verhütungsalternative begreifen. Angesichts der gesellschaftlichen Bewertung des Abbruchs scheint eine solche Haltung pseudoemanzipatorisch. Die pädagogisch sinnvolle (und mit der geltenden Rechtslage konforme) Alternative wäre die Förderung eines konsequenten Verhütungsverhaltens, in deren Kontext zwar das Recht auf Abtreibung thematisiert wird, die Abtreibung als Familienplanungsmethode jedoch problematisiert wird. Dabei sollten ethische Fragen im Vordergrund stehen. Die DDR-typische Angstmacherei vor späterer Unfruchtbarkeit (die vielleicht aus der klinischen Praxis früherer Jahre heraus noch eine gewissen Berechtigung hatte) erweist sich zwar nach den Befunden der Studie als recht wirkungsvoll (natürlich nur auf der Basis eines prinzipiell vorhandenen Kinderwunsches), sie sollte jedoch als historisch überwunden gelten.

3. Psychosoziale Beratung ungewollt schwangerer Frauen

Alle Beratungspraxis spricht dafür, dass die gesetzgeberische Intention des »Schutzes ungeborenen Lebens« in der sogenannten Konfliktberatung nicht geleistet werden kann. Bei aller Verschiedenartigkeit der Abbruchgründe steht fest, dass die Mehrzahl der Frauen sich für einen Abbruch entscheidet, weil sie ein (weiteres) Kind für nicht in ihr Lebenskonzept und den Alltag integrierbar halten – und das aus einer Lebenssituation heraus, die durch die Hilfsangebote des SFHG nicht oder kaum tangiert werden.

Es kann deshalb nicht darum gehen, Frauen aus sozialen Notlagen heranzuholen (und ihnen bei erwogenem Abbruch die Palette sozialer Hilfen vorzutragen), damit sie sich für das Austragen ungewollter Kinder entscheiden können. Diese Hilfsangebote sollten sich ganz und gar auf die (gewollt oder ungewollt, geplant oder ungeplant) Schwangeren konzentrieren, die ihre Schwangerschaft austragen wollen – und das trotz schwieriger Lebenslage.

Wozu kann die Beratung ungewollt Schwangere dann dienen? Ein Hauptaspekt der Beratung bei erwogenem Abbruch sollte (gerade unter der aktuellen Gesetzeslage) die *Bewältigung des Schwangerschaftsereignisses* und die Begleitung und Verarbeitung des Abbruchs sein. (Das Gesetz

spricht in diesem Zusammenhang von der Vermeidung und Bewältigung von Schwangerschaftskonflikten.)

Gegenwärtig wird seitens des Gesetzgebers erwartet, dass ein Gespräch über die Gründe geführt wird, derentwegen der Abbruch erwogen wird (mit einer zielorientierten Ermutigung zum Kind). Wie bereits erwähnt, liegt hier die Gefahr, dass daraus ein »Notlagengespräch« wird. Die Befunde der Studie legen nahe, dass gerade die Westfrauen Zwangslagen betonen (ganz im Sinne der früheren Indikationsregelung), während Abbrüche im Osten stärker als selbstverantwortet erlebt wurden.

Es wäre ganz im emanzipatorischen Sinne selbstbestimmter Mutter- schaft (bzw. selbstbestimmten Verzichts auf dieselbe) und würde wahrscheinlich auch einer positiven Verarbeitung der Abbrüche dienen, würde Beratung konsequent die Ergebnisoffenheit des Gesprächs und das Entscheidungsrecht der Frau betonen und so die *Autonomie der Entscheidung* stärken.

Die Beratung sollte zum zweiten die *Reflexion über den Abbruch* fördern. Erfahrungen aus der Beratungspraxis legen die Vermutung nahe, dass ostdeutsche Frauen sich zum Abbruchgeschehen selbst eher wenig reflexiv verhalten, eher nach der Devise »Augen zu und durch« verfahren (z. B. wird nach wie vor Vollnarkose gegenüber örtlicher Betäubung favorisiert), dass sie etwas mit sich geschehen lassen. Zum oben beschriebenen emanzipatorisch-selbstbestimmten Moment gesellt sich so die Abwehr von Reflexion und Ambivalenz.

Die unmittelbare Bewältigung des Schwangerschaftsereignisses muss in der gesetzlich geforderten Pflichtberatung im Vordergrund stehen (im Sinne einer Krisenintervention). Gleichwohl bestätigen die Ergebnisse der Studie Frauen leben: Das Phänomen der ungewollten Schwangerschaft bzw. der »unvernünftigen« Schwangerschaft, die letztlich abgebrochen wird, hat häufig eine Bedeutung, die über die Bewältigung des Schwangerschaftsereignisses weit hinausgeht. Über die Hilfe zur Bewältigung der Schwangerschaft hinaus sollte eine Beratung das Angebot bzw. den *Anstoß zur Reflexion über den Sinn der ungewollten Schwangerschaft* geben. Letztlich kann durch das bessere Verstehen der eigenen Lebenssituation auch eine bessere Bewältigung des Schwangerschaftsereignisses (z. B. Verarbeitung des Abbruchs) möglich werden.

In der punktuellen gesetzlich geforderten Beratung kann nur ein erstes Angebot unterbreitet werden. Erfahrungen zeigen, dass in Beratungsstellen mit integrierten familienorientierten Angeboten weiterführende Berat-

tungsangebote durchaus angenommen werden. Allerdings sind Beratungen nach Abbrüchen insgesamt selten. Ganz prinzipiell muss das Thema unerwünschte Schwangerschaften im Kontext einer umfassenden Familienplanungsberatung präventiv angegangen werden. Prävention heißt in diesem Zusammenhang nicht, dass Konflikt- und Krisensituationen, die am Zustandekommen ungewollter Schwangerschaften beteiligt sind, verhindert werden sollen; vielmehr geht es um die Vermeidung inadäquater Wege der Konfliktregulation.

4 Zusammenfassung

Die Ergebnisse der Studie bestätigen einerseits positive historische Tendenzen wie den Rückgang ungewollter Kinder und die angewachsene Verhütungskonsequenz; sie verweisen andererseits auf die Verkomplizierung der Familienplanung, insbesondere in den neuen Bundesländern. Die Reduzierung kollektiver Gewissheiten und die Notwendigkeit langjähriger Mobilitätsbereitschaft in der Gestaltung des privaten Lebens erfordern ein zunehmendes individuelles Informations- und Entscheidungsverhalten. Diese Notwendigkeiten führen zu einem wachsenden Bedarf an Aufklärung, Beratung und Unterstützung, wobei aus Sicht der Studie folgende Inhalte und Zielgruppen bedeutsam sind:

Die Aufklärung und Beratung zur Kontrazeption sollte stärker in den Kontext einer prospektiven Familienplanung gestellt werden (von präventiven zu prospektiven Konzepten). Medizinische und psychosoziale Aspekte sollten stärker integriert werden (Verhütung und Fruchtbarkeit im Zusammenhang mit Sexualität und Partnerschaft; Vernetzung medizinischer und psychosozialer Angebote – Ausbau der *second medical opinion*).

Die gegenwärtig bestehenden Beratungsangebote für Schwangere sollten sich stärker auf Familienplanungsaspekte konzentrieren, die Pflichtberatung sollte stärker in integrierte familienorientierte Angebote eingebettet werden, die Sozialberatung Schwangerer sollte zur psychosozialen Begleitung und Unterstützung der Familiengründung entwickelt werden.

Insbesondere in den neuen Bundesländern ist ein zunehmender Bedarf an Paarberatung zu prognostizieren aufgrund der Tatsache, dass das DDR-typische Modell der generativen Autonomie im Schwinden begriffen ist

und Entscheidungen im Zusammenhang mit Familienplanung stärker partnerschaftlich ausgehandelt werden müssen.

Wahrscheinlich entwickelt sich auch in den neuen Bundesländern bei der Realisierung des Kinderwunsches eine zunehmende Polarisierung derart, dass sowohl die Anzahl derer ansteigt, die auf Kinder verzichten (insbesondere Frauen mit höherer Bildung und starker beruflicher Aspiration), und dass es andererseits auch zunehmend mehr Frauen gibt, die ganz auf Mutterschaft setzen und mehrere Kinder bekommen. Zur Vermeidung wachsender sozialer Polarisierung im generativen Verhalten sollten Konzepte der Vereinbarkeit von Ausbildung, Studium und Berufsausübung entwickelt und gesellschaftlich durchgesetzt werden.

Eine weitere Polarisierung könnte sich hinsichtlich des Gebäralters entwickeln: einerseits die allgemeine Erhöhung durch biografischen Aufschub (verbunden mit steigendem Beratungsbedarf bei älteren Frauen, die sich erst in der zweiten Hälfte ihres fertilen Lebensabschnittes zum Kind entschließen), andererseits die Zunahme der Teenagermütter, da Mädchen und jungen Frauen insbesondere der unteren Bildungsschichten sich mit Blick auf ihre schlechten beruflichen Chancen zu frühzeitiger Mutterschaft entschließen (was einen erhöhten psychosozialen Unterstützungsbedarf mit sich bringt).

Eine abschließende Bemerkung: Der vorliegende Bericht aus der Praxisreflexionsgruppe der Studie *frauen leben* hat seit seiner ursprünglichen Konzipierung im Jahre 1997 mannigfaltige Veränderungen erfahren. Viele der ursprünglich intendierten Forschungsfragen (z. B. zur Verarbeitung von Schwangerschaftsabbrüchen) konnten im Rahmen der Studie nicht beantwortet werden, einige neue Frage- und Problemstellungen kamen hinzu. Der Dialog zwischen Forschung und Praxis – die wechselseitige Übersetzung, die intendierte Perspektivenverschränkung – erwies sich als schwierig, was unter anderem der Breite und Komplexität des Forschungsansatzes und der realen Kompliziertheit des beforschten Gebiets geschuldet ist. Aber auch wenn nicht alle Intentionen reiften und der Abschluss des Forschungsprojekts von Gefühlen der Unfertigkeit begleitet ist, so gibt es andererseits auch die Gewissheit, dass aus der Studie eine Reihe innovativer Erkenntnisse und Impulse für die Praxis der Familienplanung hervorgehen.

Literatur

Ahrendt, H.-J. (1999). Geburtenregelung und demographische Situation in dieser Zeit (Ein Ost-West-Vergleich). *Sexuologie* 4/1999, 214–224.

Albrecht-Engel, I. (1999). »Eltern brauchen Unterstützung ... von Anfang an«. Entwicklung und Erprobung eines Curriculums für die Weiterbildung zur Familienbegleiterin/zum Familienbegleiter. *pro familia magazin*, 4/1999, 8–10.

Büchner, U. (1995). Statistik zum Verhütungsverhalten von Frauen aus der Schwangerschaftskonfliktberatung in den pro familia-Beratungsstellen Sachsen-Anhalts 1993–1995. Eisleben. Unveröff. Manuskript.

Bundesstiftung »Mutter und Kind – Schutz des ungeborenen Lebens«. Statistiken (Sozialdaten) der Jahre 1993–1998.

Busch, U. (1999). Für den Osten was Neues. Über den Sinn der Integration ärztlicher Familienplanungsberatung und -versorgung in ein umfassendes Beratungsangebot. *pro familia magazin*, 4/1999, 29–31.

Deutscher Familienverband (Hrsg.). (1999). *Handbuch Elternbildung*. 2 Bände. Opladen: Leske + Budrich.

Groß, J. (1999). *Kinderwunsch und Sterilität. Zur Motivation des Kinderwunsches bei Sterilitätspatientinnen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Helfferich, C. (2001). *frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung im Auftrag der BZgA von Cornelia Helfferich*. In Zusammenarbeit mit Wilfried Karmaus, Kurt Starke und Konrad Weller. Köln: BZgA.

Henning, G. & Henning, M. (1992). Soziale Faktoren und Motivation zum Kinderwunsch und zum Schwangerschaftsabbruch. Sozialmedizinische Studie im Zeitraum 1976–1990. In U. Körner (Hrsg.), *Ethik der menschlichen Fortpflanzung. Ethische, soziale, medizinische und rechtliche Probleme in Familienplanung, Schwangerschaftskonflikt und Reproduktionsmedizin* (S. 77–102). Stuttgart: Enke.

Heyer, S. (1999). Lust und Frust der Fruchtbarkeit. *pro familia magazin*, 4/1999, 14–16.

Jansen, A. M. (1995). Schwangerschaftsabbruch und Verhütung in Familienplanungszentren von pro familia. *Sexualmedizin*, 12/1995.

Keil, S. (1995). Kooperation und Integration in der Beratung. Familienorientierte Beratung zwischen Vielfalt und Integration. *Dokumentation der Fachtagung »Familie und Beratung« des BMFSFJ vom 18./19. November 1993* (S. 12–24). Bonn: BMFSFJ.

Knieper, B. M. C. (1981). Kinderwunsch – ganz natürlich oder andressiert? *pro familia magazin*, 2/1981, 8–11.

Knopf, M. & Lange, C. (1993). Verhütung, Schwangerschaft, Abtreibung. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (S. 145–153). Stuttgart: Enke.

Koch, F. (1995). Sexualaufklärung in Deutschland gestern und heute. In BZgA (Hrsg.), *Learn to love. Dokumentation der 1. Europäischen Fachtagung »Sexualaufklärung für Jugendliche« der BZgA* (S. 17–23). Köln: BZgA.

Menne, K. (1981). Handeln und Kinderwunsch. Zur Begründung von Schwangerschaftskonfliktberatungen. *pro familia magazin*, 2/1981, 3–8.

Ningel, K. (1999). Ein Leben ohne Kinder. Ergebnisse einer Studie zur langfristigen Verarbeitung von Kinderlosigkeit. *pro familia magazin*, 4/1999, 11–13.

Otto, K. (1999). »Selbst dran schuld?«, Schwanger trotz Verhütung. Pressemitteilung des pro familia-Ortsverbands Frankfurt.

Peil, I. (1996). Akzeptanz familienpolitischer Maßnahmen in der Bundesrepublik Deutschland – Ein Ost-West Vergleich. Hrsg. v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Wiesbaden.

Preiß, D. & Wilser, A. (1993). »Kinderlieb, tierlieb, zärtlich und romantisch soll er sein ...«. Bilder und Berichte von Mädchen über Jungen. In R. Winter (Hrsg.), *Stehversuche. Sexuelle Jungengozialisation und männliche Lebensbewältigung durch Sexualität* (S. 71–92). Tübingen: Neuling Verlag.

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.

Schmidt, G. (Hrsg.). (2000). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Sielert, U., Herrath, F., Wendel, H., Hanswille, R. et al. (1993). *Sexualpädagogische Materialien für die Jugendarbeit in Freizeit und Schule*. Weinheim: Beltz.

Statistisches Bundesamt (1997). Mitteilungen für die Presse vom 2. Oktober 1997.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (1998). Gesundheitswesen, Fachserie 12, Reihe 3 Schwangerschaftsabbrüche 1997. Stuttgart: Metzler-Poeschel.

Stumpe, H. & Weller, K. (1995). *Familienplanung und Sexualpädagogik in den neuen Bundesländern*. [Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Bd. 2]. Köln: BZgA.

Weller, K. (1995a). Die Beratung ungewollt schwangerer Frauen. Plurale Nischenwirtschaft unter staatlicher Aufsicht. *pro familia magazin*, 5/1995, 10–13.

Weller, K. (1995b). Wissenschaftliche Begleitung des Modellvorhabens der Pro Familia: Integrierte Familienberatungsstelle in Erfurt. Abschlußbericht. Merseburg. Unveröff.

Weller, K. (1997). Die Verkomplizierung der Familienplanung. *pro familia magazin*, 2/1997, 2–3.

Weller, K. (1999). Verhütung in Ost und West – vor und nach der Wende. *pro familia magazin*, 4/1999, 22–23.

Weller, K. & Starke, K. (1993). Veränderungen 1970–1990 (DDR). In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (S. 49–65). Stuttgart: Enke.

Wimmer-Puchinger, B. (1992). *Schwangerschaft als Krise. Psychosoziale Bedingungen von Schwangerschaftskomplikationen*. Berlin: Springer.

Deutschland – eine »unaufgeklärte Nation«?¹

Im ersten Teil dieses Beitrags geht es um einen kurzen Streifzug durch die Geschichte der deutschen Sexualpädagogik und der deutschen Sexualkultur in Moderne und Postmoderne, um sexuelle und neosexuelle Revolution, um alte und neue Themen der Sexualpädagogik.

Im zweiten Teil will ich einige empirische Fakten zur sexuellen Entwicklung und zur Jugendsexualität darstellen. Leitfragen sind: Wie steht es um Teenagerschwangerschaften? Wird »alles immer früher« (stimmen die Befunde zur anhaltenden Vorverlagerung von Geschlechtsreife und Geschlechtsverkehr)? Sind wir eine »unaufgeklärte Nation«, wie im *Spiegel* vom September 2002 unter Bezug auf den Landauer Forscher Norbert Kluge behauptet wird?

Im dritten Teil schließlich geht es um einige Folgerungen für eine zeitgemäße Sexualpädagogik, darum, was unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen von einer emanzipatorischen Sexualpädagogik geleistet werden soll.

Teil I: Die Entwicklung der Sexualpädagogik und die sexuellen Revolutionen

Ich beginne in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts, in denen sich die nichtrepressive, später emanzipatorisch genannte Sexualpädagogik ihren Namen gab. Ihre Wurzeln hatte sie bereits in der Vorkriegszeit, in der so-

1 Vortrag auf der Fachtagung »Let's talk about ... Bewährtes und Neues zur Sexualpädagogik« des pro familia-Landesverbandes Hessen am 28.6.2003 in Frankfurt am Main. Erstveröffentlichung in *BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 4/2003, 39–44. <http://forum.sexualaufklaerung.de/index.php?docid=467>

zialistisch-radikalen Bewegung der 1920er Jahre, für die Namen stehen wie Max Hodann und Wilhelm Reich, die für sexuelle Information und gegen die Unterdrückung sexueller Bedürfnisse eintraten und sich dem Kampf gegen die »Sexualnot« widmeten, wie man das damals nannte.

Diese Ideen wurden in den 1960er Jahren wieder aufgegriffen. Helmut Kentler, der Nestor der modernen Sexualpädagogik aus Hannover, formulierte in seinen 1967 verfassten zehn Thesen zur nichtrepressiven Sexualerziehung: »Die Sexualerziehung hat nicht die Aufgabe, einengend auf das Sexualleben zu wirken, sondern sie soll frei machen zum Genuss und zur Liebe« (vgl. *pro familia magazin*, 5/1997, S. 5)

Damit vollzog er die radikale Wende hin zu einem positiven Sexualkonzept in Abhebung gegenüber 200-jährigen pädagogischen Verhinderungs- und Einengungsstrategien der Sexualentwicklung, die alle unter dem Vorwand der Abwendung von Gefahren standen: von den Anti-Onanisten seit Mitte des 18. Jahrhunderts über die bürgerlich-liberalen Selbstzuchtkonzepte bis zu den Seuchenhygienikern der Nachkriegszeit.

Im Mittelpunkt des neuen Konzepts standen also eine positive Auffassung von Sexualität und die Idee der sexuellen Selbstbestimmung. Hinzu kam ein explizit politischer Anspruch: die Idee der sozialen Befreiung durch sexuelle Befreiung oder (etwas bescheidener) der Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch Enttabuisierung der Sexualität, einschließlich der Veränderung restriktiver Gesetzeslagen (§§ 218, 175 StGB).

In diesem neuen Konzept ging es vor allem um die Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse, weniger um die des individuellen Verhaltens. Natürlich implizierte auch emanzipatorische Sexualpädagogik immer den Appell an individuelle und wechselseitige Verantwortung, ohne die ja keine selbstbestimmte Sexualität zu haben ist. Es ging aber nicht mehr um bloße Anpassung der Individuen an gesellschaftliche Verhältnisse im Geiste alter Präventionsstrategien durch Erzeugung von Ängsten vor den Gefahren praktizierter Sexualität. Im Vordergrund standen fortan Entwicklungsförderung, Ermutigung und Stärkung der heranwachsenden Persönlichkeit. Und es ging auch nicht mehr primär um Aufklärung im kognitiven Sinne, um Wissensvermittlung, sondern um ein ganzheitliches Verständnis von Sexualität und um einen sinnlichen, lustvollen Zugang zum Thema.

Volkmar Sigusch spricht davon, dass in den späten 1960er und -70er Jahren, also in der Zeit der »sexuellen Revolution« oder des Beginns der sexuellen Liberalisierung, eine wesentliche Dissoziation der Sexualität,

und zwar die Trennung von sexueller Lust und Fortpflanzung, Hauptthema war, und dass es insgesamt im gesellschaftlichen Diskurs die großen Themen gab: Nacktheit, Geschlechtsverkehr, Kontrazeption, Pubertät ... (vgl. Sigusch, 2001, S. 16; 2002). Das Thema der Trennung von Sexualität und Fortpflanzung (ich nenne es einmal das Familienplanungsthema) war zentral in der Sexualpädagogik der 1960er und -70er Jahre, es war das zentrale emanzipatorische Element, es war hochpolitisch, weil selbstbestimmte Elternschaft ja mit dem Kampf zur Durchsetzung des Rechts auf einen Schwangerschaftsabbruch verbunden war.

Aber jede Medaille hat zwei Seiten: Die Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung förderte einerseits die Emanzipation insbesondere der weiblichen Sexualität, sie führte andererseits zur reduzierten Sicht auf Sexualität und geschlechtliche Identität, zur Ausblendung von Themen wie Fruchtbarkeit oder Kinderwunsch (ausführlicher dazu Weller, 2001, S. 386).

Die emanzipatorische Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung ermöglichte die anwachsende Tolerierung partnerschaftlicher Jugendsexualität gesellschaftlich und familiär – Gunter Schmidt spricht von einer »Familiarisierung der Jugendsexualität« in den 1970er- und -80er Jahren (vgl. Schmidt, 1993, S. 1f.). Aber: Der affirmative pädagogische Modus der Prävention »verfrühter« Handlungen mutierte zur Prävention verfrühter Schwangerschaft, zur »Schwangerschaftsprophylaxe«.

Es wurde soziale Verantwortung fokussiert und damit auch der biografische Aufschub des Kinderkriegens programmiert; der Kinderwunsch wurde ausgeblendet, ganz im Sinne der individualisierten Destandardisierung des Lebenslaufs in der Moderne.

Natürlich ist es nicht der Sexualpädagogik anzulasten, dass das Kinderkriegen hierzulande biografisch immer später erfolgt (das Erstgebärlalter zurzeit bei im Durchschnitt knapp 29 Jahren liegt und sich noch immer weiter erhöht – was keiner zu merken scheint beim Getöse um Teenagerschwangerschaften), dass die Hälfte aller Frauen mit Hochschulabschluss kinderlos bleibt, während immer mehr Frauen ohne Chancen auf dem Arbeitsmarkt ihre Kinder auf Sozialhilfenebene bekommen, und dass viele Frauen am Ende ihres fertilen Lebensabschnitts feststellen, dass sie gern mehr oder überhaupt gern Kinder bekommen hätten (soweit einige Hauptergebnisse der Studie *frauen leben*, BZgA, 2001b).

Worauf ich hinaus will ist: Eine emanzipatorische Idee – durch Kontrazeption zur Befreiung der Sexualität – bekam einen tendenziell affirmativen Charakter, im Sinne der Anpassung der Individuen an kinder- und

elternunfreundliche gesellschaftliche Bedingungen. Das Familienplanungsthemma wurde fragmentiert, es verlor seine Ganzheitlichkeit und wird bis in unsere Zeit vor allem als Präventionsthema der Verhinderung unerwünschter Schwangerschaft und der Minimierung von Abbrüchen thematisiert.

Sexualpädagogik diversifiziert und fragmentiert sich

Zu dieser anhaltenden Entwicklung kommt hinzu, dass in die Sexualpädagogik viele neue Themen Einzug hielten, in den 1980er Jahren durch Aids, in den -90ern durch den Diskurs zur sexualisierten Gewalt und generell durch die »sex and gender«-Debatte. Das bedeutete auch, dass sich das Spektrum der sexualpädagogischen Anbieter und ihrer Zielgruppen erweiterte.

Die Zeit der 1980er und -90er Jahre bezeichnet Sigusch als die der neo-sexuellen Revolution: Zur alten Dissoziation gesellten sich neue; die Sexualität wurde durch den Geschlechterdiskurs und durch den Gewaltdiskurs ebenso bereichert wie gespalten; die großen Themen zerstreuten sich in immer kleinere, aus der Sexualität wurden immer mehr Neosexualitäten, aus der Sexualkultur wurden viele sexuelle Subkulturen, aus Geschlechtsverkehr wurden sexuelle Praktiken usw. (vgl. Sigusch, 2001; 2002). Und auch wenn die Medienpräsenz dieser Neosexualitäten (in Nachmittags-Talkshows oder den Kontaktanzeigen großstädtischer Zeitungen) mit Sicherheit kein adäquates Abbild des massenhaften sexuellen Alltags hierzulande liefert, gibt es doch an der beschriebenen historischen Tendenz keinen Zweifel.

Wie gesagt, diese Fragmentierungen machten auch vor der Sexualpädagogik nicht Halt. Auch sie diversifizierte und fragmentierte sich. Passend zu der Entstehung der neuen »ver-queeren« Vielfalt der postmodernen Neosexualitäten bezeichnen sich emanzipatorische SexualpädagogInnen gelegentlich auch als neo-emanzipatorisch. Sie pflegen die Vielfalt und verfolgen viele spezielle Ziele, zum Beispiel die Emanzipation und Entdiskriminierung sexueller Minderheiten. Und das ist gut so, hat aber einen Haken: Die alten großen Themen und die ganzheitliche Betrachtung der Sexualität geraten mitunter etwas aus dem Blick. Sexualität wird unter der Lust-, der Beziehungs-, der Identitätsfunktion diskutiert. Ihr archaischer Urgrund jedoch, die Fortpflanzungsfunktion, die Fruchtbarkeit, wird in der Tradition der 1970er Jahre abgespalten oder merkwürdig verquast. So wird in dem sehr verdienstvollen von Sielert und Valtl herausgegebenen Buch *Sexualpädagogik lehren* der Fruchtbarkeitsaspekt derart beschrieben:

»Sexualität kann das Leben auf allen Ebenen befruchten, zur Zeugung bzw. zum Empfangen von Kindern führen und zur liebenden Verbundenheit mit unseren Mitmenschen und künftigen Generationen beitragen. Dieser Aspekt der Fruchtbarkeit ist mehr als physische Fortpflanzung und kann auch unabhängig von ihr gegeben sein« (Valtl, 2000, S. 172).

Fruchtbarkeit gerät auch als wesentlicher Aspekt der Geschlechtsidentität aus dem Blick, indem die Identitätsfunktion der Sexualität auf einen Selbstbestätigungsmodus des Begehrtwerdens reduziert wird (ebd.).

Ich denke, dass heute in vielen Bereichen der Sexualpädagogik der ganz normale Kinderwunsch von Jugendlichen, die Rolle des Fruchtbarseins als Aspekt der Bestätigung, ein »richtiger« Mann, eine »richtige« Frau zu sein, weitgehend ausgeblendet oder sehr unterschätzt wird. Plausibel erscheint uns der unerfüllte Kinderwunsch der Mittelschichtpaare über 30 – den Kinderwunsch der 16- oder 17-Jährigen mit geringen Bildungs- und Berufschancen und einem traditionellen Lebensentwurf als Mutter betrachten wir hingegen als problematisch. Ich komme darauf zurück.

Teil II: Ein jugendsexuologischer Diskurs

Ich möchte nun auf den bereits genannten Artikel des *Spiegel* zur »unaufgeklärten Nation« Bezug nehmen, in dem die Sexualaufklärung der letzten Jahre als ziemlich wirkungslos eingeschätzt wird.

Eine wesentliche Basis dieser Argumentationen sind die statistischen Daten zum Anstieg der Schwangerschaftsabbrüche bei Minderjährigen und Daten aus sexuologischen Untersuchungen, die zu folgender Argumentationskette führen: Die Jugendlichen fangen immer früher an, sie sind unaufgeklärt, verhüten nicht, ergo gibt es immer mehr ungewollte Schwangerschaften, minderjährige Mütter, Abbrüche.

Ich halte sehr viel davon, dass Daten sexuologischer Studien und Befunde der amtlichen Statistik als Grundlage für die sexualpädagogische Strategiebildung genutzt werden. Allerdings muss das differenziert erfolgen. Dass das oft nicht der Fall ist, hat Gründe: Zum Zwecke der Legitimation von Aufklärung wird einseitig geschaut und skandalisiert (wir erinnern uns an Aids-Hochrechnungen und Prognosen aus den 1980ern oder an Dunkelziffern zur Häufigkeit sexueller Gewalt).

Erstens: Zunahme der Schwangerschaften bei Minderjährigen

Die deutliche Zunahme der Schwangerschaften bei Minderjährigen und insbesondere der Abbrüche in dieser Altersgruppe in den letzten fünf Jahren, vor allem bei den ganz jungen Mädchen unter 15 Jahren, signalisiert Handlungsbedarf. Und es ist auch legitim, dass wir uns sexualpädagogisch vor allem auf Jugendliche orientieren, aber fest steht auch: Minderjährige sind nicht die Hauptproblemgruppe bei den Schwangerschaftsabbrüchen.

Etwa zehn Prozent aller fertilen Frauen sind unter 18, aber die 7.605 Abbrüche des Jahres 2001 der unter 18-Jährigen machen nur fünf Prozent aller amtlich registrierten Abbrüche aus. Und auch wenn angenommen werden kann, dass Koituserfahrung und -häufigkeit bei Minderjährigen im Schnitt geringer sind als bei Volljährigen, lässt sich mit einiger Sicherheit feststellen: Minderjährige verhüten konsequenter als Volljährige. Und: Die Fallzahlen der Abbrüche bei Minderjährigen sind gering. Das muss dazu gesagt werden, wenn von einer Steigerung um über 50 Prozent (bezogen auf alle Minderjährigen) oder gar 90 Prozent (bei den unter 15-Jährigen) gesprochen wird.

Wichtig ist auch die historische Einordnung in größere Zeiträume: Das ist bei Abbrüchen bezogen auf die Zeit vor 1990 schwierig, weil die offizielle Statistik vor Einführung des SFHG zu bezweifeln ist und erst seit 2001 Arztpräxen, die Schwangerschaftsabbrüche durchführen, vollständig statistisch erfasst werden; aber wenn wir den Blick auf minderjährige Mütter richten, ist festzustellen, dass ihre Zahl in den 1960er Jahren dreimal und in den 1970er und -80er Jahren doppelt so hoch war wie heute. Ich bin mir ziemlich sicher, dass diese Relationen für das Gesamtaufkommen der Schwangerschaften bei Minderjährigen ähnlich sind, was den Anstieg der letzten Jahre nicht bagatellisieren, aber zeigen soll, dass wir historisch gesehen in Sachen Verhütung nicht in die 1960er Jahre oder davor zurückgefallen sind.

Zweitens: Alles immer früher?

Wenn immer mehr und immer früher Teenagerschwangerschaften eintreten, heißt das natürlich, dass Jugendliche auch immer früher Geschlechtsverkehr haben. Ist das so?

Im *Spiegel* vom September 2002 werden (unter Bezug auf die im Auftrag der BZgA durchgeführten Studien, Köln 2001) Zahlen präsentiert, nach denen 1980 Geborene im Schnitt bereits mit 13,7 Jahren ihren ersten

Geschlechtsverkehr hatten, 1977 Geborene mit 15,6 Jahren. Gewährsperson des *Spiegel* ist Prof. Norbert Kluge aus Landau, der Hauptverwalter der durch Emnid erhobenen Daten. Wer für die Veröffentlichung letztlich verantwortlich ist, ist nebensächlich. Fest steht: Sowohl die Durchschnittswerte wie die behauptete Tendenz sind völlig unsinnig, reißerisch, unseriös, da die meisten der befragten Jugendlichen zwischen 14 und 17 überhaupt noch keinen Verkehr hatten und aus dieser Durchschnittsbildung herausgefallen sind. Bei den Zahlen handelt es sich also um das Durchschnittsalter allein der Koituserfahrenen und nicht der Gesamtstichprobe der 14- bis 17-Jährigen. (Beim »Jahrgang 1980« geht es um die 1994 befragten 14-Jährigen, von denen 93 Prozent noch gar keine Koituserfahrung hatten, der »Jahrgang 1977« betrifft die 1994 befragten 17-Jährigen, von denen gut ein Drittel noch unerfahren war (vgl. BZgA, 2001a, S. 49).

Abgesehen vom stereotypen *Spiegel*-Artikel auf Stammtischniveau: Die in der Studie 2001 erhobenen Durchschnittswerte für den ersten Koitus von 14,8 Jahren für die Jungen und 15,1 für die Mädchen (BZgA, 2001a, S. 49), sind irreführend. Sie suggerieren eine allgemeine Vorverlegung der partnerschaftlichen Sexualaktivitäten, die durch andere Studien widerlegt wird.

Ein erster Blick auf die BZgA-Ergebnisse bestätigt zunächst die Zunahme der Koituserfahrung unter den sehr jungen Jugendlichen, besonders bei den Mädchen (Abb. 1): Jede vierte 15-Jährige hatte 2001 bereits Geschlechtsverkehr ausgeübt, gegenüber nur neun Prozent im Jahre 1980. Aber zu dieser Tendenz gibt es auch eine Gegentendenz (Abb. 2): Anhand von Studien, in denen etwas ältere Jugendliche befragt wurden, zeigt sich, dass im gleichen historischen Zeitraum auch die Anzahl der Jugendlichen zugenommen hat, die mit partnerschaftlichem Sex bis nach dem 18. Geburtstag warten.

Es gibt also eine Zunahme der Altersstreuung, eine Differenzierung, tendenziell eine Polarisierung im sexuellen Verhalten. Aufgrund dieser Polarisierung hat sich insgesamt am Durchschnittsalter beim ersten Geschlechtsverkehr in den letzten 20 bis 30 Jahren so gut wie nichts geändert. Es liegt im Schnitt bei 17 Jahren (vgl. Schmidt, 1993, S. 1f.; Weller, 1992; Weller & Starke, 1993). Die allgemeine Vorverlagerung geschah in den frühen 1970er Jahren (vgl. Weller & Starke, 2000). Diese historischen Entwicklungen sind ganz dominant psychosozial bedingt. Der (u. a. im oben genannten *Spiegel*-Artikel) gemutmaßte Zusammenhang zwischen Zeitpunkt der Geschlechtsreife, Aufnahme des Geschlechtsverkehrs und früher

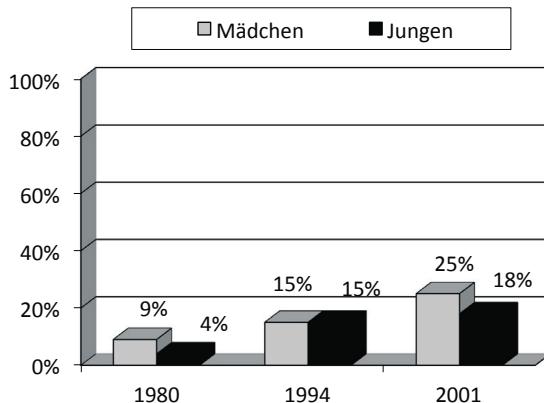


Abb. 1:
Koituserfahrung
15-jähriger Jugendlicher im historischen Vergleich.
Daten 1980 für
westdeutsche
Jugendliche,
1994/2001 gesamt-
deutsch. Quelle:
BZgA (2001a, S. 49).

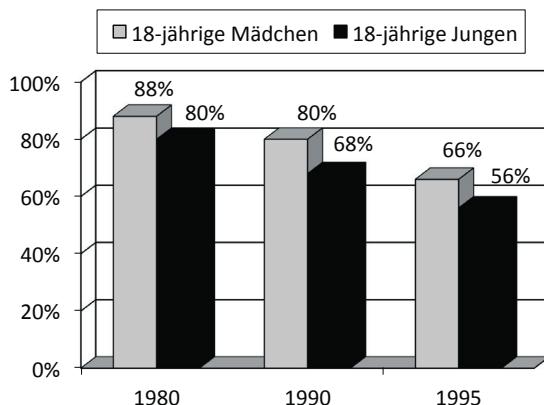


Abb. 2:
Koituserfahrung 18-jähriger Jugendlicher im historischen Vergleich. Daten für
1980/1990: Weller
(1992); für 1995:
Reißig (1999).

Schwangerschaft gehört in die Galerie der biologistischen Mythen. In verschiedenen Studien wurde belegt, dass diejenigen, die früher geschlechtsreif werden, kaum eher partnerschaftliche Sexualaktivitäten aufnehmen (Ahrendt & Eckardt, 1993; Studie Frauen leben, 2001).²

2 Die Landauer Ergebnisse zur anhaltenden Vorverlagerung der körperlichen Reife müssen kritisch geprüft werden – insbesondere die Prognosen für die nächsten Jahre (für 2010 wird ein durchschnittliches Alter der Geschlechtsreife von zehn Jahren hochgerechnet, vgl. Kluge & Sonnenmoser, 2001; Spiegel) sind möglicherweise aus demselben statistischen Stoff wie die Daten zum Koitus. Zumindest gibt es ältere Studien, die belegen, dass die historische Akzeleration bereits in den 1980er Jahren

Haupteinflussgröße auf den Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs ist der Bildungsweg. Das heißt die »sexuellen Frühstarter« sind vor allem unterprivilegierte Jugendliche mit geringerem Bildungsniveau. Und da wir von den »Frühstartern« wissen, dass sie spontanen Sex haben und (unter anderem deshalb) nicht so konsequent verhüten, ergibt sich der Hinweis auf eine wichtige Zielgruppe der Sexualaufklärung.

Drittens: Zur Behauptung, es würde heutzutage nicht besser verhütet als früher

O-Ton *Spiegel* unter Bezug auf Kluge:

»Trotz millionenschwerer Aufklärungskampagnen, trotz Schulaktionen und bunter Broschüren in Massenausgabe seien die Veränderungen im Verhütungsverhalten Minderjähriger seit Anfang der achtziger Jahre >enttäuschend< gering, konstatieren die Autoren der jüngsten Studie über Jugendsexualität der [...] BZgA [...]« (*Der Spiegel*, 39/2002, S. 71).

Diese Pauschalbehauptung ist falsch, sie geschieht wider besseres Wissen, sie skandalisiert ungerechtfertigt jugendliches Sexualverhalten und erklärt zugleich Sexualaufklärung für wirkungslos.

Richtig ist: Nie wurde so konsequent verhütet wie heutzutage (Abb. 3 und 4). Es wäre auch ein Armutszeugnis, wenn 30 Jahre Sexualpädagogik und die wahrlich flächendeckenden Kondomkampagnen seit Aids und die Tatsache, dass noch nie so früh und so häufig die Pille genommen wurde wie heute, nicht zu Buche schlagen.

Das ist die allgemeine historische Tendenz, eine positive Tendenz. Sie bedeutet keineswegs, dass nunmehr aufklärerisches Bemühen nicht mehr Not tätet: Zum einen stellen sich in jeder heranwachsenden Generation die

des letzten Jahrhunderts weitgehend zum Stillstand gekommen ist (Richter, 1993; Weller, 1993).

Nachtrag 2020: Tatsächlich fußen die im Spiegel veröffentlichten Prognosen zur pubertären Entwicklung auf fehlerhafter Statistik. Gleichwohl wissen wir aus sexuologischen Studien der letzten Jahre, dass die säkulare Akzeleration noch nicht zum Stillstand gekommen ist: In den PARTNER-Studien ermittelten wir ein durchschnittliches Menarchealter von 1980: 13,5 Jahren, 1990: 13,3, 2013: 13,1 und ein Ejakularchealter von 1980: 14,6, 1990: 14,4, 2013: 13,5 Jahren (Weller, 2013).

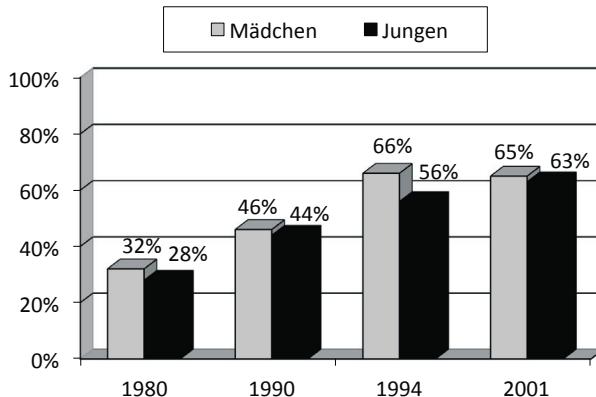


Abb. 3: Kondomanwendung beim ersten Koitus. Daten 1980, 1990, 1994, 2001 für westdeutsche Jugendliche, 2001 gesamtdeutsch. Quellen: für 1980, 1994, 2001: BZgA (2001a, S. 60); für 1990: Schmidt (1993, S. 150).

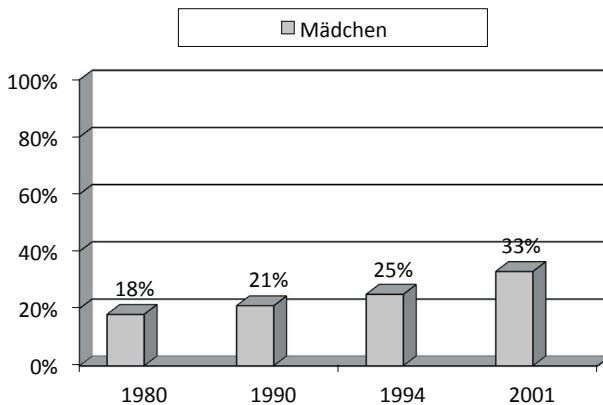


Abb. 4: Pillenanwendung beim ersten Koitus. Daten 1980, 1990, 1994, 2001 für westdeutsche Jugendliche, 2001 gesamtdeutsch. Quellen: für 1980, 1994, 2001: BZgA (2001a, S. 60); für 1990: Schmidt (1993, S. 150).

vielen alten und einige neue Fragen und Probleme in Bezug auf Sexualität und Partnerschaft. Zum anderen öffnet die differenzierte Betrachtung sozialwissenschaftlicher Befunde den Blick für spezielle Problem- und damit Zielgruppen.

Teil III: Einige Folgerungen für aktuelle Aufgaben der emanzipatorischen Sexualpädagogik

Trotz aller Individualisierung und Entnormierung des sexuellen Verhaltens zeigen sich soziale Polarisierungsprozesse. Sie betreffen die Aufnahme des partnerschaftlichen Sexuallebens, die Verhütung, das generative Verhalten und sind eine Facette der gesamtgesellschaftlichen Polarisierung. Wenn von Verhütung und Teenagerschwangerschaften die Rede ist, so geht es dabei ganz und gar nicht um biotische Ursachen (sexuell-körperliche Reifungsprozesse) und nur zum Teil um kognitive Ursachen (Wissensdefizite bzw. »Uunaufgeklärtheit«). Die begründete Vermutung, dass Präventionsbotschaften am ehesten Jugendliche aus höheren sozialen Schichten erreichen und von ihnen beherzigt werden, hat vor allem einen psychosozialen Hintergrund: Schulisch erfolgreiche und sozial gut integrierte Jugendliche haben weniger Grund, sich durch frühe sexuelle Erfahrungen Selbstbestätigung zu suchen. Für Mädchen mit höherer Bildung und beruflichen Ansprüchen ist die biografisch frühe Verwirklichung des Kinderwunsches kein Thema und konsequente Verhütung nur logisch – ganz im Gegensatz zu den unterprivilegierten Mädchen mit geringen Aussichten auf berufliche Selbstverwirklichung.

Aus dieser Perspektive heraus sollte das Konzept der emanzipatorischen Sexualpädagogik darauf hin geprüft werden, ob es nicht selbst tendenziell mittelschichtorientiert war und ist, in seinen Inhalten wie in seinen organisatorischen Rahmenbedingungen: Die »wirkliche« Sexualpädagogik, die mehr sein will als schnöde Aufklärung, wurde lange Zeit als Teil der freien Jugendarbeit verortet, fern schulischer Organisations- und Sanktionszusammenhänge, auf ganz und gar freiwilliger Basis. Damit wurde sie aber selektiv und mittelschichtorientiert. Um die beschriebenen Zielgruppen zu erreichen, ist schulnahe Arbeit wichtig, insbesondere an Schulen in sozialen Brennpunkten, in Schulen mit hohem Ausländeranteil oder in Berufsbildungswerken. Hierfür müssen die organisatorischen Rahmenbedingungen zur Zusammenarbeit zwischen Schulpädagogik und außerschulischen Anbietern verbessert werden. Und selbstverständlich muss auch die Schulpädagogik selbst ihren sexualpädagogischen Erziehungsauftrag konsequenter angehen (eine Forderung, die Schulpädagogen wie Norbert Kluge seit Jahren mit Recht stellen).

Neben der verstärkten Orientierung auf sozial unterprivilegierte Jugendliche (unter denen sich ein Großteil der sexuellen »Frühstarter« befindet)

det) halte ich es unter dem Aspekt der Entwicklungsförderung für ebenso wichtig, die »Mauerblümchen« nicht zu vergessen. Während es bei den »Frühstartern« um die Prävention ungewollter Schwangerschaften gehen mag, so bei den »Spätstartern« um die Prävention von Sexualstörungen oder ungewollter Kinderlosigkeit. Beide Aspekte sind wichtig für eine emanzipatorische Sexualpädagogik und eine moderne Familienplanung, die sich die sexuelle Selbstbestimmung und die Durchsetzung sexueller und reproduktiver Rechte auf die Fahnen geschrieben hat.

Abschließend drei inhaltliche, konzeptionelle Vorschläge (umfangreicher in Weller, 2001), denen ich noch einmal folgende Fragen voranstellen möchte:

- Was ist heute und in Zukunft emanzipatorisch (im Sinne der Förderung selbstbestimmter Sexualität, Partnerschaft und privater Lebensgestaltung)?
- Hat sich etwas bzw. was hat sich seit der Begründung der modernen, nichtrepressiven Sexualpädagogik und Familienplanung vor über 30 Jahren verändert? Sind möglicherweise einige – seinerzeit emanzipatorische – Ideen heutzutage tendenziell affirmativ, engen eine bedürfnisadäquate Selbstverwirklichung der Individuen ein, fördern lediglich die Anpassung an (z. B. elternunfreundliche) gesellschaftliche Lebensbedingungen?
- Wie sind sexuelle und reproduktive Rechte heute zu bestimmen? Sollte im Kontext der Durchsetzung sexueller und reproduktiver Rechte künftig das Recht auf Elternschaft stärker akzentuiert werden?

Vorschlag 1: Emanzipierung des Kinderwunsches

Angesichts der Tatsache, dass heutzutage in Deutschland weniger Kinder geboren werden als individuell erwünscht, und dies biografisch immer später, scheint es an der Zeit, den Kinderwunsch pädagogisch zu emanzipieren, ihn biografisch zu stabilisieren, dem biografischen Verlust des Kinderwunsches vorzubeugen, »präventiv« zum Kind zu ermutigen. So könnte auch der gleichlautenden Textpassage des SFHÄndG³ (die sich nur

³ In Artikel 1, § 5 des Schwangeren- und Familienhilfeänderungsgesetzes vom 21.8.1995 wird zum Inhalt der Schwangerschaftskonfliktberatung unter anderem ausgeführt: »Die Beratung soll ermutigen und Verständnis wecken, nicht belehren oder bevormunden.«

leider auf die inadäquate Situation der Beratung bei erwogenem Schwangerschaftsabbruch bezieht) endlich ein Sinn gegeben werden.

Durch die Thematisierung des Kinderwunsches könnte das Verhütungsverhalten weiter verbessert werden, denn, wie ein Befund der Studie Frauen leben zeigt: Je ambivalenter der Kinderwunsch, desto ambivalenter das Verhütungsverhalten. Bei prinzipieller Sicherheit, ein Kind zu wollen, ist demgegenüber die phasenweise konsequente Verhütung leichter.

Vorschlag 2: »Re-Fertilisierung« der Sexualpädagogik

Die emanzipatorische Sexualpädagogik sollte sich nach einer historisch notwendigen Phase der »Diversifikation« (der Beschäftigung mit Sexualitäten, mit Enttabuisierung der Selbstbefriedigung, mit feministischer Problematisierung der Heterosexualität usw.) auch wieder stärker dem Mainstream – der partnerschaftlichen Heterosexualität mit all den ihr zuzuordnenden familiären Lebensmodellen – widmen. Aktuelle Studien des sexuellen Alltags verweisen weniger auf massenhaft entstehende und gelebte Neosexualitäten, sondern vielmehr auf Retraditionalisierungstendenzen im heterosexuellen Verhalten (Schmidt, 2000), wobei diese nicht im Sinne eines Rollback zu verstehen sind, sondern als reflektierte Wieder-annäherung der Geschlechter nach einer historischen Phase der kritischen Reflexion und Irritierung. Möglicherweise bekäme auch der Sexualpädagogik nach ihrer Modernisierung in den letzten beiden Jahrzehnten ein post-moderner »Traditionalisierungsschub« ganz gut?

Vorschlag 3: »Re-Politisierung« der Sexualpädagogik

Emanzipatorisch wirken heißt nicht, affirmativ einem dogmatischen Kurs zum »Schutz der Ungeborenen« zu folgen oder eine pronatale staatliche Gebärpolitik auf Kosten der (potenziellen) Eltern zu unterstützen, sondern das Recht auf Elternschaft durchzusetzen. Historisch ging es im Rahmen der Familienplanung über mehrere Jahrzehnte hinweg in starkem Maße darum, politisch das Recht auf einen würdevollen Schwangerschaftsabbruch durchzusetzen, heute gilt es, das Recht auf das Kind durchzusetzen, und damit die andere Seite selbstbestimmter Elternschaft.

Gleichwohl wird es so sein, dass jenseits aller sexualpädagogischer Be-

mühungen die gesellschaftliche Polarisierung weiter voranschreitet, und es vielleicht sogar zunehmend vor allem für unterprivilegierte Mädchen ein Ziel sein kann, möglichst früh schwanger zu werden, um aus einem problematischen Elternhaus zu fliehen, um einen Mann an sich zu binden usw. Solche komplexen gesamtgesellschaftlichen Prozesse sind durch sexualpädagogisches Handeln allein nicht beeinflussbar. Aber eine zielgruppenspezifische Arbeit kann durchaus wirksam sein, und im Übrigen gilt vielleicht wieder mehr denn je das Motto der Friedensbewegung der 1980er Jahre: global, also politisch, denken (gesellschaftliche Umstände kritisch sehen, Verhältnisse skandalisieren, und nicht Verhalten) – lokal handeln.

Literatur

Ahrendt, H.-J. & Eckardt, S. (1993). Menarche und Sexualität. In K. R. Bach, H. Stumpe & K. Weller (Hrsg.), *Kindheit und Sexualität* (S. 54–59). Braunschweig: Gerd J. Holtzmeyer Verlag.

Bach, K. R., Stumpe, H. & Weller, K. (Hrsg.). (1993). *Kindheit und Sexualität*. Braunschweig: Gerd J. Holtzmeyer Verlag.

BZgA (Hrsg.). (2001a). Jugendsexualität. Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-jährigen und ihren Eltern. Ergebnisse der Repräsentativbefragung aus 2001. Köln.

BZgA (Hrsg.). (2001b). Frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. [Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Bd. 19]. Köln. *Der Spiegel* 39/2002 (21. September). Die unaufgeklärte Nation.

Kluge, N. & Sonnenmoser, M. (2001). Schon Kinder können Kinder kriegen! Von der Geschlechtsreife deutscher Jugendlicher. https://www.uni-landau.de/kluge/Beitraege_zur_S.u.S/geschlechtsreife.pdf (20.03.2020).

Nelius, K (1997). Thesen, Themen, Temperamente. *pro familia magazin*, 5/1997, 8–9. *pro familia magazin*, 5/1997. Sexualpädagogik und Sexualwissenschaft.

Reissig, M. (1999). Die Entwicklung von Einstellungen und Verhalten in den Bereichen Sexualität, Partnerschaft, Ehe und Familie. In W. Bien, R. Kuhnke & M. Reissig (Hrsg.), *Wendebiographien* (S. 111–138). Opladen: Leske + Budrich.

Richter, J. (1993). Zur morphologischen Entwicklung von Knaben und Mädchen. In K. R. Bach, K. R., H. Stumpe & K. Weller (Hrsg.), *Kindheit und Sexualität* (S. 50–53). Braunschweig: Gerd J. Holtzmeyer Verlag.

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.

Schmidt, G. (Hrsg.). (2000). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Sielert, U. & Valtl, K. (Hrsg.). (2000). *Sexualpädagogik lehren*. Weinheim: Beltz.

Sigusch, V. (2001). Kultureller Wandel der Sexualität. In V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 16–52). Stuttgart: Georg Thieme Verlag.

Sigusch, V. (2002). Von der Wollust zur Wohllust. Über das gegenwärtige Sexualleben der Jugend. *Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 1/2002, 32–36.

Valtl, K. (2000). Theorie der Sexualerziehung. In U. Sielert & K. Valtl (Hrsg.), *Sexualpädagogik lehren* (S. 127–188). Weinheim: Beltz.

Weller, K. (1992). *Sexualität und Partnerschaft der 16- bis 18-jährigen Ostdeutschen im Vergleich 1980–1990*. Leipzig: Eigenverlag.

Weller, K. (1993). Zur sexuellen Entwicklung im Kindes- und Jugendalter. Ergebnisse der Partnerstudie III. In K.R. Bach, H. Stumpe & K. Weller (Hrsg.), *Kindheit und Sexualität* (S. 60–72). Braunschweig: Gerd J. Holtzmeyer Verlag.

Weller, K. (2001). Diskussionen der Expertinnen-Gruppe: Reflexion der Ergebnisse aus der Sicht der Beratungspraxis in den neuen Bundesländern. In C. Helfferich (Hrsg.), *frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung* (S. 381–406). Köln: BZgA.

Weller, K. (2013). PARTNER 4. Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013. https://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (30.04.2020).

Weller, K. & Starke, K. (1993). Veränderungen 1970–1990 (DDR). In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (S. 49–65). Stuttgart: Enke.

Weller, K. & Starke, K. (2000). Ostdeutsche Studierende 1972–1996. In G. Schmidt (Hrsg.), *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996* (S. 209–230). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Das Gefühl klebt am Detail

Fünf Erinnerungen¹

Für Robert Bolz

Liebe Münchner Kolleginnen und Kollegen,

Ihr feiert in diesem jubiläumsreichen Jahr den 40. Geburtstag Eures pro familia-Ortsverbands. Dazu möchte ich herzlich gratulieren und einige persönliche Erinnerungen (aus den gemeinsamen letzten 20 Jahren) auf den Geburtstagstisch legen.

Erstens: Meine erste Begegnung mit einem Münchner hatte ich im Spätherbst 1990 zu den Rostocker Fortbildungstagen. Ein gewisser Robert Bolz forderte dort öffentlich, man möge darüber nachdenken, für Beratung Geld zu nehmen. Ich fand das empörend und habe ihn zur Rede gestellt. So beginnen Freundschaften.

Zweitens: Die Münchner haben in den Folgejahren in vielfältiger Weise den »Aufbau Ost« unterstützt. Im November 1991 lud der bayrische Landesverband die sächsischen KollegInnen nach Weigenheim ein (das bekanntlich bei Uffenheim liegt). Nie wieder erlebte ich ein so wunderbares Arbeitsambiente, den runden Tagungsraum mit Grasdach, mit Öko(!)-Betten und Sauna, mit wohltemperierten Instrumenten und Weinen. Die erste Interviewpartnerin meines Lebens war Hermine B. Sie erzählte von ihren beiden kleinen Söhnen, ich erzählte von meinen beiden großen Töchtern ... Daraufhin stellten wir fest, dass die Kinder in etwa gleich alt waren – bis auf den heutigen Tag grüble ich darüber nach, ob diese Wahrnehmungsdifferenz eher dem mütter- bzw. väterlichen Blick, der unterschiedlichen Sicht auf Söhne bzw. Töchter oder einer Ost-West-Perspektive entsprang.

Seit jenem denkwürdigen November besitze ich auch einen echten Bertold (Kugelschreiber auf Papier). Es illustriert das Rumpelstilzchen-Lied des Franz-Josef Degenhardt, das ich zu vorgerückter Stunde vortrug.

¹ Erstveröffentlichung als Beitrag im Jubiläumsheft anlässlich des 40. Jahrestags des Ortsverbands der pro familia München 2009 (S. 15–17).

»Wenn morgens schon die Schule brennt/der Pfarrer aus der Kirche rennt/ein Schutzmänn in die Schütze fällt/ein Hund durch ein Museum bellt. Wenn der Friedhofswärter, der niemals trinkt/schon am off'nen Grab an zu lachen fängt/wenn der Mond sich vor die Sonne schiebt/ein Greis ein Mädchen von 17 liebt/da habe ich, mal kaum, mal viel, die Hand im Spiel.

Ich bin mit allen blutsverwandt, doch bleibt mein Name ungenannt:
Auch wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß [...] Hem-
bahembahej [...]

Ich bin es, der so oft bei Nacht/unterm Bett liegt und so hämisch lacht/
und der, der hinterm Spiegel steckt/der grinst, wenn man das Kinn vorreckt/
der von jeder Geschichte den Schluss verrät/der beim dritten Mal wie ein
Hahn aufkrährt/der auch gnädige Frau'n zum Kreischen bringt, wenn ein
Wort fällt, dass so glitschig klingt/und der Spruch an der Toilettentür ist
auch von mir. Ich beiß auf Glas und knirsche laut, und so entsteht die Gänse-
haut. Ach wie gut [...] « (Auszug)

Und so weiter, was haben wir gesungen und musiziert ... (Hose am Jazz-
piano!)

Falls der geneigte Leser in diesen illustren Schilderungen die fachlichen Inhalte vermisst: Die gab es auch, aber das Entscheidende damals war das In-Beziehung-Treten, die Annäherung der Mentalitäten, das Verständnis-Entwickeln für den jeweils Anderen. Dass das damals im Bayrisch-Sächsischen Dialog hervorragend gelungen ist, sollte nicht als Selbstverständlichkeit abgetan werden (es gab in den frühen 90ern auch gescheiterte Ost-West-Kooperationsversuche von Landesverbänden aufgrund nicht gelungener Beziehungsgestaltung).

Drittens: Ab 1992 habe ich in der Integrierten Familienberatungsstelle der pro familia in Erfurt gearbeitet. Das Thüringer Team unternahm im Juni 1993 einen Betriebsausflug nach München, liebevoll organisiert von Robert Bolz. Aus dem Programm:

Donnerstag, 24. Juni:

bis 13.00 Uhr: Anreise, Unterbringung im Hotel Stefanie, Türkenstr., und privat

15.00 Uhr: Begrüßung durch Michaela Kleber, Vorsitzende des Ortsverbands München, Vorstellung des OV und seiner Beratungsstellen

17.00 Uhr: Konzept zur Öffentlichkeitsarbeit der Profa München (Veronika Mirschel und Robert Bolz)

18.00 Uhr: Zur Situation der Schwangeren-Vorabbruch-Beratung nach dem Karlsruher Urteil vom 28. Mai 1993 (Eva Zattler und Kolleginnen der Schwangerenberatungsstelle); als Gäste werden hinzu kommen: Elke Kügler (Vorsitzende des LV Hamburg) und Dr. Jürgen Heinrichs

Ab 19.30 Uhr: Altstadt-Rundgang mit Abendessen in Altmünchner Wirtschaft

Freitag, 25. Juni 1993:

9.00 Uhr: Rechtsberatung in der pro familia (Dr. Magdalena Dollinger)

10.00 Uhr: Das Ärztinnen-Projekt der pro familia München (Dr. Dorothy Berthold und Dr. Constanze Löffler-Hofmann)

11.15 Uhr: Weißwurst-Frühstück, anschließend Mittagspause

15.00 Uhr: Fahrt mit dem MVV zur Beratungsstelle Harthof und zum sexualpädagogischen Projekt

16.00 Uhr: Erfahrungen aus der Paar- und Sexualberatung (Horst Weber)

17.30 Uhr: Sexualpädagogisches Projekt der pro familia München (Susanne Rasser und Kolleginnen)

Bleibt zu erwähnen, dass sich die Thüringer KollegInnen im Jahr darauf mit einer Einladung nach Erfurt revanchiert haben.

Viertens: Zwischen 1992 und 1999 war ich einer der Redakteure des *pro familia magazin*. Das kleine Redaktionskollegium (damals mit Ruth Kuntz-Brunner und Inge Nordhoff sowie dem Verleger Gerd J. Holtzmeyer, später Hans-Jürgen Wirth) konnte immer wieder auf substanzelle Beiträge der Münchner zurückgreifen. Beim Durchstöbern der alten Hefte fiel mir in die Hände:

- Michael Machenbach: Guter Rat ist teuer. Beratung als Kulturangebot (Heft 1/1994)
- Susanne Rasser und Sebastian Kempf: Sexualpädagogik in der außerschulischen Jugendarbeit (Heft 2/1994)
- Dorothy Berthold: Voll am Leben vorbei (Heft 6/1996)

- Eva Zattler: Schwangerschaftsabbruch in Bayern – Eine unendliche Geschichte (Heft 2/1997)
- Sebastian Kempf: Die alte Prüderie der neuen Welt (Heft 3/1997)
- Eva Zattler: Sie wissen doch, was ein Kind aushalten muss, wenn es nicht das hat, was die anderen haben ... – Armut ist immer häufiger Thema der Schwangerenberatung (Heft 1/1999)

Fünftens: Anfang 2003 bat mich Hose um eine persönliche Stellungnahme zu den Vorgängen um die vom pro familia Ortsverband München gemeinsam mit der Procter & Gamble GmbH entwickelte Jugend-Broschüre »Du veränderst Dich. Was ist die Pubertät?«

Im Folgenden mein am 6.2.2003 an Procter & Gamble versandter Brief. Ich möchte ihn abschließend auf den Münchner Geburtstagstisch legen, weil die darin geschilderten Vorgänge mir typisch scheinen für die Münchner Arbeit: produktiv und innovativ und immer auch in heftiger Auseinandersetzung mit Gestrigem.

Sehr geehrte Frau Dr. Riepe,

dies ist ein persönlicher Brief, den ich als langjähriges Pro Familia-Mitglied schreibe und als ein für die sexualaufklärerischen und -pädagogischen Belange in diesem Land engagierter Wissenschaftler.

Seit Langem kenne ich die sexualpädagogischen Aktivitäten des Pro Familia-Ortsverbands München. Zu den besonders innovativen und nachahmenswerten Projekten der letzten Jahre gehören zweifellos die Kooperation mit Ihrer GmbH und die im Rahmen dieser Kooperation entstandenen Produkte.

Nun hat mir Herr Hosemann, der Geschäftsführer des Ortsverbands, von einigen Vorgängen Kenntnis gegeben (ein Brief des Ministerialrats Ellegast vom 14.10.02 an Sie und ein dem vorausgegangenem Schreiben der »Juristen-Vereinigung Lebensrecht e. V.« an verschiedene ministerielle Adressaten), die die Arbeit der pro familia unsachlich infrage stellen und die Weiterführung der Kooperation mit Ihnen gefährden könnten.

Ich möchte den vorliegenden Argumenten und Verunglimpfungen gern etwas entgegensezten und Sie darum bitten, am eingeschlagenen Weg festzuhalten und damit ein wichtiger Unterstützer für neue sexualpädagogische Projekte in diesem Lande zu bleiben.

Zu Vorwürfen gegen Inhalt und Anlage der Broschüren:

Prinzipiell ist zur inhaltlichen und methodischen Anlage der Broschüren zu sagen, dass sie eine je altersadäquate ganzheitliche Sicht auf biotische und psychosoziale Vorgänge der geschlechtlich-sexuellen Entwicklung (individuell wie partnerschaftlich) liefern. Der Vorwurf aus dem bayrischen Kultusministerium, dass die Broschüre »Du veränderst Dich« viel zu einseitig »menschliche Geschlechtlichkeit auf Sexualverkehr beschränkt« (Brief vom 14.10.2002), kann nicht nachvollzogen werden. Es geht primär um körperliche Entwicklungen in der Pubertät und deren psychosoziale Wirkungen. Das sind die zentralen Probleme der angesprochenen Zielgruppe (vgl. z. B. die Analysen zum Kinder- und Jugendtelefon durch die BZgA) und die moderne Sexualerziehung muss sich ihnen stellen. Die in den Broschüren thematisierten Fragen sind konkret und jugendgemäß und in ihrem Ziel auf die Bewältigung der »Entwicklungsauflage Pubertät« orientiert. Insofern ist der inhaltliche Schwerpunkt völlig adäquat gesetzt.

Wenn Ministerialrat Ellegast im oben genannten Brief der Meinung ist, dass Sexualerziehung primär die Aufgabe hat »die Bedeutung von Ehe und Familie für die Entfaltung der Persönlichkeit, für die Dauerhaftigkeit menschlicher Beziehungen und für den Fortbestand persönlicher und staatlicher Gemeinschaft herauszustellen«, so ist den Verfassern der Broschüre nachgerade zu danken, dass sie einem realitätsfern jugendtypische Problemlagen ausblendenden Konzept normativer Pädagogik nicht folgen, welches im ministeriellem Brief anklingt.

Auch die von Dr. Ellegast vermisste Problematisierung »früher Sexualbetätigung« ist ihrerseits zu problematisieren. Was ist hiermit gemeint? Vorehelicher Geschlechtsverkehr? Oder solcher vor Erreichen der Volljährigkeit? Oder solcher bereits im Kindesalter? Und ist überhaupt Geschlechtsverkehr gemeint? ... Wie auch immer. In der Broschüre wird der Begriff »Verfrühung« nicht verwandt. Zweifellos könnte in der Broschüre auf strafrechtlich relevante sogenannte Schutzzaltersgrenzen hingewiesen werden, aber eine moderne entwicklungsfördernde Sexualpädagogik ist nicht in erster Linie dazu da, juristische oder andere Normative zu verkünden, sondern Selbstbestimmung zu befördern, Autonomie zu stärken und tendenziell entmündigende Normen zu hinterfragen. Das tut die vorliegende Broschüre und insofern wird die Frage des »richtigen Zeitpunkts« (die nicht primär eine Frage des Lebensalters, sondern die nach den

Bedingungen ist, unter denen die »ersten Male« stattfinden) sehr wohl gestellt und problematisiert und auch beantwortet.

Aus dem eben gesagten ergibt sich bereits, dass der ministerielle Vorwurf, die Inhalte der Broschüre würden »zu früher Sexualbetätigung geradezu ermuntern«, in mehrfacher Hinsicht unsinnig ist. Es wird weder ermuntert noch gedroht und gewarnt und verteufelt, sondern informiert und problematisiert. Und es wird ein überwiegend positives Bild von Sexualität und »Sexualbetätigung« gezeichnet, ohne Schattenseiten zu verschweigen. Und das ist gut so.

Die Problematik des Schwangerschaftsabbruchs wird in den Broschüren ohne zu verharmlosen und zu bagatellisieren gemäß der aktuellen Rechtslage dargestellt. Wie schon weiter oben gesagt, eine Jugendbroschüre hat nicht juristische Spitzfindigkeiten zu verhandeln, sondern in verständlichen Worten Auskunft über die Realität zu geben, und das tut die Broschüre.

Aus dem oben genannten Brief der Juristen-Vereinigung Lebensrecht möchte ich nur eine Passage aufgreifen:

»Kein Wort davon, dass der vor der Einnistung der befruchteten Eizelle in die Gebärmutter erfolgende Einsatz dieser Mittel [Pille und Spirale danach] zwar nicht unter Strafe steht, wohl aber die Tötung bereits gezeugten, unter dem Schutz der Verfassung stehenden Lebens in Kauf nimmt und vielfach auch zur Folge hat« (S. 2 oben).

Hier wird in bekannter Manier gegen »Frühabtreibung« und »Tötung ungeborenen Lebens« zu Felde gezogen. Es wäre interessant, zu erfahren, wie Kinder und Jugendliche reagieren, wenn ihnen solches Gedankengut beigebracht würde. Sie würden dann also erfahren, dass ihre Mütter (nicht nur diejenigen, die schon einen Schwangerschaftsabbruch hatten, sondern auch die vielen, die mit Nidationshemmern der verschiedensten Art verhüten) unablässig werdendes Leben töten.

Das Beispiel zeigt, dass es den selbsternannten »Lebensschützern« nur wichtig ist, Heranwachsende zu indoktrinieren, und dass ihnen – obgleich sie es gebetsmühlenartig formulieren – die elterliche Erziehungshoheit und der Schutz der Familie ganz und gar nicht am Herzen liegt.

Eine sehr interessante Problematik wird am Ende des ministeriel-

len Briefes angesprochen. In mittlerweile allen Schulgesetzen wird Sexualerziehung (im Sinne eines staatlichen Bildungs- und Erziehungsauftrags) als Aufgabe betrachtet, die nicht allein in den Händen der Schule liegen soll. Mehr oder weniger ausdrücklich wird auf die Notwendigkeit der Kooperation von Schulen mit außerschulischen Anbietern verwiesen. Dafür gibt es eine Reihe pädagogisch sinnvoller Gründe (z. B. den, dass auch die besten Lehrer als Sanktionspersonen, die sie nun einmal sind, über verschiedene intime Dinge mit ihren Schülern in der Regel nicht reden können – zumindest nicht so, wie es schulexterne Personen können). Schulexterne Anbieter von Sexualpädagogik werben aber immer für ihr Produkt – in der Regel eine Dienstleistung aus dem Non-Profit-Bereich. Hier wäscht insofern eine Hand die andere, als die Schule bei der Erfüllung ihres Erziehungsauftrags unterstützt wird, und der Sexualpädagogik-Anbieter auf seine Angebote im Sinne von Öffentlichkeitsarbeit hinweist.

Im Fall der Broschüre arbeiten ein Dienstleistungsanbieter – die pro familia – und ein gewinnorientiertes Unternehmen zusammen. Diese Praxis sollte durch den fortschreitenden staatlichen Rückzug aus der Finanzierung von Leistungen unter dem Dach des SFHG weiter zunehmen.

Es gibt zunehmend Beispiele für solche Zusammenarbeit (z. B. enthält der Verhütungsmittelkoffer des Österreichischen Instituts für Familienforschung nur Pillen von Schering – die dafür bezahlen). Und es liegt auf der Hand, dass auch im vorliegenden Fall bei der Reichung von Produktproben (Binden und Tampons) eine Markenbindung erreicht werden soll. Hierbei ist der Zusammenhang zwischen sexualpädagogischen Inhalten und Produkten zur Intimhygiene im Übrigen viel naheliegender und sinnstiftender, als wenn zum Beispiel Schüler im Rahmen des Musikunterrichts in ein Konzert gehen, und dort auf dem Programmheft auf das Sponsoring der örtlichen Brauerei hingewiesen wird.

In der Broschüre erfolgt aus meiner Sicht keine kommerzielle Werbung, wie der ministerielle Brief unterstellt, sehr wohl aber wird auf den Sponsor der Broschüre und sein Produkt hingewiesen. Und es wird deutlich gemacht, dass die Broschüre ein gemeinsames Produkt der pro familia und Procter & Gamble ist. Wenn dem so ist (das keine kommerzielle Werbung erfolgt – was ich als Nichtjurist nicht beantworten kann) wird Herrn Ellegasts zitierter Artikel 84 des Bayrischen

Schulgesetzes hier nicht berührt. Gleichwohl erfolgt »Schleichwerbung«, jedoch nicht, wie so oft in Jugendmedien, in manipulativer Weise. Dem sollte auch ein Kultusministerium, das in vernünftiger Weise Schulen zur Kooperation mit privaten Anbietern anregt, Rechnung tragen. Die ganze Broschüre ist vom Geist einer Bemündigung getragen, die junge Menschen gerade nicht manipulieren will, sondern (unter anderem) Manipulationsresistenz erzeugen will in einer, gerade auch im sexuellen Bereich manipulierenden Konsumgesellschaft.

Kindheit, Sexualität und die Rolle der Medien¹

Inwieweit beeinflussen Medien die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen? Diese Frage stellt bei Sexualpädagogen und -wissenschaftlern aktuell eine zentrale Thematik dar. Der vorliegende Text gibt einen Überblick über die Erkenntnisse zu psychosexuellen Entwicklungsstufen von Heranwachsenden und vereint Erkenntnisse der Entwicklungs- und Medienpsychologie, der empirischen Sozialforschung und der sexualpädagogischen Praxis.

Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, ging von einer »Zweizeitigkeit« der Sexualentwicklung aus: der sexuellen »Frühblüte«, einer Latenzzeit und der Pubertät. Das heißt einerseits, dass der Mensch ein Sexualwesen von Anfang an ist und Kinder somit keine »präsexuellen« Wesen sind, dass es andererseits jedoch qualitative Unterschiede der Sexualität in verschiedenen Lebensaltern gibt. Aus heutiger Sicht kann man durchaus von einer »Mehrzeitigkeit« sexueller Entwicklung sprechen.

Die infantile Sexualität der ersten drei Lebensjahre ist weitgehend au-toerotisch, sie ist sensomotorisch, spontan, ohne »Plan«, ohne sexuelles Skript. Sie ist prämedial: Zwar sehen Kinder in diesem Alter auch schon fern oder schauen Bücher an, aber sexuelles Wissen wird noch nicht systematisch gespeichert. In diese erste Lebensphase fällt allerdings die Entdeckung der Geschlechtszugehörigkeit (vgl. Volpert, 1999), verbunden mit praktizierter Schau- und Zeigelust.

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag bei der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen e.V. (FSF). Erstveröffentlichung in *tv diskurs*, 1/2010, 54–57.

Entwicklung von sexuellen Skripten und Lovemaps

Es folgt die Phase, die Freud die ödipale nannte, das Kindergarten- und Vorschulalter. Hier entwickelt sich das Begehrten, aus Autoerotik wird Objekterotik im Sinne einer sexuellen Objektwahl. Es entwickeln sich sexuelle Skripte und sogenannte Lovemaps, also Vorstellungen über sexuelle Interaktionen mit mehr oder weniger erregendem Potenzial. Dieses Basteln an den sexuellen Skripten beginnt nach dem dritten Geburtstag und hält für den Rest des Lebens an.

Die entscheidende Entwicklungsaufgabe der ödipalen Phase ist darin zu sehen, dass Kinder die Existenz einer Generationendifferenz begreifen. Sie lernen, dass die Erwachsenen sich auf eine geheimnisvoll andere Weise begehrten, von der sie ausgeschlossen sind. Es handelt sich dabei um eine Erkenntnis, die das Kind insbesondere dann gut verkraften kann, wenn es sich auf seine Art geliebt fühlt und in seiner Art des Liebens und Begehrens anerkannt wird. Im Falle einer normalen Entwicklung verebbt das symbolische, auf Erwachsene gerichtete kindliche Begehrten im Laufe der Zeit, die sexuelle Neugier ist jedoch entfacht. Die Skripte oder Lovemaps entwickeln sich und brauchen »Futter«.

Die für diese Altersgruppe typischen Vorstellungen zur Sexualität sind fortpflanzungsbezogen, wobei die konkreten Fragen nach der Entstehung der Kinder in der Regel erst gestellt werden, nachdem die Fragen zu Schwangerschaft und Geburt geklärt sind. Die Vorstellungen von sexuellen Handlungen sind zeugungsbezogen. So wissen beispielsweise aufgeklärte Vierjährige in unserem Kulturkreis, dass Kinder entstehen, wenn die Eltern miteinander »kuscheln« und der Mann seinen Penis in die Scheide der Frau steckt. Die eigenständige Lustfunktion sexueller Praktiken ist noch irrelevant. Etwa zehn Prozent der Dreijährigen und 40 bis 50 Prozent der Fünf- bis Sechsjährigen stellen Fragen zu Zeugung und sexuellen Handlungen (Volpert, 1999, S. 159).

Woher der »Stoff« für diese Skripte kommt und welche Medien welchen Anteil daran haben, ist nach meinem Kenntnisstand nicht näher untersucht. Wir wissen zwar, dass Drei- bis Fünfjährige im Durchschnitt bereits über 70 Minuten am Tag fernsehen (AGF/GfK, 2009), aber inwieweit dabei sexualitätsbezogenes Wissen rezipiert und wie es verarbeitet wird, wissen wir nicht. Der größte Teil der Skripte wird wohl durch mediengestützte Interaktionen mit Erwachsenen, wie Eltern und Erziehern, angeeignet. (Medien sind hierbei vor allem aufklärende Kinderbücher.)

Die konkreten alterstypischen Handlungen beim Durchfantasieren dieser sich entwickelnden Vorstellungen von Sexualität und Partnerschaft sind diverse Rollenspiele: Doktorspiele, Vater-Mutter-Kind-Spiele, Geburtsspiele und auch Zeugungsspiele sind denkbar und würden einem normalen Entwicklungsstand entsprechen. Sie sollten nicht vorschnell als »sexualisiertes Verhalten« und Hinweis auf altersunangemessene sexuelle Erfahrung interpretiert werden. In der mittleren Kindergartengruppe zum Beispiel wird unter den Vierjährigen Mädchen geklärt, wer später wen heiratet. Die Breite und Vielfalt der sexuellen Interaktionen jenseits oder diesseits der Zeugung interessieren Vorschulkinder in der Regel noch nicht. Diesbezügliche Botschaften sind noch nicht in ihre Vorstellungen von Sexualität integrierbar.

Auseinanderrücken der Geschlechter

Das Grundschulalter, also etwa das Alter zwischen sieben und elf Jahren, ist nach Freud die Phase der »Latenz«, eine Phase zwischen symbolischer und realer Objektwahl, und gerade im Medienzeitalter ganz und gar keine sexualitätsfreie Zeit. In diesem Alter geht es darum, Leistung zu zeigen, Wissen zu besitzen und mitreden zu können, natürlich auch in Bezug auf Sexualität. Es kommt zu einer Sexualisierung der Sprache, als Mittel der Provokation von Erwachsenen sowie als Waffe im Geschlechterkampf, vor allem der Jungen gegen die Mädchen, und als Werkzeug zum Basteln an der sexuellen Identität. Mädchen, andere Jungen und »Pärchen« werden beschimpft – heutzutage krasser als früher. Wenn früher Ben und Anna Händchen hielten, hieß es: »Ätsch, die sind verliebt!«, heute würde man eher hören: »Iiuhhh, die wollen ficken!« (vgl. Millhoffer, 1999).

Ein zentrales Phänomen der Latenz ist das passagere Auseinanderrücken der Geschlechter: Der Entwicklungsvorsprung der Mädchen vergrößert sich, sie können mit den altersgleichen Jungen immer weniger anfangen, was diese wiederum sehr kränkt und zu den oben beschriebenen Attacken veranlasst. Es entwickeln bzw. verstärken sich geschlechtstypische Strategien des sexuellen Wissenserwerbs, der Mediennutzung und des Bastelns an der sexuellen Identität.

Einer Studie, die zwischen 1995 und 1998 in Bremen mit Neun- bis 13-Jährigen durchgeführt wurde, ist zu entnehmen, dass der Schule beim Erwerb von sexualitätsbezogenem Wissen ein hoher Stellenwert zukommt.

Printmedien stehen besonders bei den Mädchen hoch im Kurs, Fernsehen ist für Jungen wichtiger. Die Bedeutung der Medien, vor allem der Printmedien, aber auch des Fernsehens steigt mit dem Alter an, die Schule behält aber den dominanten Stellenwert. Auch die Familie wird als Informationsinstanz für wichtig erachtet (vgl. Glusczynski, 1998; Millhoffer, 1999). In diese Altersphase fällt der eigenaktive Einstieg ins Internet, gegenwärtig zu meist schon vor dem zehnten Lebensjahr.

Ausdifferenzierung sexueller Neugier

Das frühe Schulalter, die Phase der Latenz und das Hineinwachsen in die Pubertät ist sexualisierter als früher. Mitunter wird dafür die körperliche Akzeleration, die Vorverlagerung biotischer Reifungsprozesse in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, verantwortlich gemacht. Hauptursache sind jedoch ohne Zweifel kulturelle Akzelerationsprozesse.

Was sich im Vorschulalter in den letzten Jahrzehnten nur peu à peu verändert hat, ist im Grundschulalter offensichtlich anders: Die mediale Präsenz sexueller Themen hat zu einer enormen Zunahme der Breite und Differenziertheit an sexuellem Wissen geführt, Halbwissen eingeschlossen. Es finden sich in den Frageboxen, die Sexualpädagogen im Vorfeld sexualpädagogischer Veranstaltungen in Schulklassen aufstellen auch heutzutage die ewigen Fragen zu körperlicher Entwicklung, Zeugung und Schwangerschaft. Aber viele dieser Fragen werden heute differenzierter gestellt. Devise: Eine Antwort zieht zwei neue Fragen nach sich. Sexuelle Neugier hat sich differenziert. Gefragt wird nicht mehr nur, wie Kinder und wie sie nicht zustande kommen, sondern auch: Welche Nachteile hat die Pille und welche Alternativen gibt es? Gefragt wird nicht mehr, wie Geschlechtsverkehr geht, sondern: Welche Stellungen gibt es? Wie geht Oralverkehr? Was ist ein Blowjob? Warum gibt es Kondome mit Geschmack? Was ist der G-Punkt und wo liegt er? Was heißt: Von hinten bringt's kein Kindergeld? Stimmt es, dass der Mann mit dem 40 cm langen Penis immer in Ohnmacht fällt, wenn er einen Steifen bekommt? Was ist ein chinesischer Schlitten?

Diese Differenzierungen spiegeln wider, was der Frankfurter Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch als gesamtgesellschaftliches Phänomen der Pluralisierung und Fragmentierung der Sexualität in der Postmoderne bezeichnet (Sigusch, 2005, S. 27ff.). Aus wenigen großen Themen der 1970er

Jahre sind viele kleine geworden. Aus Geschlechtsverkehr wurden sexuelle Praktiken, aus Sexualität wurden Sexualitäten, aus einer Sexualkultur viele Subkulturen.

Die Pubertät als Phase der körperlichen Entwicklung und Geschlechtsreifung umfasst bei Mädchen den Zeitraum zwischen etwa elf und 15 Jahren, bei Jungen etwa zwischen zwölf und 16 Jahren. Zentrale Entwicklungsaufgabe ist hier die psychische Verarbeitung der körperlichen Veränderungen sowie die erneute Auseinandersetzung mit sexueller und geschlechtlicher Identität. Bei aller Pluralität gilt in unserer Gesellschaft: Männlich steht für stark und cool sein, weiblich für sexy und begehrswert.

Die soeben schon angesprochene Akzeleration und Differenzierung sexueller Neugier und sexuellen Wissens führt zu einem Phänomen, das der Hamburger Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt »Overscription« nennt: Es gibt heutzutage in der psychosexuellen Entwicklung und auf dem Wege der Einübung partnerschaftlicher Sexualität, die in dieser Altersphase beginnt, mehr »Theorievorlauf« (Schmidt, 2004, S. 117). In früheren Generationen wurden unbeschwert Dinge getan, die erst später einen »Namen« bekamen. Heute gibt es dagegen schon biografisch früh viel verschiedenartiges und widersprüchliches Wissen, oft lange vor dem Handeln. Das kann Handeln erleichtern und frühzeitig adäquates Problembeusstsein wecken, es kann aber auch irritieren, zu inadäquatem Leistungsdenken oder zu überzogenen Ansprüchen an partnerschaftliche Sexualität verführen.

In den sexualpädagogischen Zettelboxen stecken heutzutage auch Fragen wie: Muss ich meinen Freund mit dem Mund befriedigen? Oder: Wie kriege ich meine Freundin dazu, mit mir Analverkehr zu machen?

Sexualität und Pornografie

Eine systematische Wirkung medialer Botschaften und damit ein spezieller Aspekt von Overscription ist die Sexualisierung oder Pornografisierung der Sprache. Die Oberfläche ist rauer und cooler geworden. Man sollte aber diese pornografischen Inszenierungen nicht vorschnell als Beleg allgemeiner sexueller Verrohung deuten, sondern einerseits als Fortsetzung des Geschlechterkampfs – gleichaltrige Jungs werden für die Mädchen zunehmend uninteressant und wehren sich gegen diese »Entwertung« –,

andererseits als pubertätstypische Form der verbalen Provokation und Abgrenzung von der Erwachsenenwelt und möglicherweise auch als paradoxen Beleg für die fortschreitende gesamtgesellschaftliche Durchsetzung einer »Sexual Correctness«, die zu verbaler Übertretung geradezu herausfordert, und damit auch ein Ventil liefert (z. B. im sogenannten »Porno-Rap«).

Auf der Verhaltensebene gibt es diverse Befunde die zeigen, dass von Verwahrlosung im Sinne zunehmender Lieb- und Verantwortungslosigkeit im Umgang miteinander keine Rede sein kann. Die mediengestützte Akzeleration der Sexualität – die »Verfrühung« – ist eine Kopfsache, sie schlägt nicht auf eine Verfrühung des Verhaltens durch. Bereits zu Beginn der 1990er Jahre festgestellte »Pazifizierungen« der Jugendsexualität, generelle Trends zu Einvernehmlichkeit, Treue, Romantik, Verantwortlichkeit (z. B. im Verhütungsverhalten) sind auch in aktuellen Studien nachweisbar (vgl. Bravo, 2009).

Der Anstieg des Pornografiekonsums ist umstritten: In der oben erwähnten Bravo-Studie bestätigten über 40 Prozent aller 13-Jährigen und über 80 Prozent aller 17-Jährigen einschlägige Erfahrungen. Die allgemein vermuteten negativen Wirkungen des Konsums, wie etwa Tendenzen zu wachsender Gewalt, Sex ohne Liebe und Promiskuität, sind auf der Verhaltensebene jedoch nicht nachweisbar. Inwieweit die Vielfalt sexuellen Verhaltens gestiegen ist, kann aufgrund fehlender aktueller Studien nicht eingeschätzt werden. Aus der sexualpädagogischen Praxis heraus kann man solche Diversifikationen jedoch vermuten. Das sind aber keine Wirkungen im Sinne »sozialethischer Desorientierung«. Selbst pornografische Botschaften führen keineswegs zu Ansteckung, Nachahmung, Abstumpfung, Gewöhnung und Degeneration.

Eine der wenigen vorliegenden differenzierten Studien zum Umgang von Kindern und Jugendlichen im Alter von elf bis 18 Jahren mit sexuellen Inhalten im Internet (vgl. Altstötter-Gleich, 2006) liefert folgendes Ergebnis: »Soft-Mainstream-Pornografie« (Striptease, Selbstbefriedigung, Petting, Koitus) erzeugt bei den männlichen Nutzern zu über 90 Prozent positive Reaktionen, bei den Mädchen sind die emotionalen Reaktionen ambivalent. Mit steigendem Lebensalter nehmen negative Reaktionen ab und positive zu. Die Reaktion auf »harte« Pornografie (sexuelle Gewalt, bizarre Praktiken) ist hingegen, von wenigen männlichen Ausnahmen abgesehen, über die befragten Altersgruppen hinweg negativ und ablehnend (vgl. Weller, 2009a, b). Pornografie gewinnt also mit dem Alter an Akzeptanz.

tanz, nicht jedoch Gewalt: Der biografisch anwachsenden Akzeptanz und Nutzung von Pornografie steht die anhaltende Ablehnung und Meidung von Gewalt gegenüber – eine Ablehnung durch beide Geschlechter. Eine Abstumpfung ist nicht zu erkennen. Offen bleibt allerdings, inwieweit negative Emotionen (Angst, Ekel etc.) die psychosexuelle Entwicklung beeinträchtigen können.

Die sexuelle Aufklärung

Von zentraler Bedeutung für die Art und Weise der Wirkung medialer Botschaften ist bekanntermaßen die interpersonelle Metakommunikation. Trotz aller pubertätstypischen Abgrenzung Heranwachsender sind seit Jahrzehnten die Eltern, insbesondere die Mütter, Hauptaufklärer ihrer Kinder und entsprechende Vertrauenspersonen. Auch die Lehrer genießen ein erstaunlich großes Vertrauen (vgl. Bravo, 2009; BZgA, 2006). Trotz dieser »Familiarisierung« der Jugendsexualität gewinnen die Peers gegen Ende der Kindheit an Bedeutung.

Die familiäre und schulische Kommunikation über Sexualität hat jedoch ihre Grenzen. Es wäre völlig unangemessen, von Eltern zu fordern mit ihren Kindern »über alles« zu reden. Es bleiben bei aller aufklärenden Wissensvermittlung Themen offen und Neugierde ungestillt, vor allem zu Masturbation und sexuellen Praktiken. Hier kommen als Informationslieferanten die Jugendmedien ins Spiel, von der *Bravo* über die Teenagerkomödie auf Pro 7 bis zu den vielfältigen Angeboten des Internets.

Wie all diese verschiedenen Botschaften der einzelnen Medien genutzt und verarbeitet werden, ist empirisch bislang kaum untersucht. Allgemein gilt: Medienvermittelte Botschaften werden immer auf biografisch bereits vorhandene, »prä- oder paramedial« angeeignete sexuelle Skripte stoßen. Manches, was ein Heranwachsender sieht und hört, wird gut in die sich entwickelnden sexuellen Skripte passen, anderes wird erst dann wirken, wenn es für das eigene Handeln orientierungsrelevant ist, wieder anderes prallt am bereits vorhandenen Skript ab, weil es als unpassend oder unangenehm zurückgewiesen wird. Starke Reize schließlich, die nicht angemessen interpretiert und verarbeitet werden können, werden in fragmentierter Form im Hirn herumgeistern. Das können Gewaltszenen sein, aber auch andere (Fehl-)Informationen, die ein schiefes, einseitiges und letztlich inadäquates Bild von Sexualität vermitteln.

In der Summe der Befunde spricht einiges dafür, dass die allgemeine Sexualisierung oder Pornografisierung weder zur allgemeinen Verwahrlosung noch zur allgemeinen Hemmung führt, sondern zum gelassenen Umgang mit ihr. Schmidt schlägt den Begriff der »Veralltäglichung« vor und resümiert: Wenn »Jugendliche heute ganz cool explizite Sexszenen im Fernsehen, Kino oder auf der DVD sehen [und natürlich im Internet] [...], kann man das durchaus als einen Ausdruck sexueller Zivilisierung begreifen« (Schmidt, 2009, S. 7).

Diese Einschätzung charakterisiert den Mainstream; das schließt nicht aus, dass kognitiv defizitär sozialisierte Kinder und Jugendliche mit mangelnden sozialen Kompetenzen, die auch für sexuelles In-Beziehung-Treten nötig sind, womöglich mediale Szenarien nicht in ihrer Künstlichkeit erkennen, sondern für bare Münze nehmen und einen verzerrten Normalitätsbegriff entwickeln. Das Gros der Heranwachsenden ist hingegen ebenso neugierig wie kritisch und kompetent in der Einordnung medialer Botschaften.

Resümee

Wenngleich die Vermutung entwicklungsbeeinträchtigender Wirkungen altersunangemessener Botschaften als insgesamt gering bzw. wenig wahrscheinlich einzustufen ist und wenngleich im Internet so gut wie jegliche Botschaft bereits für Kinder unzensiert rezipierbar ist, scheinen mir die kritische Prüfung der im TV zugänglichen Produkte und ihre Altersubrizzierung weiterhin sinnvoll. Denn Heranwachsende suchen durchaus nach Normpunkten und Orientierung und sie sollten im Fernsehen Hinweise darauf finden, was Erwachsene für altersangemessen erachten. Nicht zuletzt geht es schließlich auch um das Aufrechthalten einer sexuellen Generationengrenze.

Literatur

AGF/GfK – Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung/Gesellschaft für Konsumforschung tv-Daten (2009). <http://www.agf.de/daten> (10.01.2010).

Altstötter-Gleich, C. (2006). Pornographie und neue Medien. Eine Studie zum Umgang Jugendlicher mit sexuellen Inhalten im Internet. <http://www.profamilia.de/shop/download/248.pdf> (10.01.2010).

Bravo (2009). Dr. Sommer-Studie 2009. München: Bauer.

Brosius, H.-B. (2005). Die medial vermittelte Realität in Pornographie und Erotikangeboten. In K. Seikowski (Hrsg.), *Sexualität und neue Medien* (S. 35–54). Lengerich: Pabst Science Publishers.

BZgA (2006). *Jugendsexualität. Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Ergebnisse der Repräsentativbefragung aus 2005*. Köln.

Gluczynski, A. (1998). ... und dann wackelt das ganze Bett. Wie Kinder sexuelle Darstellungen in den Medien erleben. *pro familia magazin*, 3+4/1998, Kinder & Sexualität, 23–25.

Milhoffer, P., Glusczynski, A. & Krettmann, U. (1999). Selbstwahrnehmung, Sexualwissen und Körpergefühl von Mädchen und Jungen der 3. bis 6. Klasse. In BZgA (Hrsg.), *Wissenschaftliche Grundlagen. Teil 1 – Kinder* (S. 7–40). Köln.

Schmidt, G. (2004). *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmidt, G. (2009). Phantasien der Jungen, Phantasmen der Alten. *BZgA forum*, 1/2009, 27–32.

Sigusch, V. (2005). *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt/M.: Campus.

Volpert, R. (1999). Sexualwissen von Kindern. Eine qualitative Studie im Auftrag der Freien Universität Berlin. In BZgA (Hrsg.), *Wissenschaftliche Grundlagen. Teil 1 – Kinder. [Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Bd. 13.1]* (S. 139–174). Köln.

Weller, K. (2009a). Wie nutzen Jugendliche Pornografie und was bewirkt sie? Befunde – Theorien – Hypothesen. *pro familia magazin*, 1/2009. <http://www.profamilia.de/getpic/7163.pdf> (10.01.2010).

Weller, K. (2009b). Raue Schale – romantischer Kern. Gibt es eine »sexuelle Verwahrlosung« unter Jugendlichen? In *Thema oder Tabu? Sexualität & Sexualisierung. Eine Herausforderung für die Jugendhilfe*. Tagungsband der Fachtagung des Stadtjugendamtes München vom 7.7.2009 (S. 15–37). München.

Jugendsexualität und Medien¹

Inwieweit beeinflussen Medien die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen? Diese Frage wird auch bei Sexualpädagogen und Sexualwissenschaftlern aktuell diskutiert. Die mediale Präsenz sexueller Themen hat eindeutig zu einer enormen Zunahme der Breite und Differenziertheit an sexuellem Wissen geführt – Halbwissen eingeschlossen – und der Anstieg des Pornografiekonsums ist umstritten. Was bewirkt diese mediengestützte Akzeleration der Sexualität – die »Verfrühung« –, inwieweit beeinflusst sie partnerschaftliche Sexualität?

In den zurückliegenden Jahren zeichnete der öffentliche Diskurs zur Jugendsexualität ein überwiegend problematisches, ein düsteres Bild mit ungünstiger Prognose. Den öffentlichkeitswirksamen journalistischen Tiefpunkt der Debatte lieferten die Auslassungen zu »Deutschlands sexueller Tragödie« (Siggelkow & Büscher, 2008). Das Format hat Tradition (vgl. Niemeyer, 2010). Die auf Jugendsexualität bezogene Verwahrlosungsdebatte hat sich wie eine chronische Krankheit mit diversen akuten sexualmoralischen Panikattacken durch das 18., 19. und 20. Jahrhundert gezogen und sie feiert im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts fröhlich Urständ.

Ich will hier nicht bei den Antionanisten des 18. Jahrhunderts anfangen, sondern im 20. Jahrhundert bleiben: Mein sexualwissenschaftlicher Kollege Michael Schetsche aus Freiburg hat recherchiert, dass das sexuelle Verhalten Jugendlicher schon seit mindestens 80 Jahren verstärkt im Blick der Fürsorgeerziehung steht: Es konnte

¹ Vortrag auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Sexualwissenschaft am 6.11.2010 in Leipzig. Erstveröffentlichung in *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis*, 56(1/2011), 8–12.

»nach den Bestimmungen des BGB (und später des Jugendwohlfahrtsge- setzes) ein Grund zum Sorgerechtsentzug und zur Heimeinweisung sein. Tatsächlich war seit der Weimarer Republik bis in die siebziger Jahre hinein bei Mädchen die >sexuelle Verwahrlosung< der wichtigste Grund für ihre Einweisung in ein >Heim für schwer Erziehbare<. Als sexuelle Verwahrlosung eines Mädchens galt den Gerichten die >frühzeitige Aufnahme des Ge- schlechtsverkehrs< (das heißt: der Geschlechtsverkehr bei Minderjährigen überhaupt) und >häufig wechselnde Sexualpartner< (dies heißt konkret: Se- xualkontakte mit mehr als einer Person). Als Ursache der sexuellen Verwahrlosung, die staatlichen Eingriff in das elterliche Erziehungsrecht notwendig machte, wurde entweder ein zu starker Trieb oder eine Schwäche im Willen, ihn zu beherrschen, angesehen [...]« (Schetsche, 2009, S. 69).

Der gesunde Knabe galt zwar als triebstark, aber ebenso als willensstark, und das gesunde Mädchen war zwar eher willensschwach, aber zum Glück auch triebschwach (ebd.).

Damals wurden die Ursachen der Verwahrlosung vor allem im Individuum selbst verortet, es wurde personalisiert, und die Mädchen standen stärker unter Beobachtung als die Jungen (zumindest die heterosexuellen); heutzutage wird als Hauptgrund der sexuellen Verwahrlosung die zunehmende (mediale) *Sexualisierung* unserer Gesellschaft und der Kinder und Jugendlichen in ihr betrachtet (und wenn ich es richtig sehe, gelten die internet- und pornografieaffinen Jungen als gefährdeter).

Die aktuelle Verwahrlosungsdebatte und die damit verbundene Negativprognostik speisen sich aus Berichten aus sozialen Brennpunkten der Republik – die pädagogische Naherfahrung des Sozialarbeiters Rüth aus Essen-Katernberg (mit der 2007 alles begann; Wüllenweber, 2007) und des Arche-Pfarrers Siggelkow aus Berlin-Marzahn. Das sind Fallschilderungen, gegen die man so gar nichts sagen kann und die besagen: Die Kinder und Jugendlichen (die hier beschrieben werden) leben keine selbstbestimmte Sexualität, nein, sie werden von ihrer Sexualität bestimmt. Materialistisch betrachtet sind die Zusammenhänge logisch und nachvollziehbar: Das so- ziale Sein bestimmt das sexuelle Sein, Letzteres ist Teil des Ersteren; sozial benachteiligte und beruflich perspektivlose Mädchen träumen in beson- derer Weise vom Märchenprinzen, definieren ihr Selbst über sexuelle Attrak- tivität und agieren entsprechend; Hauptschüler oder die Jungen mit dem falschen Migrationshintergrund demonstrieren eine archaische Männlichkeit, kompensieren soziale Benachteiligung mit sexuellen Erfolgen und

Machogehabe. Das Ganze wird familiär mehr oder weniger vorgelebt, vermittelt, ermöglicht – prekäres Leben, prekärer Sex. So weit, so schlecht.

Der öffentliche Diskurs zur Jugendsexualität der letzten Jahre fokussiert nun aber nicht *soziale* Ursachen für Sexualisierung, sondern *mediale*. Sexuelle Verwahrlosung wird als Pornografisierung beschrieben. Die medien-technische Entwicklung ist im letzten Jahrzehnt rasant vorangeschritten, alle Kinder sind inzwischen online, Formate wie die im August 2006 eröffnete Plattform youporn.com lassen barrierefreien Zugriff auf pornografische Inhalte biografisch frühzeitig zu. Alle Heranwachsenden kommen mit Pornografie in Kontakt, viele Jungen nutzen Pornos regelmäßig (vgl. Bravo, 2009). Es wird davon ausgegangen, dass der nachweislich drastisch gestiegene Pornografiekontakt und -konsum Wirkung zeigen muss (vgl. Weller, 2009a, b). Dahinter steht die Vermutung einer starken Medienwirkung in Richtung Modellwirkung, Nachahmung, Ansteckung. Die Negativthese zur Jugendsexualität (Verwahrlosungsthese) impliziert eine starke Medienwirkung: Wenn der Sozialarbeiter Rüth feststellt: »Die küssen nicht mehr, aber haben Sex miteinander«, dann wird nicht primär eine soziale Ursache gesehen (frühkindliche Bindungsdefizite, Gewalterfahrungen der Kinder etc.), es wird die vermeintliche mediale Ursache akzentuiert: Sie machen Sex ohne Liebe, so wie sie es im Porno sehen. Die gängigen Wirkthesen sind:

- Porno führt zu Verfrühung sexueller Aktivitäten.
- Porno führt zu Beziehungslosigkeit und Promiskuität.
- Porno führt zu Frauenverachtung und Gewalt (Pornografie ist Theorie, Vergewaltigung die Praxis).

30 Jahre laborexperimentelle Wirkungsforschung mit beeindruckenden Probandenzahlen und Metaanalysen scheinen für diese Wirkthesen klare Belege zu liefern (vgl. Freitag, 2009), allerdings ist es um die ökologische Validität (den Realitätsbezug) dieser Studien schlecht bestellt. Aktueller Pornokonsum (im Untersuchungssetting beschränkt sich das immer auf das Ansehen – Erregung ja, Entspannung nein) wird häufig als Prädiktor für sexuelle Aggressionsneigung ermittelt, gemessen in Einstellungsfragebögen (zur Kritik dieser Studien vgl. Möller, 2000). Andere (Fragebogen-) Studien, die realen Pornokonsum erfassen und in Bezug zu sexuellen Einstellungen oder Verhaltensweisen setzen, konstatieren in der Regel Zusammenhänge, die aber keine kausale Interpretation erlauben (hierzu Schmidt, 2009). Für nachhaltige Verhaltenswirksamkeit im Sinne der oben genann-

ten Vermutungen gibt es – abgesehen von kriminologischen und klinischen Einzelfällen – keine Belege. Gut so. Das nüchtern und gelassen zu konstatieren, macht noch keinen Pornografie-Lobbyisten oder »Verharmloser«.

Auch die moderne oder modern daher kommende Hirnforschung favorisiert in ihren theoretischen Modellen gern ein passives Prägungslernen: Da lernt ein Gehirn, welches medial berieselten wird und das arme Gehirn kann sich so gar nicht dagegen wehren ... (vgl. z. B. Besser, 2007).

Die moderne Medienpsychologie und psychologische Wirkungsforschung hat aber mechanische »Impfnadel«-Wirkmodelle und behavioristische Lernkonzepte (monkey see – monkey do) widerlegt bzw. ausdifferenziert, verweist auf aktive und verschieden motivierte Nutzung, auf die Selektion und Präferierung von Inhalten durch die Nutzer, auf die Bedeutung der Metakommunikation in Familie oder Peergroup usw. (vgl. Winterhoff-Spurk, 1999, S. 32ff.).

Eine 2006 unter Elf- bis 18-Jährigen durchgeführte Studie zum Umgang von Kindern und Jugendlichen mit sexuellen Inhalten im Internet ergab, dass sich zum Beispiel die häufig beschworene Degenerationsthese, also die Annahme dass die Nutzung von Pornografie zu Abstumpfung und Verrohung führt, nicht zutrifft, weil biografisch zwar die Akzeptanz von Pornografie (v. a. bei den Jungen) zunimmt, sexualisierte Gewalt und bizarre Praktiken aber trotz anwachsender Erfahrung abgelehnt werden (Altstötter, 2006; Weller, 2009a, b, 2010; Schmidt, 2009).

Dass sich Jungen qua massenhafter pornografiegestützter Masturbation massenhaft frauenverachtende Szenarien als Handlungsmodelle aneignen ist also nicht anzunehmen. Wenn dem so wäre, müsste die liberale Sexualpädagogik schleunigst das Steuer herumreißen. Wir bräuchten zum Beispiel eine neue Anti-Onanie-Bewegung, denn Masturbation wäre erneut eine enorme Gefahrenquelle, nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert hinsichtlich vermeintlicher körperlicher Folgen wie Rückenmarksschwind oder Blindheit. Die neue Gefahr hieße: psychische Koppelung der sexuellen Reaktion an pornografische Skripte, das masturbatorische Imprinting, das Einschreiben von Frauenverachtung und Gewalt in die sexuellen Fantasien und Handlungsmuster heranwachsender Männer.

Insgesamt zeigen die aktuellen Studien zur Jugendsexualität keine Hinweise auf eine massenhafte Zunahme der oben angesprochenen negativen Verhaltensweisen. Die Gewalterfahrung zum Beispiel ist historisch relativ konstant, die Einvernehmlichkeit beim sexuellen Miteinander ist hoch, Partnerbeziehungen beim ersten Mal sind wie vor 30 Jahren überwiegend

liebenvoll und romantisch, die Partnermobilität hält sich in Grenzen, Treue ist »in« (vgl. BZgA, 2010; Bravo, 2009).

Andere Bereiche der Sexualität, in denen sich möglicherweise durch Pornografienutzung etwas verändert, werden aktuell nicht hinreichend erforscht, zum Beispiel wissen wir nicht, ob sich die Vielfalt sexueller Praktiken historisch erhöht hat (was vermutet werden kann), oder ob sich im gerade angebrochenen Zeitalter grenzenloser Verfügbarkeit von Pornografie zum Beispiel wieder die (männliche) Masturbationsaktivität erhöht.² Von einer generellen Verfrühung sexueller Aktivitäten kann seit 40 Jahren schon keine Rede mehr sein, zumindest, wenn man den ersten Geschlechtsverkehr zum Hauptkriterium nimmt, eher im Gegenteil. Gerade (im September 2010) titelten die Zeitungen bei der Vorstellung der neuen historischen Vergleichserhebung der BZgA zur Jugendsexualität zum Beispiel: »Längeres Warten aufs erste Mal ...«

Abgesehen davon, dass das eine überzogene Interpretation aus einem singulären Befund heraus ist: Wenn es denn so wäre, wenn sich der Trend künftig bestätigte, könnte das nicht auch ein Effekt der »Pornografisierung« sein (wenn wir denn systematische Verhaltensbeeinflussung durch Mediennutzung unterstellen wollen)? Vielleicht sind ja die Anzeichen einer Tendenz zum biografischen Aufschub partnerschaftlicher Sexualität Ausdruck sexuellen Medienkonsums? Vielleicht führt die virtuelle Sexualisierung zum Aufschub von Realerfahrung? Jungen masturbieren stressfrei im virtuellen Pornotopia und ersparen sich risikoreiche reale Kontaktversuche – man kann ja heutzutage so viel falsch machen. Mädchen flirten

² Inzwischen (2020) liegen zu diesen Fragen mannigfaltige Befunde vor, so aus der historischen Vergleichsstudie PARTNER 4 aus dem Jahr 2013: Tatsächlich hat sich z. B. die Erfahrung mit Analverkehr unter 17-jährigen Ostdeutschen zwischen 1990 und 2013 von fünf Prozent auf zwanzig Prozent erhöht, was auf gesellschaftliche Pornografiepräsenz zurückgeführt werden kann. Differenzierter beantwortet werden muss die Frage nach der historischen Entwicklung der Masturbationshäufigkeit: Im Vergleichszeitraum hat sich zwar die Gruppe der aktuell masturbationsaktiven Jungen vergrößert: von 59 Prozent auf 78 Prozent, das trifft aber auch auf die weitgehend pornoabstinenten Mädchen zu (im zurückliegenden Monat waren 1990 20 Prozent, im Jahre 2013 44 Prozent aktiv). Und ganz entscheidend: Die aktive Gruppe der Jungen ist zwar größer, aber die Masturbationsfrequenz hat nicht signifikant zugenommen, sie beträgt im Durchschnitt neunmal im Monat (bei den Mädchen vier- bis fünffach). Die These einer quasi suchtartigen Zunahme des Solosex aufgrund der leichteren Zugänglichkeit zu Pornografie ist folglich zurückzuweisen (vgl. Weller, 2013).

bequem im Chat und basteln so an ihrer sexuellen Identität. Das wäre eine Bequemlichkeitsthese oder eine Virtualisierungsthese oder eine Eskapismusthese.³

Auch eine Abschreckungsthese könnte formuliert werden: Jungen entwickeln durch Pornografiekonsum XXL-Kompetenzängste, Mädchen wenden sich von den prototypischen Sujets der Gesichtsbesamung und der Mehrfachpenetration angeekelt, verängstigt, verächtlich ab. Über einen derart bewirkten Aufschub realer Sexualerfahrung könnten sich wahrscheinlich nicht einmal die fundamentalistischen Vertreter represiver althergebrachter Bewahr- und Abschreckungspädagogik freuen, die seit einigen Jahren in den USA mit der »abstinence only«-Bewegung gegen Teenagerschwangerschaften und sexuell übertragbare Infektionen zu Felde ziehen und deren einziges Erfolgskriterium der biografische Aufschub des Geschlechtsverkehrs ist. Eine solche Wirkvermutung im Sinne des virtuellen Eskapismus würde Realerfahrung dann in ein ganz anderes Licht rücken: Der hemmende, desorientierende, gegebenenfalls süchtig machende Medienkonsum würde durch Realerfahrung durchbrochen, die reale Liebesbeziehung, die reale Sexualerfahrung wäre Gegenmittel gegen exzessiven Medienkonsum. Ich prognostiziere, dass wir uns sexualwissenschaftlich und -pädagogisch künftig zunehmend mit solchen Fragestellungen und Hypothesen auseinandersetzen werden.

Bislang wurde den Medien eher eine Negativwirkung unterstellt, die Manipulierung, Desorientierung, Sexualisierung – im Kontext der Negativprognostik in Sachen Jugendsexualität. Viel zu wenig beachtet werden positive Tendenzen in der Jugendsexualität und die Frage nach der Rolle der Medien in diesem Prozess. Wenn wir uns viele Parameter jugendlichen Sexualverhaltens anschauen, so zeigt der historische Vergleich einen Positivtrend: Noch nie war die Jugend so aufgeklärt, so rational, so vernünftig, so verantwortungsbewusst (Jugendliche heutzutage verhüten besser denn je), so einvernehmlich (vgl. BZgA, 2010). Medien tragen zu dieser Aufge-

³ Auch hier ist aus aktueller Sicht zu ergänzen: Zwar gibt es keinen nachweislichen biografischen Aufschub als Generaltendenz, was aber daran liegt, dass sich – in Abhängigkeit von sozialer Herkunft und Bildungsweg – der Einstieg ins partnerschaftliche Sexualleben polarisiert: die einen früher, die anderen später. Was es jedoch gibt, ist eine zunehmende Singularisierung im Jugendalter, also das aktuelle Leben ohne Liebes- und Sexualpartner*in. Und dahinter steht auch, dass ein Teil der Heranwachsenden mit dem Eingehen von Liebes- und Sexualbeziehungen länger wartet (vgl. Weller, 2013).

klärheit, zu dieser Entwicklung insgesamt bei: Da ist die beinahe unüberschaubar große Anzahl von Informations- und Aufklärungsmöglichkeiten in den neuen Medien – den Internetportalen wie Sextra, Loveline oder bravo.de, zig andere wären zu nennen (von traditionellen Medien wie Zeitschriften, die Jugendliche zur sexuellen Aufklärung nachweislich intensiv nutzen, ganz zu schweigen). Und selbst die nicht zu Aufklärungszwecken hergestellten mehr oder weniger pornografischen Medien können zumindest partiell eine förderliche Rolle spielen bei der psychosexuellen Entwicklung (und zwar genau in den Bereichen bzw. zu den Themen, die sich der traditionellen Aufklärung durch die Hauptaufklärungsinstanzen Eltern und Lehrer entziehen: Themen wie Masturbation, sexuelle Praktiken und Ähnliches). Natürlich liegen hier Licht und Schatten dicht beieinander. Die Lerneffekte durch das Ansehen der Teenager-Komödie auf Pro 7 oder anderer Pornografie sind ebenso speziell wie begrenzt, aber vorhanden. Nehmen wir nur die anzunehmenden Auswirkungen auf die Körperwahrnehmung: Die filmische Abbildung körperlicher Details führt zu erhöhter Sensibilität (nicht nur Mädchen, auch Jungen pflegen und beachten ihren Körper heutzutage stärker denn je), aber neue Schönheitsideale wirken in aller Ambivalenz. Die um sich greifende Mode der Enthaarung des Genitalbereichs ist das eine, das anwachsende Korrekturbegehrten hinsichtlich der nunmehr sichtbar gewordenen Schamlippen das andere.

Wenn wir uns die vielen positiven und die noch viel häufigeren negativen Wirkvermutungen vergegenwärtigen, müssen wir vielfältige Interferenzen konstatieren, die starke Wirkungen (seien es positive oder negative) eher infrage stellen. Medien sind heutzutage an der sexuellen Sozialisation zweifellos markant beteiligt, aber die Heranwachsenden werden eher mit Medien sozialisiert als durch sie. Das ist nur scheinbar eine Nullhypothese, Medieneinfluss ist nicht insgesamt gering, aber heutzutage wohl eher eine Summe vieler kleiner Wirkungen, vieler kleiner Pros und Contras, die aufgrund differenter Bedingungen keine Generaltendenz ergeben. Wenn gleich man eine Nullhypothese auch hinsichtlich der Entwicklung der Jugendsexualität vertreten kann: Es gibt genügend Belege dafür, dass sich seit Jahrzehnten nichts generell verändert – Heranwachsende haben unter sich wandelnden Bedingungen immer wieder die gleichen Entwicklungsaufgaben zu bewältigen, die körperliche Entwicklung der Pubertät zu verarbeiten, Schüchternheit zu überwinden, unerwiderte Liebe auszuhalten, die Angst vor der Blamage beim ersten Mal zu durchleiden ...

Für die Nullhypothese spricht die weitgehende Konstanz vieler Para-

meter sexuellen Verhaltens und Erlebens zumindest in den letzten Jahrzehnten und zumindest im gesellschaftlichen Durchschnitt, zum Beispiel keine allgemeine Verfrühung. Man könnte die sichtbaren Veränderungen als Oberflächenphänomene bewerten, als oberflächliche Sexualisierung der Sprache (beispielhaft in die öffentliche Diskussion geraten mit dem sogenannten »Porno-Rap«, vgl. Weller, 2010), als rauе Schale, unter der sich nach wie vor ein romantischer Kern verbirgt (Weller, 2009b).

Dialektisch formuliert: Alles bleibt anders. Gegen die Nullhypothese sprechen diverse Veränderungen der Lebensumstände in unserer Gesellschaft, die weit über die Medialisierung hinausgehen, soziale Veränderungen, als deren Erscheinung unter anderem auch massenhaft ansteigender Pornokonsum daherkommt, als einer der vielen Fetische des Spätkapitalismus, der systematisch soziale Desintegration und Entfremdung produziert und Sinnerstanz durch Konsum aller Art anbietet.

Am richtigsten scheint mir eine vierte These, die die bisherigen integriert und (im Hegel'schen Sinne) aufhebt. Es ist die Pluralisierungs- bzw. Polarisierungsthese: Unsere Gesellschaft pluralisiert sich, vor allem aber polarisiert sie sich sozial und die Sexualkultur in ihr. Wir werden in Zukunft sowohl mehr Prekäres, mehr Verwahrlosung als auch mehr Sittsames, Eigenverantwortliches, Selbstbestimmtes erleben. Wir werden patriarchale Retraditionalisierungen in Milieus sozialer Benachteiligung konstatieren und gleichzeitig mehr Emanzipation in der gebildeten Mittelschicht. Wir werden ein Anwachsen der Gewalt erleben bei gleichzeitiger weiterer Durchsetzung der auf Einvernehmlichkeit orientierten Verhandlungsmoral. Die seit 20 Jahren beschriebene Familiarisierung der Kinder- und Jugendsexualität (vgl. Schmidt, 1993) wird in den einen Familien solide Basis für vertrauensvolles und liebevolles Miteinander der Generationen sein, sie wird in anderen Familien als Familiarisierung der Elternsexualität, zum Beispiel durch gemeinsames Pornoschauen von Eltern und Kindern den Zusammenbruch entwicklungsnotwendiger Generationengrenzen signalisieren. Wir werden mehr Teenager-Mütter haben bei gleichzeitigem weiteren Anstieg des durchschnittlichen Erstgebärlters usw. usf.

Die Tendenzen der Polarisierung, Pluralisierung, Diversifikation, Fragmentierung der Sexualität etc. fasst Sigusch im Begriff der »neosexuellen Revolution« zusammen (vgl. Sigusch, 2001). Ob die Entwicklung der letzten und der nächsten Jahre Umbrüche und Entwicklungen bereithält, die den Begriff der Revolution verdienen, will ich an dieser Stelle offen lassen. Sicher ist jedoch, dass wir in einer spannenden, dynamischen, innovativen,

risiko- und chancenreichen Zeit leben, in einer historischen Phase, in der sich rasanten Veränderungen und Entwicklungen vollziehen, deren Auswirkungen erst in einigen Jahren, mit einem historischen Abstand sichtbar und erforschbar werden.

Literatur

Altstötter-Gleich, C. (2006). Pornographie und neue Medien. Eine Studie zum Umgang Jugendlicher mit sexuellen Inhalten im Internet. <http://www.profamilia.de/shop/download/248.pdf> (25.11.2010).

Besser, L.-U. (2007). Auswirkungen von sexuellen Gewaltdarstellungen in neuen Medien auf Kinder und Jugendliche aus entwicklungspsychologischer Sicht. In DJI (Hrsg.), *Aktuelle Herausforderungen im Kinder- und Jugendschutz – Sexuelle Gewalt durch die neuen Medien. Dokumentation der Fachtagung vom 28./29.11.2006 in Berlin*. (S. 12–22). München: DJI.

Bravo (2009). Dr. Sommer-Studie 2009. München: Bauer.

BZgA (2010). Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. – Aktueller Schwerpunkt Migration. Köln. <http://www.sexualaufklaerung.de/index.php?docid=1944> (25.11.2010).

Freitag, T. (2009). Auswirkungen von Pornographie-Konsum. Wirkungsforschung. (PPP) Fachstelle für exzessiven Medienkonsum. Hannover. <http://neuesland-return.de/files/PDFs/WirkungsforschungPornographie.pdf> (25.11.2010).

Möller, E. (2000). Wirkung von Pornographie auf Jugendliche. <http://www.scireview.de/vortrag/> (25.11.2010).

Niemeyer, C. (2010). Deutschlands sexuelle Moralpaniken. Eine Tragödie in sechs Akten, aufzuführen unmittelbar vor Betreten der rettenden Arche. In M. Schetsche & R.-B. Schmidt (Hrsg.), *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen* (S. 27–50). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.

Schmidt, G. (Hrsg.). (2000). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmidt, G. (2009). Phantasien der Jungen, Phantasmen der Alten. *BZgA forum*, 1/2009, 27–32.

Schetsche, M. (2009). Der Wille, der Trieb und das Deutungsmuster vom Lustmord. In R.-B. Schmidt & M. Schetsche (Hrsg.), *Sexuelle Sozialisation. Sechs Annäherungen*. [PeriLog – Freiburger Beiträge zur Kultur- und Sozialforschung, 3] (S. 55–86). Berlin: Logos Verlag.

Schetsche, M. & Schmidt, R.-B. (Hrsg.). (2010). *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Siggelkow, B. & Büscher, W. (2008). *Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.

Sigusch, V. (2001). Kultureller Wandel der Sexualität. In ders. (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart: Georg Thieme Verlag.

Weller, K. (2003). Deutschland – eine »unaufgeklärte Nation«?. *BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 4/2003, 39–44.

Weller, K. (2009a). Wie nutzen Jugendliche Pornografie und was bewirkt sie? Befunde – Theorien – Hypothesen. *pro familia magazin*, 1/2009, 9–12. https://www.profamilia.de/fileadmin/publikationen/Magazin/2009/pfm_1_2009.pdf (28.12.2020).

Weller, K. (2009b). Raue Schale – romantisches Kern. Gibt es eine »sexuelle Verwahrlosung« unter Jugendlichen? In Stadtjugendamt München (Red.), *Thema oder Tabu? Sexualität & Sexualisierung. Eine Herausforderung für die Jugendhilfe*. Tagungsband der Fachtagung des Stadtjugendamtes München vom 7.7.2009 (S. 15–37). München. http://www.muenchen.de/cms/prod2/mde/_de/rubriken/Rathaus/85_soz/06_jugendamt/99_veroeffentlichungen/Tagungsdoku_ohneanhang.pdf (25.11.2010).

Weller, K. (2010). Explizite Lyrik – »Porno-Rap« aus jugendsexuologischer Perspektive. In M. Schetsche & R.-B. Schmidt (Hrsg.), *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen* (S. 207–233). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Weller, K. (2013). PARTNER 4. Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013. https://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (28.12.2020).

Winterhoff-Spurk, P. (1999). *Medienpsychologie. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.

Wüllenweber, W. (2007). Voll Porno! Stern.de vom 14.7.2007. <https://www.stern.de/politik/deutschland/sexuelle-verwahrlosung-voll-porno--3362430.html> (28.12.2020).

Explizite Lyrik

»Porno-Rap« aus jugendsexuologischer Perspektive¹

Das Epizentrum des 2007 ausgelösten medialen Bebens über die sexuelle Verwahrlosung der Jugend in Deutschland liegt in Essen-Katernberg. Dort hat ein erfahrener Sozialarbeiter einem ebenso erfahrenen *stern*-Redakteur seine professionellen Naherfahrungen mitgeteilt (Wüllenweber, 2007). Die seither geführte journalistische wie wissenschaftliche Debatte ist außerordentlich facettenreich. Es finden sich diverse Fallschilderungen aus den sozialen Brennpunkten der Republik, in denen zum Beispiel beschrieben wird, dass Unterschicht-Eltern mit ihren Kindern gemeinsam Pornos gucken, dass Zwölfjährige Musik hören, in der sexistische Gewalt ein Dauerthema ist, oder dass sich 14-Jährige zum Gruppensex treffen (ebd.). Von diesen Fällen heißt es, sie seien nur die »Spitze des Eisbergs« (vgl. Weirauch, 2007). Daran, dass Eisberge aus kleineren sichtbaren und größeren unsichtbaren Teilen bestehen (oder, kriminologisch formuliert, aus kleinen Hellfeldern und größeren Dunkelfeldern) soll nicht gezweifelt werden. Die Frage ist allerdings: Wie viele Eisberge gibt es denn im Großen Ozean der Jugendsexualität? Was vermittelt der geweitete sexualwissenschaftliche Blick auf diesen Ozean, wenn man den sozialarbeiterischen und journalistischen Zoom auf Eisberge zurückfährt?

Die aktuelle Verwahrlosungsdebatte ist in ihrem Kern bzw. Ausgangspunkt eine Pornografie- bzw. Pornografisierungsdebatte. In den oben angesprochenen Naherfahrungen wird häufig von Fällen berichtet, in denen sich heutzutage vor allem Jungen bereits vom späten Kindesalter an pornografisches Material ansehen und anhören. Die Auswirkungen scheinen

¹ Erstveröffentlichung in M. Schetsche & R.-B. Schmidt (Hrsg.). (2010): *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen* (S. 207–232). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-92477-9_10

evident – der Sozialarbeiter berichtet: Die Heranwachsenden lernen nicht mehr, was Liebe ist. Sie küssen nicht mehr, haben aber Sex miteinander (ganz wie im Porno). Besonders auffällig ist auch die zunehmende Sexualisierung der Sprache. Ein besonderes Indiz hierfür ist die Popularität des sogenannten »Porno-Rap«.

In diesem Artikel soll vor allem der Frage nachgegangen werden, was sich hinter dem Phänomen »Porno-Rap« verbirgt, wie es um die Verbreitung, Rezeption und Wirkung pornografischer, gewaltverherrlichender, frauenverachtender und homophober Elemente innerhalb der populären und identitätsstiftenden Jugendkultur des Hip-Hop steht. Dabei geht es nur zum Teil um die traditionelle, pädagogisch wertvolle Frage des Kinder- und Jugend(medien)schutzes, wie von Erwachsenen für Erwachsene produzierte Pornografie von Kindern und Jugendlichen genutzt wird und auf sie wirkt. Es geht um Musik, Rhythmus und Poesie (rhythm and poetry), um Rap als Lebensgefühl und integratives Band in der Clique, um die Frage, inwieweit die Protagonisten des neuen deutschen Gangsta-Rap verhaltensrelevante Leitbilder liefern, welche Bedürfnisse sexistischer Rap anspricht und wofür er steht: Ist er bloße Mode oder Indiz für (sexual-)kulturelle Tendenzen. Sexistischer Rap wird – so viel soll vorweggenommen werden – vor allem von sozial benachteiligten Jungen gehört. Das führt zu einem weiteren Aspekt der Verwahrlosungsdebatte, die eine Unterschichts- bzw. Prekariatsdebatte ist. Jacob Pastötter (aktueller Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung) hat im oben genannten *stern*-Artikel die These von der »Pornografie als Leitkultur der Unterschicht« aufgestellt. Das resultiert aus der oben erwähnten Fokussierung der Verwahrlosungsdebatte auf Berichte aus sozialen Brennpunkten. Die finale Verknüpfung von »Deutschlands sexueller Tragödie« mit prekären Lebensverhältnissen lieferte der gleichnamige Report von Siggelkow und Büscher (2008).²

Jenseits der mediengerechten Katastrophierungen geht es um die spannende Frage, ob und inwieweit sich unsere sozial polarisierende Gesellschaft auch sexualkulturell polarisiert (worauf einige sexualwissen-

2 Ergänzung aus aktueller Sicht (2020): Die empirische Antwort auf Pastötters stereotyp-spekulative Unterschicht-These liefern Schmidt und Matthiesen: »Die Pornonutzung der Jungen ist schichtübergreifend, aber akzentuiert in der Mittelschicht. 47 % der Gymnasiasten, aber nur 21 % der Berufsschüler unserer Stichprobe berichten über eine besonders hohe Pornografienutzung« (Schmidt & Matthiesen, 2011, S. 354).

schaftliche Befunde hindeuten, vgl. Weller, 2003, 2009a). Die »Unterschicht«-These knüpft an die Minderjährige-Schwangere-Debatte an, die die Nation zwischen 2002 und 2007 bewegte (*Der Spiegel*, 2002). Inzwischen ist wissenschaftlich belegt, dass frühzeitige Schwangerschaft und Elternschaft in starkem Maße bildungsgrad- bzw. bildungswegabhängig sind (vgl. Matthiessen & Schmidt, 2009). Jetzt stellt sich die Frage, ob sich auch das sexuelle Verhalten schichtspezifisch verändert, ob sich zum Beispiel unter prekären Lebensbedingungen sexuelle Gewaltausübung verstärkt.

Nutzung von Pornografie

Bevor auf das Phänomen »Porno-Rap« genauer eingegangen wird, sollen einige Befunde zur Pornografienutzung und -wirkung der letzten Jahre zusammengefasst werden: Ausgangspunkt bzw. materielle Basis der Diskussion um Pornografie ist der Technologieschub seit der Jahrtausendwende: die flächendeckende Verbreitung des Internet und die Entwicklung des Fotohandys, die die Zugänglichkeitsschwelle zu pornografischem Material für Kinder und Jugendliche enorm gesenkt haben. (Hier findet sich eine historische Parallel zur Pornografiedebatte am Ende der 1980er Jahre: vgl. *Emma*, 1987. Damals hatte die Entwicklung der Videotechnologie die Pornografie aus den Bahnhofskinos herausgeholt, hinein in die deutschen Wohnzimmer.)

Die historische Zunahme der Kenntnis und Nutzung von Pornografie ist eine empirisch belegte Tatsache. Aus der 2009 durchgeföhrten und veröffentlichten jugendsexuologischen Dr.-Sommer-Studie geht hervor, dass bereits über die Hälfte der 13-Jährigen (43 Prozent der Mädchen und 69 Prozent der Jungen) und fünf von sechs 17-Jährigen (80 Prozent der Mädchen, 93 Prozent der Jungen) mit pornografischem Material in Kontakt gekommen sind (Bravo, 2009). Die systematische bzw. kontinuierliche Nutzung ist allerdings deutlich geringer und geschlechtsspezifischer: 2005 wurden in einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen unter 15-jährigen Jungen 36 Prozent regelmäßige Konsumenten ausgemacht (Nutzung mindestens mehrfach monatlich), unter Mädchen lediglich zwei Prozent (vgl. Weller, 2009a). In einer Studie aus dem Jahr 1998 wurden lediglich 22 Prozent als regelmäßige männliche Nutzer ermittelt.

Die Daten zur Pornoerfahrung und -nutzung zeigen den starken Anstieg

der letzten Jahre, sie zeigen die geschlechtsspezifische Nutzung, sie liefern keine Hinweise auf unterschiedliche Nutzungshäufigkeiten in Abhängigkeit von der sozialen Herkunft – die Analyse nach Schultypen hat keine gravierenden Differenzierungen erbracht.

Wie ist diese angestiegene Pornografienutzung zu bewerten? Die Bewertung der Pornografienutzung hängt maßgeblich davon ab, welche Wirkung man ihr unterstellt. Gemeinhin wird vermutet, dass die Pornografie gerade bei Jugendlichen Modellcharakter für die sexuelle Interaktion besitzt und zur Nachahmung anregt. Und da pornografische Inhalte oft als gewalttätig und frauenverachtend generalisiert werden (was sie zweifelsohne auch vielfach sind), wäre zu vermuten: Jungen stumpfen durch Pornografiekonsum ab, verrohen, lernen, Frauen als allzeit willige Sexualobjekte zu betrachten; Mädchen glauben, alles mitmachen zu müssen bis zum »Gang Bang«. Jungen werden zu Tätern, Mädchen zu Opfern. Ganz wie es die US-amerikanische Feministin Susan Brownmiller schon vor 20 Jahren behauptet hat: Pornografie ist die Theorie, Vergewaltigung die Praxis.

In den oben genannten Wirkhypotesen wird immer davon ausgegangen, dass alle sexuellen Botschaften, die dem Individuum zur Kenntnis gelangen, wahllos konsumiert und quasi automatisch erlernt und in sexuelle Skripte eingebaut werden. Entscheidend ist doch aber: Was erregt mich, macht mich an, was lässt mich kalt oder langweilt mich, wastörnt mich eher ab, ekelt, ängstigt mich, macht mich wütend? Diese verschiedenen Reaktionen werden auf die eigenaktive Pornografienutzung (z. B. bei der Masturbation) Einfluss haben: »Was nutze ich, was will ich und was will ich nicht, was lasse ich auf mich wirken ...?«

Das führt zu der Frage, welche Inhalte in welcher Weise wirken: Eine diesbezüglich differenzierte Studie zum Umgang Jugendlicher mit sexuellen Inhalten im Internet wurde von Christine Altstötter-Gleich 2006 vorgelegt (eine Studie der pro familia Rheinland-Pfalz und des Medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest). Altstötter-Gleich (2006) befragte Elf- bis 18-Jährige nach als positiv, neutral und negativ erlebten Erfahrungen mit sexuellem Material im Internet und ließ sich Beispiele nennen, die dann als »hart« oder »soft« klassifiziert wurden. Ein Hauptergebnis ist: Sogenannte »Soft-Mainstream-Pornografie« (Striptease, Selbstbefriedigung, Petting, Koitus) erzeugt bei den männlichen Nutzern zu über 90 Prozent positive Reaktionen, bei den Mädchen sind die emotionalen Reaktionen ambivalent. Mit steigendem Lebensalter nehmen negative Reaktionen ab und positive zu (vgl. Tab. 1).

Tab. 1: Emotionale Reaktionen Jugendlicher auf pornografische Darstellungen.
N = 1352 Elf- bis 18-Jährige. Quelle: Altstötter-Gleich (2006).

Reaktion	soft*			hart**		
	w		m	w		m
positiv: Fühlte mich angemacht, gut	48 %		92 %	1 %		6 %
neutral: neugierig, habe dazugelernt						
negativ: Ekel, Angst, Scham, Wut	52 %		8 %	99 %		94 %
		gesamt			gesamt	
nur negativ:						
11–13 Jahre		35 %			96 %	
14–15 Jahre		20 %			97 %	
16–18 Jahre		10 %			96 %	

*»soft« = Akte, Strippease, Petting, Koitus; **»hart« = sexuelle Gewalt, bizarre Praktiken

Die Reaktion auf »harte« Pornografie (sexuelle Gewalt, bizarre Praktiken) ist hingegen, von wenigen männlichen Ausnahmen abgesehen, über die befragten Altersgruppen hinweg negativ und ablehnend. Pornografie gewinnt also mit dem Alter der Jugendlichen an Akzeptanz, nicht jedoch Gewalt. Der biografisch anwachsenden Akzeptanz und Nutzung von Pornografie steht die anhaltende Ablehnung und Meidung von Gewalt gegenüber – eine Ablehnung durch beide Geschlechter. Eine Abstumpfung ist nicht zu erkennen.

Nun wissen wir aber – und SozialpädagogInnen in der Kinder- und Jugendarbeit berichten davon –, dass gerade auf Handys »Hardcore« gehandelt wird. In der alljährlich durchgeführten Studie zur Mediennutzung durch Jugendliche (JIM, 2008) gaben sieben Prozent der befragten Zwölf- bis 19-Jährigen an, bereits brutale Videos oder Pornofilme über das Handy erhalten zu haben (elf Prozent der Jungen, zwei Prozent der Mädchen, elf Prozent der befragten Hauptschüler, sechs Prozent der Gymnasiasten; JIM, 2008, S. 65).

Aber hierbei geht es zumeist um etwas anderes als intime Pornografienutzung zur sexuellen Stimulation. Wir finden hier einen speziellen Modus jugend- und jungentypischer Mediennutzung. Es geht bei dieser Art von Pornografie- oder Gewaltkonsum nicht um Lusterzeugung, wahrscheinlich nicht einmal um die Befriedigung von Neugier, sondern darum, Verbotenes zu tun, Scham- und Ekelgrenzen auszutesten und zu überschreiten,

Thrills, Nervenkitzel zu erleben, Reize gegen Langeweile zu setzen, mutig »krasses Zeug« zu ertragen, mit entsprechendem Besitz zu protzen, mitreden zu können, andere zu schocken. In diesem Kontext jugend- und jungentypischer Nutzungsmotive ist es auch statthaft, Gewalt und Pornografie (und alles andere, was Kindern oder Jugendlichen oder selbst Erwachsenen verboten oder Letzteren vorbehalten ist) in einen Topf zu werfen – wobei man dann allerdings nicht Pornografienutzung und -wirkung untersucht, sondern eine Form jugend- und jungentypischer »Devianz« im Medienzeitalter. Das »Geile« an dieser Art der Pornonutzung ist nicht das Sexuelle, sondern das Verbogene. Die Nutzung in der Clique ist eine ganz Unsexuelle, ist eine Öffentliche, ganz un-intime. Zu den beliebtesten, weil wirksamsten Grenzüberschreitungen, die jungentypisch ausprobiert werden, gehört allemal die der Gürtellinie.

Um zu Antworten auf die Frage nach der Pornografiewirkung zu kommen, muss man die Frage nach dem Warum der Nutzung stellen, muss man die Nutzungsmotive differenziert betrachten. Die Ergebnisse einer 2005 publizierten qualitativen Studie von Feona Attwood von der Universität Sheffield in England mit dem Titel »What do people do with porn?« fasst Schmidt wie folgt zusammen:

»Jungen in Vorpubertät und Pubertät konsumieren und kommunizieren Pornographie im Kreise ihrer Peers, um an ihrer männlichen Identität zu basteln, um sich mit ihren >erwachsenen< Kenntnissen zu brüsten, sozusagen als moderne Form der Mutprobe. Das steckt hinter dem Austausch wüstester Bilder auf dem Handy in dieser Altersgruppe. Adoleszente, also etwas Ältere, nutzen die Pornographie als Lustquelle und zur Steigerung des Genusses bei der Masturbation, aber auch, um sich zu informieren und um auf die erste sexuelle Begegnung mit einem Partner oder einer Partnerin gut vorbereitet zu sein, vielleicht in der Hoffnung, sich dabei nicht gar zu ungeschickt anzustellen [...] Noch später folgt oft der gemeinsame Konsum mit Partner oder Partnerin als Ouvertüre zum gemeinsamen Sex, oder als eine Möglichkeit zum virtuellen Gruppensex mit dem Paar im >Kasten< oder zu sonstigen neosexuellen Experimenten« (Schmidt, 2009, S. 30).

Wenn oben festgestellt wurde, dass alle Jungen Pornografie bereits im Jugendalter zumindest gelegentlich nutzen, so kann doch vermutet werden, dass die Nutzungsmotive und die Inhalte der konsumierten Pornografie in verschiedenen Jugendmilieus differieren. Als Beleg für die schichttypi-

sche Nutzung von Pornografie und für die Stilisierung sexueller Gewalt im »Prekariat« gilt die Popularität des sogenannten »Porno-Rap«.

Hip-Hop und Rap

Bevor auf die Nutzung des »Porno-Rap«, auf Motive der Nutzer und mögliche Wirkungen seines Konsums eingegangen wird, zunächst einige kulturgeschichtliche Fakten zur Jugendkultur des Hip-Hop und der Rap-Musik. Denn der sexuologische Blick muss sich hier weiten, über die Beobachtung unmittelbar sexuellen Verhaltens und Erlebens hinaus auf jugendkulturelle Bedingungen und Besonderheiten in ihrer historischen Gewordenheit. »Musik« galt bislang nicht als Kategorie der Sexualwissenschaft. Im Kontext historischer Betrachtungen der Entwicklung unserer Sexualkultur haben zwar jugendkulturelle Besonderheiten und Musik immer eine Rolle gespielt (die Rockmusik seit den 1960ern mit dem herausgeschrienen »I can't get no satisfaction« des Mick Jagger oder dem hingehauchten »Je t'aime« der Jane Birkin, die Hippie-Kultur mit »Flower Power« und »Make love, not war«), allerdings ohne dass eine Musikrichtung oder eine jugendliche Subkultur sonderliche Beachtung erfahren hätte, sei es durch Sexualforschung oder Sexualpädagogik oder den Kinder- und Jugendschutz.

Rap ist Teil des Hip-Hop, einer (in ihrem Ursprung afroamerikanischen) Jugendkultur, die in den 1970er Jahren in der New Yorker South Bronx entstand. Die in den verarmten ghettähnlichen Stadtteilen lebenden Jugendlichen veranstalteten in Fabrikhallen und Hinterhöfen sogenannte Block Partys oder urban dance partys, auf denen die DJs durch verschiedene Techniken wie *scratching* und *mixing* neue Stilelemente, Sounds, Rhythmen kreierten. Der Rap entstand, als sich die DJs Leute mit coolen Sprüchen auf die Bühne holten, die als »Masters of Ceremony« (MCs) das Publikum anfeuerten und zum Tanzen brachten (vgl. Androutsopoulos, 2003; Klein & Friedrich, 2003; BPjM, 2008a). Die Akteure des Hip-Hop (zu dem neben den musikalischen Stilelementen Breakdance und Graffiti gehören) waren Mitglieder von Gangs, die miteinander rivalisierten und sich Bandenkriege lieferten. 1974 wurde von DJ Afrika Bambaataa die Zulu-Nation gegründet, eine Organisation, die sich unter anderem für Gewaltfreiheit einsetzte. Hier wurde der Gedanke des »Battle« entwickelt, einer Möglichkeit, Konflikte nicht mehr mit Fäusten, sondern mit Worten auszutragen:

»Wenn sich also zwei auf einer Party prügeln wollten, dann hat der MC auf der Bühne die Leute aufgefordert, einen Kreis um die Kontrahenten zu bilden. Und aus der drohenden Schlägerei wurde ein HipHop-Battle. Wie in einem Duell wurden die Waffen gewählt – Rap, Breakdance – oder das Ganze wurde vertagt und im Graffiti ausgetragen« (Verlan & Loh, 2006, S. 132).

Die Idee des verbalen Battle steht also für eine >Pazifizierung< realer Gewaltverhältnisse, steht für verbalen Schlagabtausch in respektvoller und sportlich fairer Weise, korrespondiert mit der Aufforderung auf den Gebrauch illegaler Drogen zu verzichten und illegale Handlungen zu unterlassen. Für diese emanzipatorische Idee und Bewegung hat sich der Begriff »Old School« eingebürgert. Allerdings gehört zum Battle-Rap in der Regel auch das »Dissen« (*to disrespect*), die Herabwürdigung und Beleidigung des Gegners, was wiederum als Motor sprachlicher Verrohung wirkt.

Der eigentliche Gangsta-Rap entwickelt sich in den 1980er Jahren an der nordamerikanischen Westküste. Die Band N. W. A. (Niggaz wit Attitudes) berichtet vom Drogenkrieg im Ghetto-Stadtteil Compton von Los Angeles (vgl. Kage, 2004). »Die damalige soziale Lage war Auslöser für das Entstehen härterer Texte. Es bestand eine Nachfrage nach rauen Texten, die sich mit dem Alltag in den Ghettos beschäftigten. Genau aus diesem Grund verkauften sich die Gangsta Rap-Alben millionenfach« (Müller, 2009, S. 10). »Entsprechend stilisieren sich die MCs bzw. ihre Protagonisten zu typischen Männern der Straße: hart, skrupellos, hedonistisch und immer auf ein schnelles Geschäft oder Sex aus« (Kage, 2004, S. 78 in Müller, 2009, S. 10). Im Debütalbum *Straight outta Compton* der N. W. A. (1988) fallen über zweihundertmal die Begriffe »fuck« und »motherfucker«. Die Rapper prangern soziale Missstände an und überschreiten dabei bewusst die Grenzen freier Meinungsäußerung. (In seinem 1992 veröffentlichten – nach Ansicht des damaligen US-Präsidenten Clinton staatsgefährdenden – Song *Cop Killer* wendet sich der Rapper Ice-T »gegen einen Polizeiapparat, der systematisch Angehörige ethnischer Minderheiten schikaniert und gegen ein Rechtssystem, das selbst die brutalsten Übergriffe einzelner Polizisten nicht bestraft«; Verlan & Loh, 2006, S. 125). Die Instrumentalisierung von Gewalt, die Grenzüberschreitung mit allen Mitteln und in allen Bereichen wird zum Markenzeichen des Gangsta-Rap, sichert die Aufmerksamkeit der Medien. Die von der

späteren Vizepräsidenten-Gattin Tipper Gore ab 1985 initiierte Indizierung von Musikalben verschiedener Art bewirkt, dass der von der PMRC (Parents Music Ressource Center) »verlichene« Aufkleber »Parental Advisory – Explicit Lyrics« zum Gütesiegel für Rap wird und die Auflagen steigert (vgl. Kage, 2004, S. 79f.).³

Sicher beinhaltet auch der Gangsta-Rap der »New School« emanzipatorische, gesellschaftskritische Bestrebungen, allerdings scheinen häufig die schlechten Mittel den guten Zweck zersetzt zu haben. Gewalt, Tabubruch, Provokation um jeden Preis wurden zunehmend zum Selbstweck, zur Vermarktungsstrategie. Der Anspruch, authentisch über das harte Leben im Ghetto zu berichten, geriet zum Vorwand, auch für die Stilisierung von pornografischen und Gewalt verherrlichenden Macho-Fantasien. Für die Rapper der New School und die Protagonisten ihrer Songs werden Erfolg, Geld, Macht und sozialer Aufstieg zu den zentralen Zielen. Erfolg bei und Macht über Frauen sind dabei ein wesentliches Stilelement demonstrativer Männlichkeit.

Zu den im Gangsta-Rap vermittelten männlichen (und allesamt radikal patriarchalen) Rollenmustern gehören der »Player«, der seinen Erfolg an der Anzahl der Frauen bemisst, die er kriegt, der »Pimp«, ein autoritätsbesessener Zuhälter, für den Frauen eine Ware sind, die ihm Geld bringen, der »Gangsta«, ein harter Kerl, der sich mit Waffengewalt Geld verschafft und Macht sichert, für den Frauen schmückendes Beiwerk sind und ohne eigenen Willen, und schließlich der »Hustler«, ein fleißiger Macher, der einerseits spießig seine Familie versorgt, andererseits Sex mit »bitches« hat, die er im Grunde verachtet (vgl. Klinger, 2009, 14f.).

Die zu solchen Macho-Mustern komplementären weiblichen Rollenmuster sind dann die Schlampen, Huren, sexuell hörige und devote Frauen. »Bitch« wird im Hip-Hop fast zum Synonym für Frau.

»Eine BITCH definiert sich über ihren Körper und ihre Sexualität. Der Begriff bitch ist dem Tierreich entlehnt und bezeichnet ursprünglich läufige Hündinnen. Eine bitch nimmt, was sie kriegt. Sie hat kein Ehrgefühl und

³ An dieser Stelle ist anzumerken, dass seit Mitte der 1980er Jahre in verschiedenen Genre populärer Musik eine zunehmende Sexualisierung auszumachen ist, was jugendschützerische Aktivitäten auf den Plan gerufen hat und seither eine interessante Dynamik zwischen offizieller Pönalisierung einerseits und daraus resultierender vermarktungsförderlicher Öffentlichkeitswirksamkeit andererseits hervorbringt.

somit in den Augen der Männer auch keinen Respekt verdient. Sie nutzt ihre Sexualität zum Gelderwerb und zur materiellen Absicherung. Einige Rapper bezeichnen daher auch Frauen als bitch, die den Kontakt zu weniger wohlhabenden Männern meiden« (Klinger, 2009, S. 15).

Im Gegensatz zu den verachteten Huren gibt es auch angebetete Heilige, die Diva, Lady, Queen. Selbstverständlich werden die Mütter idealisiert (Herschelmann, 2009a, S. 177), und nicht zuletzt werden durch Rapprinnen, die in die männerdominierte Hip-Hop- und Rap-Szene eindringen, neue Rollen kreiert und reformuliert. Hier wird die Bitch zur selbstbewussten, unabhängigen, starken Frau: »Eine Bitch ist vulgär, frech, rotzig und intelligent. Sie tut Dinge, die bei Frauen gesellschaftlich tabuisiert sind, bei Männern aber stillschweigend akzeptiert werden. Eine Bitch steht zu ihrer vaginalen Selbstbestimmung« (Lady Bitch Ray, in Klinger, 2009, S. 16).

Hip-Hop in Deutschland und die Entwicklung des sexistischen Rap

Durch Filme wie *Wildstyle* (1983) und *Beat Street* (1984) ging eine erste Hip-Hop-Welle durch Deutschland, ganz im Sinne der »Old School« diesseits medialer Aufmerksamkeit. Verlan und Loh sprechen von der »Jam-Ära«, von der allmählichen Entwicklung der Szene, in der die ersten deutschen Rapper zum Beispiel noch sehr skeptisch waren, ob Rap überhaupt auf Deutsch funktioniert (vgl. Verlan & Loh, 2006, S. 176). Massenwirksam wurde deutscher Rap durch die Stuttgarter Band Die Fantastischen Vier ab 1991. Ihre ersten Produkte figurieren als »Spaßkultur fern von amerikanischem Gangstergehabe als Unterhaltungsformat mit Vordiplom« (Thomas, 2008), als Gymnasiasten-Rap mit ökologisch und primärpräventiv wertvollen Texten (z. B. der Aids-Präventions-Song *Saft* vom Erfolgsalbum *Vier gewinnt*, 1992).

Die Fanta Vier erarbeiteten sich 1993 aber auch die erste Indizierung mit den Titeln *Frohes Fest* und *Eins und Eins*. Letzterer Titel lehnt sich an ein Original der 2 Live Crew an, den US-amerikanischen Porno-Rap-Vorreitern, die zum Teil durch Selbst-Indizierung den Marktwert ihrer Produkte gesteigert haben (vgl. Kage, 2004, S. 105f.). Auch die Single der Fantastischen Vier wurde nach der Indizierung etwas Besonderes und erfuhr

einen Käuferansturm.⁴ Trotz dieser historischen Aktivistenrolle gehören die Stuttgarter Mittelschicht-Rapper nicht zur Porno-Rap-Gemeinde, die sich erst nach der Jahrtausendwende formierte.

Eine Übersicht über den deutschen Gangsta-Rap liefert die Indizierungsliste der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien, die zurzeit (Dezember 2009) ca. 30 Rapper bzw. Bands mit ca. 60 Titeln umfasst. Als »Wegbereiter einer sexistischen und homophoben Sprache in deutschen HipHop-Texten« (BPjM, 2008a, S. 5) gilt der Deutsch-Türke King Kool Savas (alias Savaş Yurderi). Eine besondere Rolle kommt dem 2001 gegründeten (und 2009 aufgelösten) Plattenlabel Aggro Berlin zu, auf dessen Samplern zum Beispiel 2003 Sidos (alias Paul Hartmut Würdig) berühmt-berüchtigter *Arschficksong* erschien (der bereits 2004 indiziert wurde, aber erst durch den oben genannten *stern*-Artikel 2007 flächendeckendes Entsetzen auslöste). Die Titel- und Autorenliste der BPjM ist lang und spricht für sich: Frauenarzt: *Porno Party*, Bushido: *Staatsfeind Nr. 1*, Sido: *Sido und die Drogen*, MOK: *Fick MOR*, Mr. Long: *Fick deine Mutter du Bastard*, King Orgasmus One *Fick mich ... und halt Dein Maul!* oder *OrgiAnal Arschgeil ...* (vgl. BPjM, 2008a).

Die Entwicklung des deutschsprachigen Rap fasst die Hip-Hop-Promoterin Nika Kramer 2008 folgendermaßen zusammen: »Wo in den Anfängen beim Deutsch-Rap noch ambitionierte politische Texte dominierten, geht es heute auch bei uns hauptsächlich um das übliche Klischee – Gangster, Klunker, Kohle und Sex. Die Revolution frisst ihre Kinder« (in Klinger, 2009, S. 12). Thomas argumentiert differenzierter:

»Seit 2000, so lässt sich grob skizzieren, kehrt sozial geerdeter, an sozialen Verhältnissen rüttelnder HipHop wieder auf die Plattenteller zurück, der aber zugleich geschlechtliche, ethnische und nationale Kategorien fest-schreibt und Ausgrenzung (bewusst) forciert. [...] HipHop in Deutschland kehrt sozusagen wieder zu seinen Wurzeln zurück und ist Sprachrohr der Marginalisierten. Wurde HipHop in den Neunzigerjahren zunächst durch MTV und Viva zum spaßzentrierten Verkaufsschlager für Jugendliche ge-schaffen, werden heute Ängste im Zuge von Orientierungslosigkeit und ge-sellschaftlicher Misere in Popformaten verwandelt. Auch das gab es schon. In den Neunzigerjahren etablierte sich antirassistischer HipHop, als Zeichen verfehlter Integrationspolitik und als Gegenoffensive zu den pogromarti-

⁴ Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Frohes_Fest_\(Lied\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Frohes_Fest_(Lied)) (28.12.2020).

gen Ausschreitungen gegen Asylbewerber der Nach-Wende-Zeit verstanden, der insbesondere durch die aus Heidelberg stammenden Advanced Chemistry populär wurde. HipHop wurde so auch für das linke Lager interessant. Heute ist der Ton überdreht rauer, an keinem politisch korrekten Duktus geschult, es dominiert anti-akademische Übertreibungskunst. Ob Rapper Fler den Proto-Deutschen am Berliner Randbezirk unter ausländischen Jugendlichen mimt oder G-Hot Klartext reimt und Schwule am besten gleich kastrieren will: Für jeden gescheiterten oder in der Selbstsuche steckenden Jugendlichen gibt es das entsprechende Format« (Thomas, 2008, o. S.).

Gernert ergänzt geografisch:

»Es gab vorher [in den 1990er Jahren] in Deutschland vor allem zwei Rap-Zentren. In Hamburg saßen die Partychaoten, in Stuttgart die politisch korrekten Gesinnungssprechgesängler. In Berlin entstand die harte Straßenvariante. Die Bilder für ihre Beleidigungstiraden nahmen die MCs aus Pornofilmen und Horrorschockern. Es wurde gefickt, gespritzt und geschlitzt. Die Texte wimmelten vor Schwänzen und Fotzen. Ironie war ganz wichtig« (Gernert, 2007, o. S.).

Aus der Sicht eines Berliner Staatsanwalts, der sich aus strafrechtlicher Sicht (Gewaltverherrlichung nach § 131 StGB, Verbreitung von Gewalt-Pornografie § 184a) mit Hip-Hop beschäftigt, geht es in den relevanten Texten

»überwiegend um die Erniedrigung von Frauen durch sexuelle Gewalt, [...] [die] Beschreibung von Folter, Totschlag, Leichenschändung von konkurrierenden Musikern, Politikern, Polizisten und Repräsentanten als >feindlich< empfundener Behörden, wie z. B. der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien. [...] Dies wird detailliert und in extrem vulgärer und roher Sprache dargestellt. Es ist sozusagen die Vertonung von (gewalt)-pornografischen oder besonders blutrünstigen Horrorfilmen. Die Popularität und der ökonomische Erfolg einiger Interpreten sind offensichtlich Anreiz für den >künstlerischen Nachwuchs<, die bereits strafrechtlich relevanten Texte der >etablierten< Musiker durch gesteigerte verbale Gewalttätigkeiten und noch obszöneren Sexismus zu überbieten, um so die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken« (Schulz-Spirohn, 2009, o. S.).

Es hat augenscheinlich seit 2001 einen Wettstreit vor allem unter Berliner Rappern gegeben, wer denn nun der coolste und härteste sei. Aus offizieller Sicht des Jugendschutzes und der Strafverfolgung gab es einen Zuwachs bis 2007, danach sind die Indizierungen wieder stark rückläufig, während die Verfolgung strafrechtlich relevanter Delikte anhält.

Tab. 2: Anzahl der Indizierungen und Ermittlungsverfahren gegen Rapper.
Quellen: Schulz-Spirohn (2009; pers. Mitteilung), BPjM (2008a), diverse Internetforen.

	bis 2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009
Indizierungen (BPjM)	4	4	9	6	28	4	3
Ermittlungsverfahren (Berlin)	0	2	3	2	17	7	9

Es ist natürlich so, dass die Indizierungsanträge nicht eins zu eins die Produktion widerspiegeln. Der Indizierungsgipfel 2007 verweist auf konjunkturelle Schwankungen der professionellen Aufmerksamkeit. 2007 ist das Initialjahr der Verwahrlosungsdebatte, als der sexistische Hardcore-Rap in den Fokus allgemeiner Aufmerksamkeit geriet und auch zum Teil ältere Produkte indiziert wurden oder zu Strafanzeigen führten. Es kann aus dieser Sicht nicht beurteilt werden, welchen Anteil die sexistischen und gewaltverherrlichenden Songs an der Gesamtproduktion ausmachen, und es ist auch festzuhalten, dass die meisten Rapper, insbesondere die über die Szene hinaus bekannten wie Sido oder Bushido, mehrere »Register« besitzen, Gewalt, pornografische und sexistische Inhalte nur Facetten ihrer künstlerischen Gesamtproduktion sind. Und gewiss ist sexistischer Gangsta-Rap auch nur ein geringer Teil der Hip-Hop-Kultur(en). Demgegenüber bewirkt er allerdings ein großes mediengestütztes Spektakel, eine große Vermarktungsmaschine mit Skandalen und Indizierungen und viel Getöse. Und dieses Getöse führt nicht nur zur allgemeinen Aufmerksamkeit (bei Bevölkerungsgruppen, die ansonsten mit Rap nichts am Hut haben), sondern auch zu enormer Popularität der selbsternannten Gangster aus Großstadtghettos bei vielen Jugendlichen. Seit den 1990er Jahren haben sich in Deutschland die Hip-Hop- und die Rap-Szenen zu populären Jugendkulturen mit millionenfachem Zuspruch entwickelt, trotz oder vielleicht auch aufgrund der »Hardcore-Produkte«.

Die Nutzung von »Porno-Rap«

Untersuchungen von Herschelmann zur Nutzung von sexistischem deutschen Rap zeigen, dass vor allem Zwölf- bis 15-jährige pubertäre Jungen zu den Fans gehören, jüngere, aber auch ältere deutlich seltener, Hauptschüler häufiger als Gymnasiasten, Mädchen viel seltener als Jungen (vgl. Herschelmann, 2009b, S. 76–78).⁵

Tab. 3: Wie viele Jugendliche hören sexistischen deutschen Gangsta-Rap? Gefragt wurde nach aktuellem Lieblingssong und aktueller Lieblingsband bzw. LieblingssängerIn. Quelle: Herschelmann (2009b, S. 78).

SchülerInnen der 5.–10. Klassen	Hauptschule (m = 94, w = 85)	Realschule (m = 132, w = 120)	Gymnasium (m = 199, w = 323)
Jungen	31 %	15 %	10 %
Mädchen	13 %	8 %	3 %

Wie schon weiter oben in Bezug auf den Pornokonsum, so soll auch hinsichtlich der Nutzung des »Porno-Rap« die Frage nach den Nutzungsmotiven im Vordergrund stehen. In den folgenden sieben synoptischen Thesen wird aus entwicklungspsychologischer und -sexuologischer Perspektive der Frage nachgegangen, was den sexistischen Gangsta-Rap vor allem für die sozial benachteiligten Jungen so attraktiv macht, welche Funktionen er für sie erfüllt:⁶

5 Es ist zu vermuten, dass sich die Gangsta-Rap-Fans vor allem in den sozialen Brennpunkten von Großstädten konzentrieren, dazu liegen aber bislang keine Daten vor. Herschelmann befragte Schüler in Oldenburg.

6 Wenngleich in verschiedenen journalistischen Veröffentlichungen Pornografienutzung und Porno-Rap-Konsum gern in einem Atemzug genannt werden (unter der Vermutung gleichartiger Negativwirkungen), so kann doch an dieser Stelle unter Bezug auf die subtilen Untersuchungen von Herschelmann (2009a, b) im Hinblick auf Nutzungsmotive ein grundlegender Unterschied festgehalten werden. Porno-Rap wird zwar auch, wie in der Untersuchung von Atwood (s. o.) festgestellt, aus allen möglichen nichtsexuellen Motiven heraus genutzt, aber eben hauptsächlich aus sexuellen, das heißt zur Befriedigung sexueller Neugier und zur sexuellen Erregung. Das ist beim Porno-Rap-Konsum jedoch überhaupt nicht der Fall. Herschelmann hat eine ganze Palette von Motiven herausgearbeitet, sexuelle Motive finden sich nicht.

Erstens: Rap ist Musik

Musik hören ist jugendtypisch und allgegenwärtig. Die modernen Technologien ermöglichen das Hören konservierter Musik zu jeder Zeit an jedem Ort. 86 Prozent aller Jugendlichen besitzen MP3-Player (JIM, 2008, S. 20) und haben darauf im Durchschnitt 1.475 Titel gespeichert (Jungen: 2.176, Mädchen: 706). Musik ist das Medium der Zusammengehörigkeit in einer konkreten Peergroup und der Zugehörigkeit zu einer jugendlichen Subkultur. Die entsprechende Musik zu kennen, zu besitzen, sie zu tauschen und das gemeinsame Hören gewährleisten die kommunikative Integration in der Clique. Darüber hinaus ist Musikhören Unterhaltung und Mittel gegen Langeweile bzw. zum Zeitvertreib, um Spaß zu haben, wird zum »Mood-Management«, zur Stimmungsregulation eingesetzt, zum Aggressionsabbau, ermöglicht Wirklichkeitsflucht – und die deutschen Texte des Rap lassen kognitive Identifikation und Orientierung zu (vgl. Herschelmann, 2009a).

Zweitens: Rap ist Jugendkultur

Die Kultur Jugendlicher bedarf der Abgrenzung gegenüber Erwachsenen zum Aufbau eigener Identität. Diese Abgrenzung gelingt besonders gut durch coole und provokante Inszenierung, die Erwachsene mindestens zum Kopfschütteln, besser noch zu Verboten etc. herausfordert – was in einer liberalen und toleranten Gesellschaft gar nicht so einfach ist. Die Nutzung sexualisierter Sprache zur Abgrenzung und Provokation und zum Austesten von Grenzen ist keine Erfindung des Porno-Rap, sie ist jugend- und jugendtypisch. Obwohl es dazu keine umfassenden historischen Vergleichsuntersuchungen gibt, ist die fortschreitende Sexualisierung der Sprache offensichtlich. Aufgrund der allgemeinen gesellschaftlichen Sexualisierung und Enttabuisierung und der dadurch vonstatten gegangenen kulturellen Akzeleration in den letzten fünf Jahrzehnten hat sich die Sexualisierung der Sprache auch biografisch vorverlagert. Schon Kindergartenkinder finden heutzutage das eine oder andere »geil«. Als Ben und Anna vor 20 Jahren in der Grundschule von den Gleichaltrigen beim Händchenhalten erwischt wurden, hieß es: »Ätsch, die sind verliebt!« – heute: »Iiiii, die wollen ficken!« (vgl. Millhoffer et al., 1999) Die zwölfjährigen Jungen begrüßen sich mit einem fröhlichen »Hi Alter, heute schon gefickt«? (vgl. Herrath, 2001). Das Fluchen und Be-Schimpfen ist sexueller geworden und unterliegt auch einer Art Glo-

balisierung (das anale deutsche Worttum wird durch genital-angloamerikanisches bereichert): Die deutsche Zunge und das deutsche Ohr haben sich an »fuck« gewöhnt (Who the fuck is Alice?) und gewöhnen sich gerade ans f***** in allen Varianten und Deutungsformen.⁷ Und mittlerweile sind nicht nur strenge Lehrerinnen oder schnippische Mädchen, sondern auch die eigenen Kumpels (wenn sie denn Anlass zur Kritik geben) »blöde Fotzen«.

Porno-Rap greift diese Entwicklungen auf und toppt sie, steht prototypisch für die zunehmend sexuelle/pornografische/sexistische Oberfläche, für den obercoolen Habitus, für die raue Schale, für die vor allem verbal inszenierte Jugendkultur. Mit dem Porno-Rap gelingt eine (nicht mehr für möglich gehaltene) Provokation der älteren Generation qua Sexualität.

Ein besonderes Stilelement des Rap ist der Humor, die humorvolle Übertriebung, die kalkulierte »Entgleisung« (ist ja alles nicht so ernst gemeint). Die coolen »Punchlines« der Rapper sind expliziter und brachialer geworden. Wenn die Fantastischen Vier zu Anfang der 1990er Jahre den »Austausch von Körperflüssigkeiten« besungen haben, heißt es heute »Ich schieb dir meinen Unterarm korrekt in den Dickdarm« (vgl. Klinger, 2009, S. 28). »Wer über diese Scherze nicht lachen kann, gilt schnell als humorlos, prüde und verkrampt. So herrscht gerade bei obszönen Scherzen und dem Spiel überzogener Beleidigung ein gewisser Druck, alles tolerieren zu müssen« (Thomas, 2008, o. S.).

Herschelmann stellt in Interviews mit jugendlichen (Gangsta-)Rap-Fans fest, dass sie die Texte, zum Beispiel von Frauenarzt durchaus als »aasig« und frauenverachtend einschätzen, aber gleichzeitig auch »superlustig« finden. Und die Begründung ist auch ganz einfach: Das ist halt so im Rap (Herschelmann, 2009a, S. 179).

Wenngleich man der Nutzung pornografischer Sprache an sich eine eigenständige Funktion zuschreiben kann (im Sinne der Abgrenzung, Provokation, Subversion), so sind es doch vor allem die Rapper selbst, ihre Protagonisten und die durch sie transportierten Inhalte, die die Faszination des sexistischen Gangsta-Rap, das Identifikationspotenzial vor allem für pubertäre und sozial benachteiligte Jungen ausmachen.

7 Die Veralltäglichung des Wortes »ficken« in seinen unmittelbar sexuellen wie übertragenen Bedeutungen verdiente eine eigene Untersuchung. Die zurzeit noch gelegentlich aus öffentlich-rechtlicher Perspektive vorgenommene Zensierung mittels »*****« wird in wenigen Jahren jedoch ebenso anachronistisch anmuten wie die Sternchen in der Reclam-Schulausgabe des Götz von Berlichingen aus dem Jahre 1965.

Drittens: Stereotypen von Männlichkeit: Härte und Überlegenheit im Kampf gegen andere Männer

Nehmen wir das Flaggschiff des Porno-Rap, Sidos *Arschficksong*: Er ist auf den ersten flüchtigen und angeekelten Blick aus kinder- und jugendschützerischer Perspektive die Geschichte von der analen Penetration eines Mädchens, die der Protagonist ausübt, als er selbst noch ein Kind ist und die ihn prägt (einschließlich sadistischer Fantasien). Wer es bis zur zweiten Strophe schafft, kann etwas anderes entdecken (da nimmt sich der Meister einen anderen Rapper vor): Hier geht es um das Wesen des Rap, ums Battlen und Dissen, um den Kampf Mann gegen Mann, nicht mehr mit Fäusten, sondern mit Worten, um das Sich-Behaupten, Sich-Durchsetzen, um das Männlich-Sein, das Überlegen-Sein, darum, stärker zu sein als der andere, auch um die Entmännlichung und Beleidigung des anderen, es geht um sexualisierte Machtdemonstration. Die (verbale) sexuelle Gewalt ist hier Mittel zum Zweck. Es geht vor allem um Gewaltfantasien, die sich sexueller Szenarien bedienen, es geht nicht so sehr um sexuelle (Lust-)fantasien, die auf Gewalt bauen. Es geht um sexualisierte Gewalt als (Über-)Lebensstrategie, als Strategie des Siegens, als Inkarnation hegemonialer Männlichkeit.

Auch die Gewalt gegen Frauen ist häufig bloßes Instrument, um den männlichen Gegner zu schädigen. Man beleidigt oder vergewaltigt seine Freundin, Schwester, Mutter und trifft ihn. Zu Texten wie: »Das Make-up deiner Mutter macht mein Sack zum Regenbogen.« oder »Tour zu Ende, ich bring dir dein Mädel zurück, Fotze ausgeleiert, Arsch zerfleddert, Schädel gefickt«, bemerkt Tarek von der Gruppe K.I.Z.: »Es geht ums Battlen, um Gegnervernichtung. [...] Das ist Neandertalerdenken [...] Dumm und lächerlich, aber so ist das eben im Battle-Rap« (Gernert, 2007, o.S.). Das letzte Beispiel ist gewiss eines der besonders Krassen, aber es gibt viele Belege (z. B. Videos im Internet), in denen zu sehen und zu hören ist, dass Teenager auf Konzerten die harten Textpassagen frenetisch mitsingen (vgl. z. B. Polylux, 2007). Was die Leitfiguren vorsingen, wird mitgesungen, und wer mitsingt und Härte zeigt, der gehört zur Gang, der gehört zu den Siegern. Die für die Fans wichtige Authentizität der Leitfiguren bemisst sich dabei durchaus auch an deren realen Konflikten mit Polizei und Strafverfolgung: »Überlegenheit durch Stärke, Durchsetzung mittels Gewalt und das Aushalten des Strafvollzugs sind Momente, die der Fan an seinem Idol bewundert« (Wegener, 2007b, S. 56).

Viertens: Inszenierung von Männlichkeit durch Frauenfeindlichkeit

Die Beleidigung, Beschimpfung, Herabwürdigung von Frauen und die Kreation wüster sadistischer Fantasien (»du bist geil Nutte und verlangst mehr als nur ein Schwanz, ich stoß meine Faust in dein Bauch bis du platzt«, King Orgasmus One) gehört zum Kerngeschäft des Porno-Rap, allen voran die selbsternannten »Frauenfeinde« Frauenarzt (Vincente de Teba Költerhoff) und King Orgasmus One (Manuel Romeike: »du dreckige Schlampe, fick mich und halt dein Maul«). Richtige Männer sind keine »Fotzenknechte«.

Diese sexistischen Potenz- und Allmachtfantasien in den konkreten Produkten des PornoRap – so unsäglich sie zum Teil auch sind – mögen vor allem für in ihrer Männlichkeit verunsicherte, sexuell unerfahrene und ressourcenarme unterprivilegierte Jungen ein Faszinosum sein. Diese pornografisch inszenierte Frauenbeleidigung ist eine drastische Fortsetzung und Verstärkung des bekannten Modus, dass Jungen für sie unerreichbare und abweisende Mädchen verbal attackieren und anmachen, und das erleben wir in (fast) jeder fünften, sechsten, siebten oder achten Klasse: Die frustrierende Erfahrung, für altersgleiche Mädchen unattraktiv zu sein und von ihnen ignoriert zu werden, führt zu Aggressionen. Solange die Jungen nicht ihre ersten individuellen (und dann durchaus romantischen) sexuellen Erfahrungen sammeln, sind sie aus der Geschlechtergruppe heraus gern grob drauf. Und die Mädchen sind heutzutage im Allgemeinen (zumindest verbal) gut gewappnet. In den Texten der dauerpubertierenden Rapper wird die Angst vor dem verbal überlegenen weiblichen Geschlecht (»sie ficken unsre Köpfe mit sinnloser Kacke, von ihrem scheiß Gelaber krieg ich eine Macke« – Frauenarzt in *Oh, mein Schatz*) aggressiv gewendet: Ihr wird das Maul gestopft, am besten mit dem Penis. Geschlechterkampf als mutuelles »Schädelficken«.

Fünftens: Inszenierung von Männlichkeit durch Schwulenfeindlichkeit

»G-Hot, Rapper aus Berlin und einstig beim Label Aggro Berlin unter Vertrag, schrieb mit seinem Kumpel >Die Kralle< den Song Keine Toleranz. Er fordert darin, >Schwuchteln< die Schwänze abzuschneiden und will es nicht hinnehmen, dass Schwule Deutschland >regieren<. [...] Zwar möchte weder

ein Bushido >Tunten vergasen<, so eine Zeile in einem Track, noch ein G-Hot >Schwänze abschneiden< [...]. [Aber] Bushido gibt genauso selbstverständlich zu verstehen, dass Schwule nicht normal seien wie G-Hot unverblümmt einräumt, dass es in seinen Kreisen normal wäre, Schwule scheiße zu finden« (Thomas, 2008, o. S.).

Auch diese feindseligen Entgleisungen sind aus entwicklungssexuologischer Perspektive in ihrer suggestiven Wirkung auf pubertäre Jungen nachvollziehbar. Das Basteln an der männlichen Identität und diesbezügliche Unsicherheit geht einher mit strikter Abgrenzung gegenüber als unmännlich Empfundeneinem. Es gilt cool zu sein, und das heißt eben auch: nicht schwul sein. Arschficker, Schwuchtel oder Schwanzlutscher sind die Klassiker pubertärer Beschimpfung unter Jungen. Möglicherweise verstärkt die historisch angewachsene gesellschaftliche Akzeptanz gegenüber Homosexualität sogar in paradoyer Weise pubertäre Ängste vor Entmännlichung. Jugendsexuologische Befunde verweisen darauf, dass Jungen heutzutage auf die früher weitverbreitete Praxis gemeinsamen Masturbierens verzichten, dass sie also Handlungen unterlassen, die als »schwul« bezeichnet werden könnten (Schmidt, 1993, S. 3). Und die im Internet leicht auffindbare Schwulenpornografie entsetzt und ekelt die große Mehrheit der (heterosexuellen) Jungen (vgl. Altstötter-Gleich, 2006, S. 33). Unter diesem Blickwinkel wirken schwulenfeindliche Ausfälle im Rap möglicherweise als eine Art »Gegengift« gegen Homophobie.

Sechstens: Rap als Sprachrohr der sozial Benachteiligten

Im Rap wird das Leben auf der Straße, die schwere Kindheit, die Perspektivlosigkeit des »abgehängten Prekariats« in der großstädtischen Plattenbausiedlung thematisiert und ästhetisiert. Was zunächst als Import aus amerikanischen Ghettos daherkam, entwickelt sich seit der Jahrtausendwende zum »Soundtrack zu Hartz 4« (Thomas), beschreibt tatsächliche soziale Polarisierungsprozesse.

Die bislang beschriebenen Modi pubertären und jugendtypischen Geschlechter- und Geschlechtskampfes qua Frauen- und Schwulenfeindlichkeit sind durchaus generell und nicht schichttypisch (als Ausdruck einer generellen »Krise der Männlichkeit«), sie werden jedoch verstärkt durch soziale und auch durch kulturelle Diskriminierung:

»Homophobe, sexistische und gewaltverherrlichende Texte sind Ausdruck von Spaltungstendenzen in der Gesellschaft. Geschlecht wird zu einer zentralen, identifikationsstiftenden und fixen Kategorie, auf die man sich bezieht, wenn Sicherheit beruflich nicht mehr garantiert werden kann. Das Geschlecht kann einem so schnell keiner nehmen« (Thomas, 2008, o.S.).

Das Geschlecht nicht, die Männlichkeit schon. Soziale Benachteiligung entmännlicht. Der Angst vor Entmännlichung wird im Rap eine archaische Macho-Männlichkeit entgegengesetzt. Die erfolgreichen Rapper zeigen, dass man es mit dieser Männlichkeit schaffen kann, sie stehen für sozialen Aufstieg (»Vom Bordstein zur Skyline«, Bushido), vielleicht nicht immer legal, auf jeden Fall jedoch: ohne Abitur. Sozialer Aufstieg wiederum macht auch sexuell attraktiv und ermöglicht Erfolg bei Frauen.

Siebtens: Sexistischer Rap als Kultukampf

Die meisten Porno-Rapper haben selbst einen Migrationshintergrund und sind damit insbesondere für migrantische Jugendliche Identifikationspersonen. Auch wenn es bislang keine Studie gibt, die den Fan-Anteil migrantischer Jugendlicher quantifiziert und damit eine besondere ethnische Affinität zu sexistischem Gangsta-Rap nachweist, so zeigen doch jugendsexuologische Studien, dass migrantische Jugendliche zum Beispiel deutlich stärker homosexuellenfeindlich eingestellt sind (Simon, 2008), was eine entsprechende Zuwendung zu einschlägigen Rap-Inhalten nahelegt.

Kulturelle Integration macht sich nicht zuletzt am Grad der Übereinstimmung von Sexualnormen, an der »Geschlechterfrage« und der Einstellung zu sexueller Vielfalt fest. Integrationsversäumnisse und damit einhergehender Kultukampf entladen sich in diesem Themenfeld. Dieser sexistisch aufgeladene Kultukampf ist möglicherweise in den letzten Jahren aufgrund des Gebots politischer Korrektheit in Sachen »Multi-kulti« mit zu großer Zurückhaltung betrachtet worden:

»Pädagogen, Sozialarbeiter und Akteure der HipHop-Szene selbst haben migrantische Jugendliche jahrelang von rassistischen Topoi und verbalen Fehlritten freigesprochen. Wer >ausländisch< war, konnte nicht >ausländerfeindlich< sein. Über Sexismus redete man erst gar nicht, zu schnell wurde der Vorwurf erhoben, hier beschuldigte eine Majorität die Außensei-

ter der Bundesrepublik, das sei dann rassistisch. Zudem wurde Sexismus im Gegensatz zu Rassismus immer als Bagatelle abgehandelt, schließlich gab es die Forderung eines Ausschlusses des anderen Geschlechts aus einer nationalen Gemeinschaft nicht, vielmehr einen Einschluss unter männlichen Vorzeichen. Und wenn die Jugendlichen in den Jugendklubs die Mikros in die Hand nahmen und zum Rappen ansetzten, dann war das schon per se ein Beitrag zur Integration« (Thomas, 2008, o. S.).

Kulturelle Integration migrantischer Jugendlicher bemisst sich auch daran, inwieweit diese die Grenzen ethnisch definierter »Fortpflanzungsgemeinschaften« überschreiten können. Sexuelle und partnerschaftliche Barrieren (die Frage: Wer ist von wem zu haben oder auch nicht?) beinhalten ein erhebliches Frustrations- und Aggressionspotenzial, dass unter anderem im sexistischen Rap bedient wird.

Resümee: Raue Schale, romantischer Kern

Generelle Sexualisierung der Sprache als Oberflächenphänomen

Unsere Sprache im Allgemeinen und die Jugendsprache im Besonderen haben sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend sexualisiert. Die biografisch frühe Sexualisierung der Sprache ist ein Ausdruck von »overscription«. Mit diesem vom Hamburger Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt geprägten Begriff (Schmidt, 2004, S. 117) wird beschrieben, dass die heute heranwachsende Generation insbesondere durch Medien aller Art frühzeitiger und mehr sexuelle Informationen erhält. Frühere Generationen waren eher »underscripted«, handelten sexuell, erprobten sich, bevor sie dafür Begriffe hatten und die Handlungen in ein sexuelles Skript, in Vorstellungen darüber, was Sexualität ist, einbauten. Heute ist frühzeitig Wissen da, vor allem diversifiziertes widersprüchliches (Halb-)Wissen, das erst später erprobt wird. Dieser »Theorievorlauf« kann späteres Handeln erleichtern oder irritieren, er kann zu altersunangemessenem »sexualisierten Handeln« veranlassen, aber auch ängstigen und hemmen. Für die Annahme einer generellen Wirkrichtung derart, dass pornografische Szenarien im Sinne von »Sex ohne Liebe und Beziehung« tendenziell an Bedeutung gewinnen, gibt es keine Anhaltspunkte. Wenn Erwachsene feststellen, dass Jugendliche »nicht mehr küssen, aber Sex haben«, liegt das möglicher-

weise daran, dass, angesichts der cooler und sexueller und rauer gewordenen Oberfläche, die viele Jugendliche Erwachsenen bieten, tatsächlich eine Diskrepanz zu sehen ist: Die schmusen und küssen sich nicht (vor aller Augen – das wäre uncool), aber sie reden lauthals vom Ficken usw. Früher wurde auch nicht vor dem Sozialarbeiter geküsst, aber es wurde eben auch nicht so demonstrativ wie heutzutage vom Ficken geredet.

Wenngleich die empirischen Befunde auf Basis seriöser Studien rar sind (zumindest die aktuellen), sprechen jugendsexuologische Befunde für die These: Wenn die Schale auch rau ist, der Kern ist weiterhin romantisch oder sogar romantischer, friedfertiger und vielleicht auch kontrollierter denn je. Die raue Schale ist das Oberflächenphänomen, darunter liegt – wie gesagt als Mainstream der Jugendsexualität – ein (im historischen Vergleich betrachtet) sehr gesittetes Verhalten.⁸ Die raue Schale ist vielleicht sogar Beleg für die Pazifizierung – sexuelle Konflikte werden zunehmend verbal ausgetragen (im Sinne des Battle), der verbale Sexismus ist provozierende Reaktion auf sexual correctness, hat eine Ventilfunktion angesichts ihrer Allgegenwärtigkeit.

Wir erleben eine Gleichzeitigkeit von Prozessen, die einander bedingen und durchdringen. Meine Generalthese ist, dass wir gegenwärtig in unserer Gesellschaft – als Generaltendenz – mehr sexuell Übergriffiges wahrnehmen, dass das aber vor allem Ausdruck unserer zunehmenden Sensibilisierung ist und diese wiederum Voraussetzung ist für die anhaltende Pazifizierung der sexuellen Verhältnisse.

Veralltäglichung »normaler« Pornografie

Aufgrund der leichten Zugänglichkeit geraten heutzutage bereits Kinder mit Pornografie in Kontakt. Die systematische Nutzung von Pornografie erfolgt allerdings ganz überwiegend durch Jungen, weitgehend unabhängig von Bildungsgrad und sozialer Herkunft. Welche Inhalte pornografischen Materials wie häufig bzw. intensiv genutzt werden, ist bislang nicht syste-

⁸ Seit Beginn der 1990er Jahre gibt es empirische Belege für eine historisch angewachsene Pazifizierung der Jugendsexualität (Schmidt, 1993) und auch die aktuelle Bravo-Studie aus dem Jahr 2009 belegt durch viele Details, dass Sexualität in der Regel in Liebesbeziehungen eingebunden ist und sehr einvernehmlich und verantwortungsbewusst praktiziert wird (was z. B. am Verhütungsverhalten zu sehen ist) (vgl. Weller, 2009b).

matisch erforscht. Da mit Gewalt und bizarren Praktiken einhergehende Pornografie jedoch nicht nur von Mädchen, sondern auch von Jungen ganz überwiegend negativ erlebt wird, lässt sich schlussfolgern, dass vor allem »einfache« Pornografie zum Zwecke des Lustgewinns und Erfahrungserwerbs genutzt wird. In der Summe der Befunde spricht einiges dafür, dass die allgemeine Pornografisierung weder zur allgemeinen Verwahrlosung noch zur allgemeinen Hemmung führt, sondern zum allgemein gelassenen Umgang mit ihr. Schmidt schlägt den Begriff der »Veralltäglichung« vor und resümiert: Wenn »Jugendliche heute ganz cool explizite Sexszenen im Fernsehen, Kino oder auf der DVD [...] [sehen – und natürlich im Internet –] [...], kann man das durchaus als einen Ausdruck sexueller Zivilisierung begreifen« (Schmidt, 2009, S. 30).

Sexistischer Rap als Ausdruck sexualkultureller Polarisierung

Hip-Hop ist eine äußerst populäre, wenn nicht die populärste aktuelle Jugendkultur. Besonders als eigenaktive kulturelle Praxis beinhaltet sie emanzipatorisches Potenzial. Auch Rap-Musik im Allgemeinen ist jugendgemäß systemkritisch, authentisch, solidarisch. Der seit der Jahrtausendwende vor allem in Berlin entstandene deutsche Gangsta-Rap steht allerdings für eine Entwicklung, in der sozialkritische Ausgangspunkte (die Beschreibung des rauen Lebens im »Großstadtghetto«) nurmehr als fadenscheinige Legitimation für zunehmend sexistische, pornografische und gewalthaltige Texte dienen. Gleichwohl sind die Gangsta-Rapper und ihre krassen Botschaften gerade bei sozial benachteiligten Jungen äußerst populär. Wenngleich die Beliebtheit des Porno-Rap aus entwicklungssexuologischer Sicht ein pubertätsbegleitendes Durchgangsstadium zu sein scheint (unter Zwölf- und über 17-Jährige sind in der Regel keine Fans) und wenngleich der Porno-Rap-Boom aus jugendsoziologischer Perspektive ein Phänomen des ersten Jahrzehnts im neuen Jahrtausend gewesen sein mag (z. B. Auflösung des Labels Aggro Berlin im Jahre 2009), so stellt sich dennoch die Frage, ob Porno-Rap nicht als Symptom für gesellschaftliche Umbrüche begriffen werden muss, zum Beispiel als Hinweis auf eine Verfestigung oder Neuverfestigung hierarchischer Geschlechtsrollenmuster in sozial benachteiligten und/oder kulturell nicht integrierten Bevölkerungsgruppen. Man kann sexistischen Gangsta-Rap womöglich als Begleitmusik dieser Entwicklung betrachten, vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade als ihren Motor oder Katalysator.

Gravierende Negativwirkungen (Rap als Theorie und *rape* als Praxis) sind jedoch selbst von explizit gewaltverherrlichen und frauenfeindlichen Produkten nicht systematisch zu erwarten, zumindest nicht mit Blick auf die vielen sozial gut integrierten Jugendlichen im Lande, die gelegentlich krassen Rap hören, um sich zu gruseln, und die Klassenfahrten ins Märkische Viertel zu Berlin veranstalten, um Sidos »mein Block« in Augenschein zu nehmen.

Wenn wir hingegen die speziellen Nutzergruppen des sexistischen Porno-Rap ins Auge fassen, so stellt sich die Situation aus Sicht der Wirkungsforschung schon anders dar. Sozial benachteiligte und kulturell nicht integrierte Jugendliche sind stärker gefährdet durch inhumane mediale Botschaften. Natürlich führt nicht soziale und/oder kulturelle Diskriminierung unvermittelt zur Verrohung der sexuellen Verhältnisse, und die kulturelle Installation namens Porno-Rap ist auch allenfalls eine Begleiterscheinung, ein moderierender Faktor. Die Hauptursachen für sexuelle Gewalt unter Jugendlichen liegen in deren familiären Herkunftsbedingungen. Das hat die Potsdamer Professorin Barbara Krahé in einer Studie Ende der 1990er Jahre herausgearbeitet: Biografisch internalisierte Minderwertigkeitsgefühle und erlebte familiäre Gewalt führen bei Jungen zu einem erhöhten Maß an sexueller Aggression, bei Mädchen setzten diese Erlebnisse die Fähigkeit herab, »Angriffe gegen die sexuelle Selbstbestimmung abzuwehren« (Krahé, 1999, S. 116). Durch diese Deutungsmuster auf der Basis wissenschaftlicher Befunde entsteht die im aktuellen medialen Diskurs kreierte Figur der Kinder und Jugendlichen, die »nicht mehr lernen, was Liebe ist«. Diese Heranwachsenden gibt es, wahrscheinlich in einer sich sozial weiterhin polarisierenden Gesellschaft sogar zunehmend. Und es liegt auf der Hand, dass es defizitär sozialisierten Jugendlichen an sozialen Kompetenzen mangelt, die auch für sexuelles In-Beziehung-Treten nötig sind, und dass sie womöglich auch pornografische Szenarien nicht in ihrer Künstlichkeit erkennen, sondern für bare Münze nehmen. Die Forschungen zu Auswirkungen von medialer Gewalt auf das reale Aggressionsverhalten legen nahe, dass auch sexistischer Rap bei entsprechend disponierten Konsumenten und in entsprechendem Kontext Wirkung zeigen könnte.⁹ So wie für Pornografie generell ist auch für Porno-Rap festzustel-

⁹ »Auswirkungen von Mediengewalt auf Aggressionsverhalten sind am ehesten bei jüngeren, männlichen Vielsehern zu erwarten, die in Familien mit hohem Fernseh(gewalt)-konsum aufgewachsen und in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld (d.h. in Familie, Schule

len, dass er nicht ursächlich Gewalt induziert, sondern allenfalls bereits vorhandene Einstellungen (z. B. die, Frauen als Sexualobjekte wahrzunehmen) oder Handlungstendenzen (aggressive Fantasien) verstärkt.

Zum Schluss: Bislang wurde auf sexistischen Rap vor allem mit Indizierungen und Strafverfolgung reagiert. Zwar wird damit Imagepflege der selbsternannten Gangster befördert, aber Strafen wirken auch. Sowohl auf die Macher (bei Verurteilungen, Geld- oder Haftstrafen hört der Spaß auf) als auch auf die Konsumenten: Bei aller jugendtypischen Tendenz zum Griff nach dem jeweils Verbotenen gibt es doch immer auch die Suche nach Normativen, nach Orientierung. Wichtig aus sozial- und sexualpädagogischer, kinder- und jugendschützerischer Perspektive ist jedoch insbesondere, nicht beim restriktiven Jugendschutz stehen zu bleiben, sondern Hip-Hop als kulturelle Praxis zu entwickeln und die dafür notwendigen Kompetenzen der Jugendlichen zu fördern.

und Peer-Groups) viel Gewalt erleben (sodass sie hierin einen ›normalen‹ Problemlösungsmechanismus sehen), bereits eine violente Persönlichkeit besitzen und Medieninhalte konsumieren, in denen Gewalt auf realistische Weise und/oder in humorvollen Kontexten gezeigt wird, gerechtfertigt erscheint und von attraktiven, dem Rezipienten möglicherweise ähnlichen Protagonisten mit hohem Identifikationspotenzial ausgeht, die erfolgreich sind und für ihr Handeln belohnt bzw. zumindest nicht bestraft werden und dem Opfer keinen sichtbaren Schaden zufügen (›saubere Gewalt‹). Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass die genannten Faktoren nicht unabhängig voneinander sind, sondern interagieren können (indem z. B. Eigenschaften des Rezipienten sowie dessen Erfahrungen in seinem sozialen Umfeld die Wahrnehmung von Gewaltdarstellungen beeinflussen usw.)« (Kunczik & Zipfel, 2006, S. 398).

Literatur

Altstötter-Gleich, C. (2006). Pornographie und neue Medien. Eine Studie zum Umgang Jugendlicher mit sexuellen Inhalten im Internet. <http://www.profamilia.de/shop/download/248.pdf> (20.08.2008).

Androutsopoulos, J. (2003). *HipHop: Globale Kultur – lokale Praktiken*. Bielefeld: transcript-Verlag.

BPjM (Hrsg.). (2008a). Hip-Hop-Musik in der Spruchpraxis der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien (BPjM) – Rechtliche Bewertung und medienpädagogischer Umgang. <http://www.bundesprüfstelle.de/bmfsfj/generator/bpjm/redaktion/PDF-Anlagen/bpjm-thema-hiphop-broschuere-2008,property=pdf,bereich=bpjm,sprache=de,rwb=true.pdf> (01.12.2009).

BPjM (2008b). Kann »Porno-Rap« Kinder und Jugendliche gefährden? <http://www.bundesprüfstelle.de/bmfsfj/generator/bpjm/Jugendmedienschutz-Medienerziehung/lese-hoermedien,did=111818.html> (09.12.2009).

Bravo (2009). *Dr. Sommer-Studie 2009*. München: Bauer.

Der Spiegel (2002). Die unaufgeklärte Nation, Heft 39/2002 (vom 21.09.2002).

Emma (1987). PorNo. Die Kampagne. Das Gesetz. Die Debatte (Sonderheft 5).

Erdmann, U. (2008). Popkultur, Sexualität und Emanzipation – Selbstbild und Rezeption der Musikerin Peaches. Unveröffentlichte Bachelorarbeit HS Merseburg.

Gebhardt, K. (2009). Pornorap hat einen ziemlich miesen Ruf. Ein Pornorapprojekt an der Hochschule Merseburg. *pro familia magazin*, 1/2009, 16–18.

Gernert, J. (2007). Verbales Mutterficken. [taz.de vom 9.7.2007. http://www.taz.de/index.php?id=465&art=1678&no_cache=1](http://www.taz.de/index.php?id=465&art=1678&no_cache=1) (05.12.2009).

George, N. (2002). *XXX – Drei Jahrzehnte HipHop*. Freiburg: orange press.

Herrath, F. (2001). Was machen Jugendliche sexuell miteinander und in der Öffentlichkeit? Beobachtungen und Bewertungen jugendlichen Sexualverhaltens heute. Tagungsvortrag. http://www.isp-dortmund.de/downloadfiles/F_Herrath_-_Jugendliches_Sexualverhalten.pdf (10.02.2008).

Herschelmann, M. (2009a). Jungen und deutscher (Gangsta)Rap – Sinnrealisation in (Stereotypen) Bedeutungen. In D. Pech (Hrsg.), *Jungen und Jungenarbeit – eine Bestandsaufnahme des Forschungs- und Diskussionsstandes* (S. 171–188). Baltmannsweiler: Schneider.

Herschelmann, M. (2009b). Sexistischer deutscher Gangsta-Rap: Provokation oder Gefährdung? In Die Kinderschutz-Zentren (Hrsg.), *Die Jugend(hilfe) von heute – Helfen mit Risiko. Dokumentation des 7. Kinderschutzforums 2008* (S. 75–89). Köln: Eigenverlag.

JIM (2008). Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Hrsg. v. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Stuttgart. https://www.mfps.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2008/JIM_Studie_2008.pdf (30.11.2020).

Kage, J. (2004). *American Rap: Explicit Lyrics – US HipHop und Identität*. Mainz: Ventil Verlag.

Klein, G. & Friedrich, M. (2003). *Is this real? Die Kultur des HipHop*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Klinger, V. K. (2009). Zum Rollenverständnis von Frauen in der Pop-Musik. Am Beispiel HipHop. Unveröffentlichte Bachelorarbeit, HS Merseburg.

Krahé, B. (1999). Sexuelle Aggression zwischen Jugendlichen: Prävalenz und Prädik-

toren. In BZgA, *Wissenschaftliche Grundlagen: Teil 2 – Jugendliche. Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung. Band 13.2* (S. 93–122). Köln: BZgA.

Kunczik, M. & Zipfel, A. (2006). *Gewalt und Medien. Ein Studienbuch*. Köln: UTB.

Lorenz, J. (2008). Lady Bitch Ray – Sexsymbol oder Feministin. Unveröffentlichte Bachelorarbeit, HS Merseburg.

Matthiessen, S. & Schmidt, G. (2009). Sexuelle Erfahrungen und Beziehungen adoleszenter Frauen. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 2/2009, 97–120.

Milhoffer, P., Glusczynski, A. & Krettmann, U. (1999). Selbstwahrnehmung, Sexualwissen und Körpergefühl von Mädchen und Jungen der 3. bis 6. Klasse. In BZgA (Hrsg.), *Wissenschaftliche Grundlagen. Teil 1 – Kinder. [Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Bd. 13.1]* (S. 7–40). Köln: BZgA.

Müller, D. (2009). Die sexualisierte Sprache im HipHop. Unveröffentlichte Bachelorarbeit, HS Merseburg.

Polylux (2007). Pornorap statt erster Liebe. ARD-Magazin vom 10.4.2007. [http://polylog.tv/videothek/videocast/6480/\(28.12.2009\)](http://polylog.tv/videothek/videocast/6480/(28.12.2009)).

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel. Gruppenunterschiede. Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.

Schmidt, G. (2004). *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmidt, G. (2009). Phantasien der Jungen, Phantasmen der Alten. *BZgA forum*, 1/2009, 27–32.

Schmidt, G. & Matthiesen, S. (2011). What do boys do with porn? *Zeitschrift für Sexualforschung*, 4/2011, 353–378.

Schulz-Spirohn, T. (2009). Hip-Hop in der strafrechtlichen Praxis oder: Was hat ein Staatsanwalt mit Hip-Hop zu tun? Redebeitrag auf der Jahrestagung der BPjM, Leipzig 2009. <http://www.bundespruefstelle.de/bmfsfj/generator/bpjm/redaktion/PDF-Anlagen/jahrestagung-2009-redebeitrag-schulz-spirohn,property=pdf,bereich=bpjm,sprache=de,rwb=true.pdf> (22.12.2009).

Siggelkow, B. & Büscher, W. (2008). *Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist*. München: Wilhelm Goldmann Verlag.

Simon, B. (2008). Einstellungen zur Homosexualität: Ausprägungen und psychologische Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (ehemalige UdSSR und Türkei). *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 40(2), 87–99.

Thomas, J. (2008). Ich bin nicht schwul, und das ist auch cool so. Homophobie im deutschen HipHop: Sexismus in Reinform oder Fiktion nach Maß? <http://www.oekonet.de/kommune/kommune01-08/khiphop.htm> (02.12.2009).

Verlan, S. & Loh, H. (2006). *25 Jahre HipHop in Deutschland*. Höfen: Hannibal-Verlag.

Wegener, C. (2007a). Rap im Kontext sozialer Benachteiligung. Teil 1. Alltagskultur und subjektive Deutung. *tv diskurs*, 40(2/2007), 74–79.

Wegener, C. (2007b). Rap im Kontext sozialer Benachteiligung. Teil 2. Zur Bedeutung von Gewalt und Indizierung. *tv diskurs*, 41(3/2007), 54–59.

Weirauch, W. (2007). Wir arbeiten nur an der Spitze des Eisbergs. Interview mit Thomas Rüth. *Jugend ohne Zukunft? Flensburger Hefte* Nr. 98, 8–30.

Weller, K. (2003). Deutschland – eine »unaufgeklärte Nation«? In *BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 4/2003, 39–44.

Weller, K. (2009a). Wie nutzen Jugendliche Pornografie und was bewirkt sie? Befunde – Theorien – Hypothesen. *pro familia magazin*, 1/2009, 9–12. <http://www.profamilia.de/getpic/7163.pdf> (09.12.2009).

Weller, K. (2009b). Raue Schale – romantischer Kern. Gibt es eine generelle oder partielle Tendenz der »sexuellen Verwahrlosung« der Jugend? In Stadtjugendamt München (Hrsg.), *Sexualität und Sexualisierung. Eine Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe*. [Tagungsband der Fachtagung vom 7.7.2009] (S. 15–37). München: Eigenverlag.

Wüllenweber, W. (2007). Voll Porno! Stern.de vom 14.7.2007. <http://www.stern.de/politik/deutschland/sexuelle-verwahrlosung-voll-porno-581936.html> (05.02.2010).

Die 1990er Jahre

Der pro familia zum 60.¹

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Gäste,

die Wiedervereinigung Deutschlands hat zu Beginn der 1990er Jahre die zentralen Familienplanungsthemen der 1970er und frühen -80er Jahre explosionsartig wiederpolitisirt. Die rechtliche Verregelung der Abtreibungsfrage geriet in den ideologischen Strudel der Abwicklung realsozialistischer Bestände: Über Bord gingen die Fristenregelung, der kostenfreie Schwangerschaftsabbruch und die ebenso kostenlose Abgabe hormoneller Kontrazeptiva.

Aus ostdeutscher Sicht berichten die 1990er Jahre vom plötzlichen Verlust und der allmählichen Wiedererlangung reproduktiver Rechte. Im öffentlichen Diskurs zu Familienplanungsfragen war kein Argument zu dusselig, um die reproduktive Autonomie von Ostfrauen zu denunzieren. Am 24. Juni 1992, dem Vortag zur Bundestagsdebatte über das Schwangeren- und Familienhilfegesetz titelte die Thüringer *Bild*-Zeitung: »Abtreibung. Jede 3. Frau tut's! Sie auch? Im Westen tut es jede 11.« Eingeweihte wissen, dass die Differenz im Abbruchgeschehen zwischen Ost und West so gravierend nicht war, aber es galt ja, die Fristenregelung und die durch sie bedingte »Abtreibungsmentalität« der Ostdeutschen zu geißen. Wer hier gegenargumentierte war ein Gestrig, ein unverbesserlicher SED-Parteigänger.

Wenig später wurde in den Medien die Halbierung der absoluten Abbruchzahlen nach der Wende innerhalb kürzester Zeit als Ausdruck eines moralischen Umbruchs gefeiert, als erste Zeichen einer Rechristianisierung, die für den Schutz der Ungeborenen sensibilisiert, und – natürlich

¹ Bisher unveröffentlichter Vortrag. Auf der Festveranstaltung der pro familia zum 60. Jahrestag ihres Bestehens am 5.5.2012 in Berlin wurde jede Dekade von einer Rednerin/ einem Redner gewürdigt. Ich wurde zu einer Tischrede zu den 1990er Jahre gebeten.

– aufgrund der Wiedereinführung des Paragraphen 218, als Ausdruck eines neuartigen Rechtsbewusstsein. – Alles richtig gemacht!

Ich wurde (wie viele gelernte DDR-Bürger) durch die Vereinigungsjahre einerseits hoch politisiert, andererseits erzeugten die politischen Vorgänge Ohnmacht, Trotz und vor allem auch Parteienverdrossenheit. Wir entdeckten das deutsche Vereinswesen. Ich wurde Mitglied im Thüringer Landesverband der profa und meine sexualpolitisch wie fachlich-publizistisch intensivsten Jahre genoss ich zwischen 1993 und 1999 als einer der Redakteure des *pro familia magazin*, als Nachfolger von Jürgen Heinrichs (der übrigens das Heft 2/1992 zum 40. Geburtstag herausgegeben hatte, unter anderem mit Grußworten der Bundesministerin für Frauen und Jugend, Frau Dr. Angela Merkel und von Oswalt Kolle). Ich habe viel gelernt in diesen Jahren, gemeinsam mit dem großartigen Braunschweiger Verleger Gerd J. Holtzmeyer und den wunderbaren Journalistinnen Ruth Kuntz-Brunner und Inge Nordhoff aus Hannover.

Die Bundesgeschäftsstelle unter Elke Thoss, die Bundesvorstände jener Jahre (unter Monika Simmel-Joachim, Uta Meier und Eva Rühmkorf) haben viel getan – als Fachverband wie als Dienstleistungsunternehmen, vor allem aber als ambitionierte Frauen und Männer, um den »Aufbau Ost« zu unterstützen – die Schaffung des »flächendeckenden Netzes von Schwangerschaftsberatungsstellen«, wie der Einigungsvertrag dies nannte, und darin die Etablierung eines säkularen Verbandes in einer säkularen Gesellschaft, einer der vielen Punkte, an denen sich Ost- und Westperspektiven trafen.

Beispielhaft in ihrem hilfreichen wie respektvollen Zugehen auf die Ost-KollegInnen möchte ich nennen: den Landesverband Niedersachsen (Horst Kwast und Ruth Kuntz-Brunner organisierten bereits 1990 die Tagung zur Sexualität in BRD und DDR in Bad Nenndorf) und den Landesverband Bayern (insbesondere die Münchner Kolleginnen und Kollegen um Friedrich Wilhelm Hosemann und Robert Bolz), aber auch viele andere, die ich hier leider nicht alle nennen kann. An dieser Stelle allen einen herzlichen Dank!

Die 1990er Jahre brachten mit dem deutschen Zusammenwachsen eine quantitative Erweiterung der profa, sie brachten aber auch neue Arbeitsfelder und -inhalte (und entsprechende Debatten um das profa-Profil):

Aus der Deutschen Gesellschaft für Sexualberatung und Familienplanung wurde die Deutsche Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung – sichtbares Zeichen dafür, dass sich die Sexual-

pädagogik in der profa etabliert hatte – und das mit einem zunehmend breiten Themen- und Zielgruppenspektrum.

Viele Beratungsstellen erweiterten ihre Angebote über die Schwangerschaftsberatung hinaus. Stichworte: Integrierte familienorientierte Beratung (z. B. das Erfurter Bundesmodellprojekt ab 1992, an dem ich eine Zeit lang mitwirken durfte), andere Beratungsstellen etablierten Homosexuellenberatung und Coming-out-Gruppen, ambulante Arbeit mit Opfern und Tätern sexueller Gewalt, Beratung behinderter Menschen usw.

Vieles geschah infolge des Schwangeren- und Familienhilfegesetzes, vieles aufgrund der Initiativen autonomer Landesverbände (der föderale Eigensinn war immer eine Stärke des Gesamtverbandes), vieles aber auch strategisch bedacht und bedingt durch einen international vollzogenen Paradigmenwechsel in der Sicht auf Familienplanung, die als Recht auf reproduktive und sexuelle Gesundheit und Selbstbestimmung formuliert wurde. Ich erinnere an die Mitgliederversammlung in Erfurt 1995 als Initialzündung für einen Diskurs im Verband, der seitdem an Ausstrahlung und Tiefe zugenommen hat und mit dem pro familia auch deutschlandweit Maßstäbe gesetzt hat.

Das hohe und das niedere Lied des Tango¹

Ein Mann und eine Frau. Das melancholische Bandoneon. Der treibende Rhythmus, das elegante Zögern, die raumgreifende Beschleunigung. Erotische Spannung, Geschlechterspannung, ohne Kampf, mit klarer Rollenverteilung. Hier wissen Mann und Frau, was sie zu tun haben: Führen und sich führen lassen, taktvolles Umfassen und Lösen, intimste Nähe ohne Übergriff, fragile Bereitschaft und sensibles Leiten in Balance, sanfter Schenkeldruck, maßvolles Schreiten, schwereloses Schweben, die Grenzsetzung und ihre kokette Überwindung und immer wieder Führung, so sanft wie bestimmt, so klar in den Regeln wie unerschöpflich in kreativer Kombination, respektvolle Symbiose und magische Gravitation. Ein Traum.

Ja, ein Traum, eine Täuschung, Inszenierung. – Es gibt keine Tanzlehrerinnen, es gibt Tanzlehrer und ihre Partnerinnen. Der solare Mann, die lunare Frau. Der Meister und seine Muse, der Macho und seine Puppe, ein Spiel:

Gespielte Hingabe narzisstischer Frauen, gespielte Besitzerergreifung narzisstischer Männer. Exhibierte Leidenschaft, ritualisierte Angstlust, top and bottom, kontrollierte Dominanz und kontrollierte Unterwerfung, eine Spielart postmoderner pseudoperverser Inszenierungen, getrieben vom unbewussten Drang zum Herrschen und Gehorchen, ohne dafür den anderen und sich selbst verachten zu müssen. Heimliche Wunschwelt irritierter Reflektinos und Emanzipinas.

Ein Spiel, mutueller Selbstbetrug, die reine Beziehung für drei Minuten,

¹ Der Essay entstand in erster Fassung 2002 auf Basis leibhafter, sinnlich-konkreter Erfahrung im Tangokurs. Die Form ist im dialektischen Dreischritt gehalten: These – Antithese – Synthese. Anregung dazu gab mir der epochale Text von Volkmar Sigusch »Das gemeine Lied der Liebe«, zuerst veröffentlicht in *Sexualität Konkret* (1979). 2020 habe ich den Text anlässlich Siguschs 80. Geburtstags letztmalig überarbeitet.

subkulturelle Selbsterhöhung und elitäre Sinnsuche, kollektiver Bewältigungsversuch individueller Bindungsangst bei Rotwein und Kerzenschein, Macho- und Vampfantasien präödipal Steckengebliebener. Phallischer Triumph – wenn das die Mutti wüsste ... Kindliche Zeige- und Schaulust, so aufregend wie die frühen Doktorspiele.

Was vor 80 Jahren als subversive Bewältigung der allgemeinen Sexualnot im argentinischen Arbeitermilieu entstand, ist heute nostalgisches Faszinosum bindungsunfähiger deutscher Mittelstandssingles und schauspielender Laien. Ein Anachronismus, historisch wie biografisch. Die Tango-Szene, blaUBLÜTIG sublime Variante proletarischer Swingerclubs und SM-Schnupperparties. Die Love Parade des Establishment.

Singen wir nach dem hohen und dem niederen das ebenso gemeine wie heitere Lied des Tango: Tausendfache Stümperei arhythmischer Steiflinge in Jeans und Cordhosen, quietschende Gummisohlen, konzentriertes Zählen bis acht, die beengte Tanzstunde mit zu vielen Paaren auf zu wenig Raum, die Beziehungsdramen der ungleichen Paare, der umschwärmt arme Gigolo, der von den ewigen Anfängern lebt und unter ihnen leidet. Über allem ein Nebel von Angstschweiß.

Die etwas Begabteren halten die Mühsal des Anfängerkurses durch, sie überwinden die hohe Schwelle hin zu den Fortgeschrittenen und ganz allmählich gehören sie dazu, zur Szene, kaufen die richtigen Schuhe, erhalten eine Mitgliedskarte und Rabatt bei Veranstaltungen mit Livemusik. Endlich kein Stino mehr, zweimal die Woche für einen Abend, eine Nacht. Ab und zu hinunter in die *dark and bloody grounds*, an die schwarzen Flussufer: Insidertum, Insidertips, internetgestützt. Dazu gehören und sich durchtanzen, in der reinsten Form der passageren Monogamie, konzentrierter Genuss ohne Reue. Eine identitätsstiftende Subkultur in der pluralisierten Spaßgesellschaft, eine Nische mehr in der nischenreichen Landschaft, nicht mehr – und nicht wenig in der kalten Welt der großen Städte.

Erziehungsberatung und Sexualität

Ein Plädoyer für integrierte Beratung¹

Einleitung – Von der Integrierten Familienberatungsstelle zur Hochschule Merseburg

Es ist fast auf den Tag genau 20 Jahre her, als Ende 1992 in der Thüringischen Landeshauptstadt Erfurt ein Bundesmodellprojekt, eine »Integrierte Familienberatungsstelle« in Trägerschaft der pro familia eröffnet wurde. Ich arbeitete dort als psychologischer Erziehungs- und Sexualberater und mir oblag zugleich die wissenschaftliche Begleitung des Projekts.² Das Modellprojekt war Folge des Gutachtens »Familie und Beratung«, welches der wissenschaftliche Beirat für Familienfragen beim damaligen Bundesministerium für Familie und Senioren erstellt hatte. Darin wurde die »zunehmende Unübersichtlichkeit der familienorientierten Beratungsangebote« konstatiert (BMFS, 1993, S. 1; Weller, 1996, S. 7). Quantitativer Ausdruck dieser Entwicklung war die Verdreifachung der Beratungsangebote in der alten Bundesrepublik zwischen 1975 und 1990 von ca. 2.000 auf über 6.000. Gegenwärtig erfasst der aktuelle Online-Beratungsführer der DAJEB (Stand 29.10.2012) bundesweit 13.484 Angebote. Auch unter Berücksichtigung der seit 1990 hinzugekommenen ostdeutschen Beratungslandschaft ist das eine Verdopplung in den letzten 20 Jahren. Der wissenschaftliche Beirat befand Anfang der 1990er Jahre,

- 1 Vortrag auf der Fachtagung »Sexualität und Entwicklung – Zwischen Enttabuisierung und Gefährdung« der BKE am 12. Dezember 2012 in Frankfurt/Main. Erstveröffentlichung in K. Menne & J. Rohloff (Hrsg.). (2014): *Sexualität und Entwicklung. Beratung im Spannungsfeld von Normalität und Gefährdung* (S. 94–115). Weinheim: Beltz/Juventa.
- 2 Diese interne Evaluation umfasste die ausführliche Dokumentation aller Beratungsaktivitäten und die Mitgestaltung des Beratungskonzepts, der Öffentlichkeitsarbeit sowie der regionalen Vernetzung des Projekts. Die Ergebnisse der internen Evaluation wurden externen Gutachtern vorgelegt.

»die gegenwärtigen gesetzgeberischen Initiativen zur Neuregelung der Familienberatung im Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG), der Schwangerenberatung und der Überschuldung im privaten Bereich als eine geeignete Gelegenheit für die Gesetzgebung [...] die Vielfalt der familienorientierten Beratung übersichtlicher zu gestalten und stärker zu integrieren« (BMFoS, 1993, S. 1).

Insbesondere die »Schwangerenberatung sollte in der Regel in Beratungsstellen, die auch Erziehungs- und Familienberatung sowie Ehe- und Lebensberatung anbieten, integriert sein« (ebd., S. 123f.).

Im Erfurter Modellprojekt wurde damals eine aus DDR-Zeiten bestehende kommunale Ehe-, Familien- und Sexualberatungsstelle zur Integrierten Familienberatungsstelle umgetopft und aufgepfropft. Die Schwangerenberatung nach SFHG kam hinzu, ebenso die Erziehungsberatung; die Paar- und Sexualberatung inklusive eines umfangreichen sexualpädagogischen Bereichs blieben zentraler Bestandteil des Gesamtangebots.

Das Konzept erwies sich als praxistauglich, in meinem Abschlussbericht von 1996 habe ich die erfolgreiche Arbeit des Projekts ausführlich erläutert. Der Bericht verschwand in den Tiefen des Bundesministeriums und die Beratungsstelle wurde nach Ablauf der Modellphase in der integrierten Form nicht weiter gefördert und zerfiel in zwei spezialisierte Beratungsstellen, hier in landesfinanzierte Schwangerenberatung, da in kommunal finanzierte Beratung für Kinder, Jugendliche und Eltern. Die Sexualität verblieb unter dem Dach des SFHG, die Erziehung unter dem des KJHG. Das *erfolgreiche Scheitern* ist nach meiner Erfahrung ein Wesensmerkmal von Modellprojekten.

Ich wurde 1995 an die HS Merseburg berufen und habe seither nicht mehr den Insider-, sondern einen Außenblick auf die Beratungslandschaft. Als Psychologe und Sexualwissenschaftler bemühe ich mich seither gemeinsam mit einigen Kolleginnen und Kollegen, dem Nachwuchs, künftigen Sozialpädagoginnen und SozialarbeiterInnen, die Sexualität nahezubringen, in einem Schwerpunktseminar Sexualpädagogik und Familienplanung, in Seminaren zur Beratung im Kontext von Partnerschaft und Sexualität usw. Neben diesen Ausbildungsbestandteilen im Bachelorstudiengang haben wir noch ein Merseburger Flaggenschiff: den Masterstudiengang »Angewandte Sexualwissenschaft – Bildung und Beratung im Kontext von Sexualität, Partnerschaft und Familienplanung«. Grundidee all dieser Ausbildungsformate ist nicht, Heerscharen graduierter SexualpädagogInnen, SexualberaterInnen oder SexualwissenschaftlerInnen hervorzubringen.

Grundidee ist, den künftigen Professionellen in allen möglichen psychosozialen Arbeitsfeldern zu vermitteln, dass sie in allen zwischenmenschlichen Zusammenhängen und in allen Lebensphasen den Menschen auch als Sexual- und Geschlechtswesen sehen sollten, die Klientel und auch sich selbst (vgl. Weller, 2013 [2008]).

Beratungsangebote – Erziehungs- und Sexualberatung unter einem Dach?

In einer ersten Annäherung an das Thema hat mich interessiert, inwieweit und wie häufig Erziehungsberatung und professionelle Sicht auf Sexualität gegenwärtig unter den Dächern bundesdeutscher Beratungsstellen koexistieren. Dazu habe ich den aktuellen DAJEB-Beratungsführer durchgesehen unter der Fragestellung: Welche Beratungsstelle bietet Erziehungsberatung an? Welche bietet Sexualberatung an? Welche bietet beides an?³ Es ging darum, festzustellen, inwieweit Erziehungsberatungsangebote das Thema Sexualität explizit und sichtbar in ihrem Beratungskonzept verankern.

Die Recherche im Online-Führer muss regional vorgenommen werden: Ich habe mir zunächst von Nord bis Süd die großen Städte angesehen.

Bei der Analyse der großen Städte fanden sich nur ganz vereinzelt integrierte Angebote.⁴ Da mir die kooperativen Kollegen der Bundesgeschäftsstelle der DAJEB freundlicherweise zugearbeitet haben, liegt auch das Ergebnis der bundesweiten Recherche vor (Tab. 1, letzte Zeile). Es gibt je ca. 1.400 Angebote an Erziehungsberatung bzw. Sexualberatung, beides unter einem Dach bieten 170 Beratungsstellen an. Ca. zwölf Prozent, etwa jede achte Beratungsstelle, die Erziehungs- oder Sexualberatung anbietet, bietet beides.

3 Wer sein Beratungsangebot zum Zwecke zielgerichteter regionaler Suche durch potenzielle Kundschaft in den DAJEB-Katalog eingibt, hat die Möglichkeit, es durch 29 Rubriken zu charakterisieren, darunter »Erziehungsberatung, Beratung für Kinder, Jugendliche und Eltern (einschl. Beratung bei Trennung und Scheidung)« bzw. »Sexualberatung«. Sexualität taucht als Stichwort nur unter Sexualberatung auf, nicht z.B. Sexualpädagogik bzw. sexuelle Bildung.

4 Dieser Generalbefund kennt Ausnahmen: So gibt es in der anhaltinischen Stadt Halle (ca. 230.000 Einwohner) fünf EB-Angebote, elf SB-Angebote, darunter drei integrierte Angebote. Möglicherweise gibt es in kleineren Städten und in den neuen Bundesländern häufiger integrierte Angebote – eine Vermutung, der im Rahmen der vorliegenden Recherche nicht weiter nachgegangen wurde.

Tab. 1: Anzahl der Angebote an Erziehungsberatung (EB), Sexualberatung (SB) und integrierte Angebote (EB+SB) im DAJEB-Beratungsführer.

Stadt	Anzahl der jeweiligen Angebote		
	EB	SB	EB+SB
Hamburg	34	19	0
Berlin	58	25	1
Leipzig	9	8	0
Frankfurt/M.	15	15	1
Köln	13	14	0
München	22	27	2
bundesweit	1.436	1.435	170

Hinter diesen Quantitäten ist qualitativ feststellbar: Wer Sexualberatung anbietet, bietet fast immer (von Spezialberatungsstellen⁵ abgesehen) Ehe-, Familien- und Lebensberatung an, oft Schwangerschaftsberatung, Paarberatung, Beratung im Kontext von Trennung und Scheidung, Jugendberatung, Beratung Alleinerziehender, nur selten jedoch explizit Erziehungsberatung.

Wer Erziehungsberatung anbietet, bietet häufig auch Ehe-, Familien- und Lebensberatung an, Paarberatung, Beratung im Kontext von Trennung und Scheidung, Jugendberatung, Beratung Alleinerziehender, nur selten jedoch explizit Sexualberatung.

Erziehungsberatung und Sexualberatung schließen sich weitgehend aus, zumindest auf der Oberfläche des Angebotskatalogs. Das ist angesichts gesetzlicher fixierter differenter Beratungsaufträge und Finanzierungen nicht überraschend. Die Frage ist jedoch:

Gehört das Thema Sexualität in Erziehungsberatung überhaupt hinein?

Sicher gibt es, zumindest auf den ersten Blick, viele klassische Aufgabenfelder der Erziehungsberatung, zum Beispiel bei Schulversagen und Schulver-

5 Z.B. Aids-Hilfen oder Beratungseinrichtungen für Schwule und Lesben sowie zu Fragen der Geschlechtsidentität.

weigerung, bei Aufmerksamkeitsstörungen oder aggressivem Verhalten, die eher Leistungs- und Persönlichkeitsdiagnostik nahelegen als ausführliche Sexualanamnese. Aber zum Beispiel die körperliche Entwicklung und das Zurechtkommen damit, insbesondere in den Jahren der Pubertät, ist zweifellos ein Kernbereich erziehungsberaterischer Praxis, wenngleich meist nicht unmittelbarer Anlass der Inanspruchnahme von Beratung.⁶ Anlass von Erziehungsberatung sind in der Regel Probleme, die Kinder und Jugendliche anderen *machen* (ihren Eltern, Lehrern, Mitschülern ...). Dahinter stehen jedoch die Probleme, die sie *haben*!

Was haben Kinder und Jugendliche für Probleme? Und wie wichtig bzw. wie häufig sind Sexualität und Partnerschaft im Problempotenzial Heranwachsender?

Eine meiner Lieblingsstatistiken (mit der ich alljährlich Studierende der Sozialen Arbeit für Sexualpädagogik interessiere) liefert alle Jahre wieder das Kinder- und Jugendtelefon (KJT), die »Nummer gegen Kummer«. Die jüngste Statistik von 2011 – eine Rubrizierung von über 200.000 Beratungsgesprächen mit in der Regel elf- bis 17-Jährigen (Fakes und Testanrufe sind hier schon eliminiert⁷) – zeigt, seit Jahren unverändert, das Hauptproblempotenzial im Bereich von Partnerschaft und Liebe.

»Wie die Abbildung zeigt, war das Thema >Partnerschaft und Liebe< auch in 2011 wieder der häufigste Grund für einen Anruf am Kinder- und Jugendtelefon. 29,4 Prozent aller geführten Beratungen beschäftigen sich mit Einzelthemen dieses Themengebietes. Erweitert man >Partnerschaft und Liebe< noch durch den Themenbereich >Sexualität< sind dies zusammen 53 Prozent aller geführten Gespräche, also jedes zweite Gespräch am Kinder- und Jugendtelefon« (H. Schütz, 2012, S. 18, Hervorh. i. O.).

Sicher steht das Problempotenzial des KJT nicht eins zu eins für die Anlässe und Auslöser, die bis zur Face-to-face-Beratung in Beratungsstellen führen. Aber das KJT (und daneben viele andere moderne niederschwellige mediale Online-Beratungsangebote) bilden allgemeine Problembe-

6 Die somatopsychischen Problemgruppen sind bekannt: akzelerierte Mädchen und vor allem retardierte Jungen, die in ihrer körperlich-sexuellen Entwicklung von der sozialen Norm abweichen und daraus resultierende Konflikte vielfältig agieren (vgl. Reissig, 1985, S. 99).

7 Die Statistik des Kinder- und Jugendtelefon, die Nummer gegen Kummer 2011: 872.000 Gespräche, 218.000 Beratungen (38 Prozent Jungen, 62 Prozent Mädchen, überwiegend Elf- bis 17-Jährige).

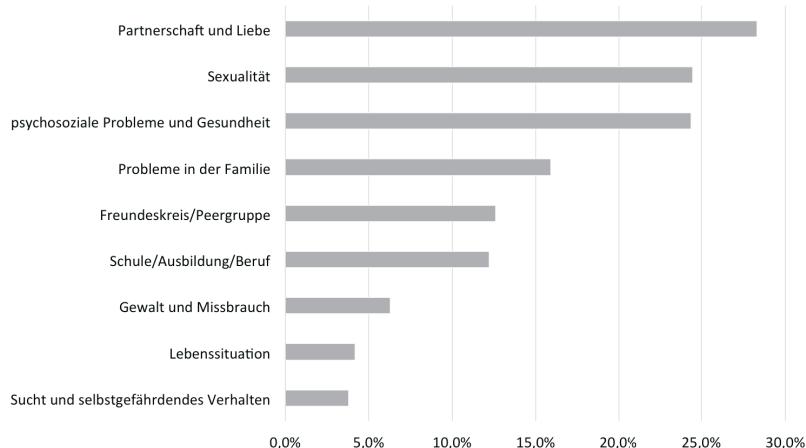


Abb. 1: Kinder- und Jugendtelefon – Beratungsgespräche nach Themenbereichen 2012.

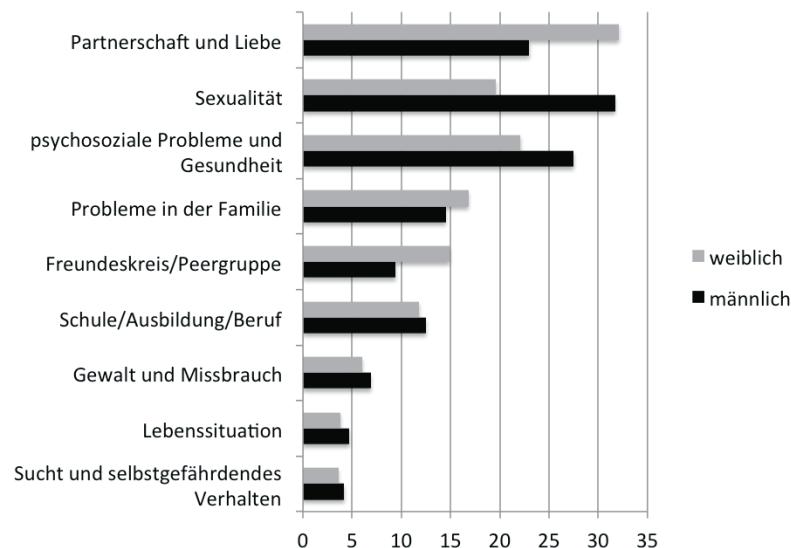


Abb. 2: Kinder- und Jugendtelefon – Beratungsgespräche nach Themenbereichen und Geschlecht 2012.

lastung gut ab und stehen ja oft auch am Beginn der Inanspruchnahme weiterer professioneller Hilfe, ermutigen zur Kontaktaufnahme mit wohnortnahmen Beratungsangeboten.

Bei den Mädchen stehen partnerschaftliche Probleme im Vordergrund, bei den Jungen Fragen zur Sexualität (Abb. 2). Unerfüllte Liebe, Liebeskummer, Schüchternheit, Fragen der Partnerschaftsgestaltung und Beziehungskonflikte dominieren die Rangreihe der Partnerschaftsprobleme, bei den sexuellen Problemen stehen das Zurechtkommen mit der körperlichen Entwicklung, aber auch das Thema Schwangerschaft und die Vorbereitung auf das erste Mal im Vordergrund.⁸

Die Nummer gegen Kummer betreibt seit 2001 auch ein Elterntelefon. 2011 wurden über 11.000 Beratungsgespräche rubriziert. Auf den ersten Blick taucht das Thema Sexualität nicht auf (Abb. 3), sehr wohl aber als zentrales Thema der Unterkategorie Erziehung in der Familie (Abb. 4).

Diese Statistiken zeigen die Wichtigkeit des Themas Partnerschaft und Sexualität insbesondere für die Jugendlichen selbst, aber auch im Kontext familiärer Erziehung.

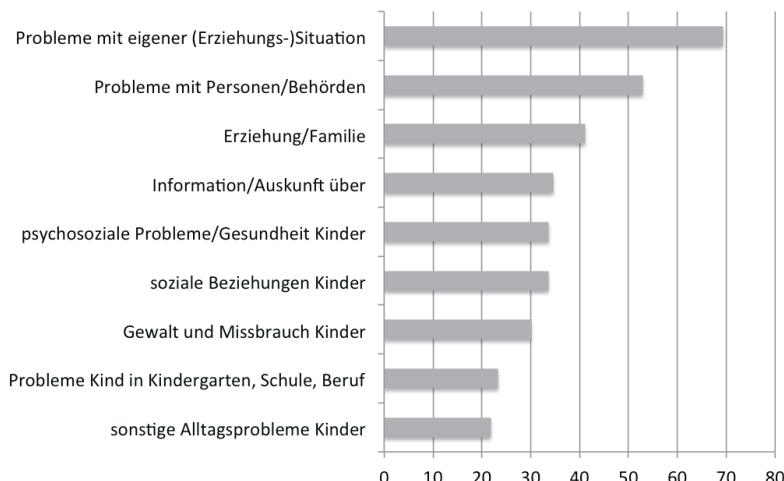


Abb. 3: Elterntelefon – Beratungsgespräche nach Themenbereichen 2012.

8 Unterhalb der primären Problemkategorisierung werden in der Statistik des KJT weitere Beratungsanlässe differenziert erfasst (vgl. H. Schütz, 2012, S. 20ff.).

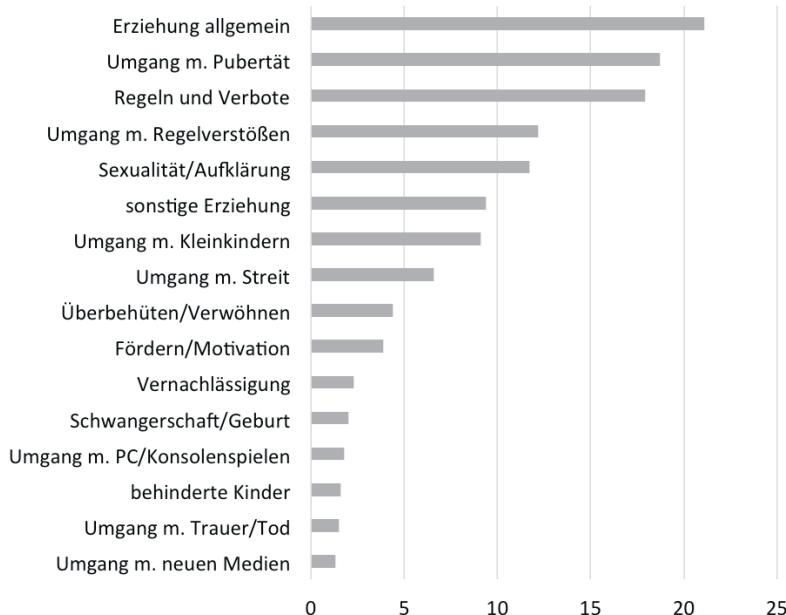


Abb. 4: Elterntelefon – Einzelthemen Erziehung und Familie 2011.

Ein Wort zu sexueller Gewalt: Gewalt allgemein ist in sechs Prozent aller Fälle Beratungsanlass bei den Jugendlichen (Abb. 1); sexuelle Gewalt, von Belästigung bis zu Vergewaltigung betrifft ca. die Hälfte dieser Fälle (vgl. H. Schütz, 2012, S. 22), etwa drei Prozent insgesamt. Während sich also über die Hälfte aller Fragen um verschiedenste partnerschaftliche und sexuelle Probleme drehen, sind es zum Thema sexualisierte Gewalt (man möchte sagen: zum Glück) vergleichsweise sehr wenig.

Ähnlich bei den Eltern: Knapp 30 Prozent aller Elternanfragen betreffen Gewalt und Missbrauch, jede fünfte davon sexuelle Gewalt, also etwa sechs Prozent aller Fälle (vgl. R. Schütz, 2012, S. 19). Das ist in Relation zu setzen zu den ca. 15 Prozent aller Elternanfragen zum Thema Pubertät und Sexualität.

Ohne diese Rechenexample anhand abstrakter statistischer Kategorien überbewerteten zu wollen scheint mir der Hinweis gerechtfertigt, das Thema Sexualität erziehungsberaterisch in den Blick zu nehmen, es aber nicht auf sexualisierte Gewalt einzuzeuigen!

Soweit eine erste quantifizierende Annäherung an die Frage nach der Relevanz des Themas Sexualität in der Erziehungs- und Familienberatung. In der folgenden qualitativen Analyse stelle ich einige Fallbeispiele aus der Arbeit der eingangs erwähnten Erfurter Modellberatungsstelle vor, sowie Aussagen aus den Beratungsstellen, die laut Beratungsführer Erziehungs- und Sexualberatung unter einem Dach anbieten. Ich habe 14 Beratungsstellen angefragt, ob die beiden Bereiche miteinander zu tun haben und wenn ja, in welcher Weise. Fünf haben mir geantwortet.

Erfahrungen aus der Praxis integrierter Beratung

Wenn ich weiter oben in erster Näherung festgestellt habe, dass Erziehungsberatung und Sexualberatung sich in Beratungsangeboten praktisch ausschließen, so war das der Blick auf die Oberfläche der Beratungslandschaft. Zumindest in integrierten Angeboten wird Sexualität thematisiert. Der Leiter eines Evangelischen Beratungszentrums teilt mir mit:

»Zunächst ganz grundsätzlich: Es gehört zu den Spezifika kirchlicher Beratungsstellen [...], dass sie in der Regel als sogenannte >integrierte Beratungsstellen< konstruiert sind. Das hat eine Jahrzehntelange Tradition. Insofern arbeiten wir mit Eltern, Kinder und Jugendlichen, aber eben auch mit Paaren (mit oder ohne Kinder). Paare suchen uns wegen unterschiedlichster Probleme und Fragestellung auf, sexuelle Konflikte spielen dabei eine weSENTLICHE Rolle.

Die leitende Idee aus *fachlicher Sicht* ist, dass BeraterInnen mit einem möglichst breiten Spektrum an Fragen, Konflikten und Störungen vertraut sein sollten, dass sich in dieser Hinsicht die Beratungsarbeit mit Paaren auf der einen Seite, und mit Familien, Eltern, Kindern, usw. gut ergänzen. Ich kann mir im Übrigen *keinen* Berater und *keine* Beraterin vorstellen, der oder die nicht mit Gründen, Formen, Kontexten, Therapiemöglichkeiten, etc. sexueller Probleme vertraut ist. [!] Aus *institutioneller Sicht* hat die >integrierte Beratungsstelle< den Vorzug, für viele Menschen in unterschiedlichsten Krisen, Konfliktsituationen und Lebenslagen ansprechbar zu sein; ob als Single, Eltern, als junges oder älteres (Ehe)-Paar, mit oder ohne Kinder. Für die >reine EB< gelten hier ja bestimmte Grenzen der Zuständigkeit« (W. Schrödter, 2012, pers. Mitteilung, Hervorh. K. W.).

Wir konstatieren: Integrierte Familienberatung findet zur Sexualität, spart sie nicht aus, *reine* Erziehungsberatung ist eher nicht zuständig. (*Reine* Erziehungsberatung lässt eine saubere, unbefleckte, aufgrund ihrer auferlegter Zuständigkeitsgrenzen sexualitätsfreie Erziehungsberatung assoziieren ...)

Bei meiner kleinen Recherche unter Beratungsstellen, die sowohl Erziehungs- als auch Sexualberatung anbieten, habe ich sowohl primäre Familienberatungsstellen als auch primäre Schwangerschaftsberatungsstellen angefragt. Hier eine Antwort aus letzteren Beratungsstellen:

»[W]ir sind eine anerkannte Schwangerschaftskonfliktberatungsstelle, die nach dem gesetzlichen Auftrag zum Schwangerschaftskonfliktgesetz berät. Darüber hinaus bieten wir Paar- und Lebensberatungen zu verschiedenen Themen an. Die Erziehungsberatung und die Sexualberatung ergibt sich in unserer Beratungsstelle nur aus den zuerst genannten Beratungen. Sollte eine reine [!] Anmeldung zur Erziehungsberatung bei uns eingehen, geben wir diese an die AWO Beratungsstelle AUSWEG ab. Diese Beratungsstelle bietet Beratungen bei häuslicher und sexualisierter Gewalt und außerdem Erziehungsberatung an« (K. Freitag, 2012, pers. Mitteilung).

Erkenntnis: Beratung im Kontext von Schwangerschaft, Familienplanung und auch explizite Sexualberatung tendiert zur Familien- und Paarberatung, manchmal auch zur Erziehungsberatung. Insbesondere bei Schwangerschaften Minderjähriger werden Sexualität und Partnerschaft erziehungsberaterisches Thema. Hierzu ein Beispiel aus eigener Beratungspraxis:

Carolin ist 17, war zur Schwangerschaftskonfliktberatung in der Integrierten Beratungsstelle, hat einen Schwangerschaftsabbruch durchführen lassen. Wenige Wochen später melden sich ihre Eltern (Vater und Stiefmutter) zur Erziehungsberatung an. Sie haben panische Angst, dass Carolin bald wieder schwanger werden könnte. Es stellt sich heraus, dass der Abbruch aufgrund erheblichen elterlichen Drucks zustande kam. Zunächst aufgrund (erneut) elterlichen Drucks, später freiwillig in einem tragfähigen Arbeitsbündnis kommt es zu einer längerfristigen psychologischen Jugendberatung. Grundhaltung des Beraters gegenüber der Klientin: Ob und wann du wieder schwanger wirst, ist allein deine Entscheidung. Zunächst steht die Bewältigung des Abbruchs, die Trauer über das verlorene Kind

im Vordergrund, später wird über die Ursachen der Schwangerschaft gesprochen, die als Mittel der Selbstbestätigung unter Gleichaltrigen und als Autonomie erheischendes Druckmittel gegenüber den Eltern und dem mehr als doppelt so alten Partner gedient hatte. Im Bündnis mit dem männlichen Berater (der diverse Nachfragen ihrer Eltern und damit auch deren Kontrollansinnen freundlich, aber bestimmt zurückweist) entwickelt Carolin allmählich andere Modi, sich gegenüber ihren Eltern und dem Partner zu behaupten. Und ja, sie ist auch während der etwa neunmonatigen gemeinsamen Arbeit nicht schwanger geworden. (Vielleicht glaubte sie, das dem Berater quasi als Treuebeweis schuldig zu sein.)

Das Beispiel steht für die mädchentypische Überfrachtung von Sexualität und Partnerschaft im Jugendalter und für Schwangerschaft als Fluchtmodus aus prekären familiären Verhältnissen.

Zu den verallgemeinerbaren Erfahrungen des Erfurter Modellprojekts gehören: Die Beratung Schwangerer, sei es Pflichtberatung bei erwogenem Schwangerschaftsabbruch oder soziale Beratung mit dem primären Ziel der Erlangung finanzieller Hilfen, führt, wenn sie positiv erfahren wird, zu einer Schwellensenkung bei weiterer Inanspruchnahme von Beratung:

»Frauen oder Paare, die den ersten Kontakt zur Beratungsstelle durch eine Konflikt- oder Sozialberatung aufgenommen hatten, suchten mit anderen Anliegen erneut um Beratung nach, in Erziehungsfragen, bei partnerschaftlichen oder sexuellen Problemen. Insbesondere alleinerziehende Mütter nahmen längerfristige Beratung in Anspruch« (Weller, 1996, S. 64f.).

Diese Erfahrungen dokumentieren den Sinn integrierter familienorientierter Beratung als *professioneller Lebensabschnittsbegleitung* über Zuständigkeitsgrenzen hinweg, die gegenwärtig nicht nur die *reine* Erziehungsberatung, sondern auch die *reine* Schwangerschaftsberatung beschränken.⁹

9 An dieser Stelle der Hinweis, dass es, gemäß gesetzlichem Auftrag sowohl spezialisierte »reine« Erziehungs- als auch »reine« Schwangerschaftsberatungsstellen gibt. Mit öffentlichen Mitteln finanzierte »reine« Sexualberatungsstellen gibt es hingegen nicht. Die weiter oben im Text genannten spezialisierten Beratungsstellen beschäftigen sich mit speziellen Problemen und Personengruppen in Bezug auf Sexualität, z.B. mit HIV und sexuell übertragbaren Infektionen, mit Fragen zur Geschlechtsidentität (LGBT) usw.

Im Folgenden zwei weitere Praxisbeispiele, in denen Sexualberatung zu Erziehungsberatung führt.

Beratungskontext: sexuelle Probleme und funktionelle Sexualstörungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Frau U., 18 Jahre alt, sehr schlank, eher dünn, mit blonden Engelslocken kommt mit ihrem 21-jährigen Verlobten. Sie sind seit über zwei Jahren zusammen. In einem halben Jahr soll geheiratet werden. Vor Kurzem (nach dem Auszug aus dem elterlichen Haus in eine eigene Wohnung) hat sie ihrem Partner mitgeteilt, dass sie »eigentlich noch nie etwas davon hatte«. Sie möchte das vor der Heirat »in Ordnung« bringen. Frau U.s unbewusster Konflikt, so wird in der Beratung herausgearbeitet, besteht darin, dass sie einem elterlichen Gebot folgt: Ihre Mutter war mit 17 schwanger und konnte gerade noch rechtzeitig vor der Geburt heiraten – ihr, der Tochter, soll das auf keinen Fall so gehen. Dieser Auftrag besetzt partnerschaftliche Sexualität mit der Angst, als brave und kontrollierte Tochter zu versagen, und verhindert so lustvolles Erleben und Hingabe. Die Beratung über drei Monate hinweg dient der emotionalen Abnabelung von den Eltern.

Beratungskontext: partnerschaftliche und sexuelle Probleme im Zusammenhang mit Familiengründung

Frau F., 28 Jahre, verheiratet, ein sechsjähriger Sohn. Sie wird von ihrem Frauenarzt geschickt, weil sie ihm von ihrer sexuellen Unlust, ihrer regelrechten Aversion gegenüber Geschlechtsverkehr berichtet hat. Wie sich herausstellt, besteht die sexuelle Flaute seit der Geburt des Sohnes, der erst seit wenigen Monaten aus dem elterlichen Schlafzimmer ausgezogen (vielleicht sollte man besser sagen: entlassen worden) ist. Wie gesagt, er ist sechs und kommt bald in die Schule, wird selbstständig. Frau F. begehrt nicht und fühlt sich nicht begehrt, zumindest nicht von ihrem Ehemann. Bei der Arbeit unterhält sie eine platonische Flirtbeziehung zu ihrem Chef. Frau F. ist bei ihrer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen, ihr Vater – so Frau F. – war ein loser Geselle, der sich nie um sie kümmerte und noch andere Kinder »auf der Wildbahn« hatte. Frau F. kennt nur die verlässliche Zweierbeziehung, sie ist nun durch eigene Elternschaft genötigt, sich

im risikoreichen Triangulieren zu üben. Auch der männliche Berater¹⁰ wird im Laufe der viermonatigen Beratung intensiv auf seine Verlässlichkeit getestet.

Erziehungsberaterisch und entwicklungspsychologisch achten wir stark auf die Bindungsprozesse zwischen Eltern und Kindern, aus psychoanalytischer Sicht werden wir auch das Begehrten und die Triangulierungsanstren- gungen des Kindes in den Blick nehmen, aber da sind auch die Bindungs- und Begehrungsprozesse der Erwachsenen. Auch sie müssen beim Übergang zur Elternschaft erneut (oder auch erstmals in ihrem Leben) triangulieren. Elternschaft lässt die in der eigenen Kindheit ungelösten ödipalen Konflikte wieder aufbrechen. Familiäre Beziehungen schließen Sexualität – die der Kinder wie die der Erwachsenen – ein. Gelungene Triangulation stabilisiert die emotionalen Bindungen zwischen Eltern und Kindern und begrenzt zugleich das sexuelle Begehrten zwischen den Generationen und damit die Indienstnahme der Kinder als Partnerersatz.

Oder ganz unpsychoanalytisch: Befriedigende Sexualität zwischen Eltern ist eine wichtige Basis für familiäre Stabilität und damit auch für elterliche Erziehungs- und angemessene Beziehungsgestaltung gegenüber den Kindern. Möglicherweise wird in Fällen wie dem eben geschilderten Beratung häufig erst dann gesucht, wenn abhanden gekommene Sexualität zur Entfremdung des Elternpaars und daraus resultierende Außenbeziehungen zum Trennungsanlass geworden sind.

Das waren einige Fallbeispiele die aufzeigen: Beratung im Kontext von Schwangerschaft und Sexualität findet schnell zur Erziehungsberatung.

Wie aber findet Erziehungsberatung zur Sexualität? Am ehesten (möglicherweise ganz überwiegend) im Kontext vermuteter Kindeswohlgefährdung durch sexuelle Übergriffe: Das in diesem Jahr durch die bke herausgegebene Memorandum zur Zukunft der Erziehungsberatung konstatiert für das Jahr 2010 rund 41.000 begonnene Hilfen zur Erziehung, wobei zwei Drittel der Beratungen in diesen Fällen wegen vermuteten sexuellen Missbrauchs erfolgten (bke, 2012a, S. 42). Mit diesen Fallzahlen korrespondiert, dass mittlerweile in 70 Prozent aller Erziehungsberatungsstellen mindestens eine Fachkraft zum Thema »se-

10 In der Integrierten Beratungsstelle gab es SexualberaterInnen beiderlei Geschlechts. Die KlientInnen wurden bei Ihrer Anmeldung gefragt, ob Sie lieber zu einem Mann oder zu einer Frau möchten. Frau F. hatte sich dezidiert für den männlichen Berater entschieden.

xueller Missbrauch« weitergebildet ist, dass in dieser Hinsicht Sensibilisierung und Professionalisierung der Erziehungsberatung erfolgt ist (ebd., S. 43).

Hierzu ein mir im Rahmen meiner Recherche zugegangener Erfahrungsbericht aus einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle:

»Zuerst war unsere Erziehungsberatungsstelle in A. da. Aus ihr heraus erwuchs die Arbeit mit Opfern sexueller Gewalt. Eine Mitarbeiterin hatte zuvor Erfahrungen in dieser Arbeit bei LARA e. V. in Berlin sammeln können. Wir mussten dann aber erkennen, dass eine eigene Fachberatungsstelle notwendig ist, die z. B. auch die Begleitung von Opfern sexueller Gewalt bei Gerichtsverhandlungen einschließt. Auch war diese Arbeit in der Finanzierungsstruktur der Erziehungsberatung nicht unterzubringen, da in der Erziehungsberatung eine fachleistungsstundenabhängige Finanzierung gegeben ist. So wurde die Beratungsstelle für Opfer sexueller Gewalt als eigenständiger Beratungsdienst zuwendungsfinanziert bei der Caritas in G. angesiedelt. Von dort aus wird der Sozialraum A. und W. mit abgedeckt. Unsere Erziehungs- und Familienberatung kooperiert mit der Beratungsstelle für Opfer sexueller Gewalt in G. Wenn Fälle von sexueller Gewalt in unserer Erziehungsberatung ankommen, vermitteln wir zur Beratungsstelle in G. Im Rahmen der Abklärung von Kindeswohlgefährdung sind wir selbstständig tätig mit unseren Fachkräften« (U. Höckner, 2012, pers. Mitteilung).

Ein prototypischer Fall aus eigener Praxis:

Frau S., 38 Jahre, liegt in Scheidung. Sie kommt aufgrund von Problemen mit ihrer 16-jährigen Tochter, die morgens oft nicht aus dem Bett kommt und im laufenden Schuljahr deshalb schon sehr viel versäumt hat. Kreislaufversagen, sagt die Mutter und deutet den Verdacht des sexuellen Missbrauchs durch den Stiefvater an, einen Verdacht, den die Tochter jedoch ins Leere laufen lässt. Frau S. wird in einigen psychologischen Beratungen in ihrer erzieherischen Kompetenz und Autonomie gestärkt, darüber hinaus nimmt sie in der Integrierten Beratungsstelle soziale Beratungen wahr, durch die ihr Möglichkeiten gezeigt werden, trotz großer finanzieller Sorgen mit der Tochter aus der Wohnung des (Noch-Ehemannes) auszuziehen.

Zwei weitere Beispiele aus der Erziehungsberatung, in denen sexuelle Gewalt kein Thema ist, wohl aber Sexualität:

Frau L., alleinerziehend, wird vom Kinderarzt mit ihrer neunjährigen Tochter Silvana geschickt. Diese nässt nachts noch ein. Das ist doch kein Wunder, sagt die Mutter, sie hatte als Kleinkind bereits eine Nierenbeckenentzündung und so richtig sauber war sie noch nie. Frau L. weiß nicht, was sie in der Beratung soll. Gibt's da nicht dieses Nasenspray? Frau L. hat Leidensdruck, denn: Sie muss als freie PR-Managerin auch in den Abendstunden arbeiten und sie hat eine Freundin, mit der sie sich, so oft es geht, in deren Wohnung trifft. Die Tochter unterbindet das mit ihrem Symptom, so gut es geht (Mutter und Tochter praktizieren seit Langem nächtliches Wecken zwecks Toilettengang), und Silvana kann natürlich auch nicht mal bei einer Freundin übernachten mit ihrem Problem. Die Mutter triggert Silvanas Angst vorm Verlassen-Werden mit ihrer partnerschaftlichen Heimlichtuerei, das Bettnässen dient der Anbindung der Mutter.

Die Interventionsmöglichkeiten liegen auf der Hand: durch Offenheit und Verlässlichkeit Vertrauen schaffen. Verallgemeinert geht es darum, wie alleinerziehende, getrennt lebende, geschiedene Eltern ihre partnerschaftlichen Ambitionen und ihre partnerschaftliche Sexualität ihren Kindern kommunizieren – und wie sie professionell ermutigt werden können, das zu tun.

Ein letztes Beispiel:

1993 habe ich, die anwachsende Zahl von Einzelfällen legte Gruppenarbeit nahe, in der Integrierten Familienberatungsstelle Erfurt einen Schulschwänzer-Club gegründet. Mitglieder wurden samt und sonders präpubertäre und pubertäre Söhne mehr oder weniger alleinerziehender Mütter. Der Club fand immer dienstags statt, natürlich während der Schulzeit. Meine Devise war: Ihr seid Schulschwänzer, ihr habt allen gezeigt: Keiner kann Euch zwingen. Solltet ihr demnächst mal wieder zur Schule gehen, wissen alle: Ihr seid freiwillig da! Wir haben Videos gedreht, Sport getrieben, über die nervigen Mütter und den schwierigen Kontakt zu den abgewanderten Vätern gesprochen und vor allem gemeinsam an der männlichen Identität gebastelt. Dazu gehörten selbstverständlich auch Gespräche über

die Mädchen in der Schule, über Selbstbefriedigung und Sexfilme im Fernsehen nach 23 Uhr usw. Als wir einmal eine Gesprächsrunde zu Berufswünschen abhielten, antwortete der elfjährige Sven (der gerade nebenbei mit leuchtenden Augen ein in der Beratungsstelle ausliegendes Leporello zur Selbstuntersuchung der weiblichen Brust studiert hatte): Ich werde Frauenkontrollierer!

Zwei Erkenntnisse aus diesen Beispielen: Erstens: Männer, männliche Berater sind in der Erziehungsberatung wichtig, für solidarisches Miteinander, für die Kompensation struktureller sozialisatorischer Defizite. Zweitens: In der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sind sexualpädagogische Kompetenzen von Vorteil. Die Thematisierung von Sexualität mit dieser Zielgruppe bedarf in der Regel aber keiner umfänglichen Spezialkenntnisse, wie sie zum Beispiel bei der Beratung von Erwachsenen mit chronifizierten sexuellen Funktionsstörungen sinnvoll sind. Was es allerdings braucht, ist eine konzeptionelle Begründung. Der langjährige Leiter einer Erziehungsberatungsstelle merkt dazu an:

»Sexualität in Erziehungsberatung zu thematisieren braucht eine Basis i. S. einer freiheitlichen Haltung. Und solche Freiheit im Denken und Handeln muss üblicherweise durch den Träger der Beratungsstelle ausdrücklich erlaubt sein und in dem Sinne Teil des Konzepts, egal ob verschriftlicht oder nicht« (H. P. Scherner, 2012, pers. Mitteilung).

So weit ein paar Erfahrungen, quantitative und qualitative Befunde aus der Praxis integrierter Beratung, die auf die oben gestellte (zweifellos rhetorische) Frage, ob das Thema Sexualität in Erziehungsberatung überhaupt hineingehört, eine Antwort nahelegen: Sexuelle Themen sollten in der Erziehungs- und Familienberatung integral berücksichtigt werden.

Bevor ich am Ende des Beitrags zu einigen konkreten Vorschlägen komme, wie mehr Sexualität in Erziehungsberatung hineinkommen kann, zunächst zu einigen knappen theoretischen Erörterungen, denn: Nichts ist praktischer als eine gute Theorie!

Vom Risiko Sexualität zur Ressource Sexualität

Wie betrachten wir Sexualität, kindliche Sexualität, Jugendsexualität, familiäre Sexualität zwischen Geschwistern, zwischen Eltern und Kindern? Wenn heutzutage sexuelle Belange beachtet und betrachtet werden (ob in den allgemeinen mediengestützten Diskursen oder im fachlich-psychosozialen Kontext), dann zumeist aus der Risiko-, aus der Gefahrenperspektive. Die Grundursache dafür ist aus sexualwissenschaftlicher Perspektive schnell benannt: 30 Jahre Gewaltdiskurs, historisch nötig zum Aufbrechen gesellschaftlicher Tabus, zur Sensibilisierung gegenüber den vielfältigen Formen sexualisierten Machtmissbrauchs, sind nicht folgenlos geblieben. Die Sensibilisierung ist erfolgt, gesamtgesellschaftlich und insbesondere in den Institutionen psychosozialer Hilfssysteme. Das ist gut so. Aber: Der Gewaltdiskurs hat den Blick auf Sexualität überblendet (vgl. Sigusch, 2005, S. 116). Sexuelle Gewalt nimmt, an objektiven Hell- und Dunkelfelddaten gemessen, historisch ab,¹¹ der Gewaltdiskurs hingegen nimmt weiterhin zu, pluralisiert sich, umzingelt uns. Immer mehr Tatorte, Opfergruppen, Tätergruppen suggerieren immer mehr Gewalt.

Ein einseitiger Risikoblick erzeugt Beklommenheit, führt zur Verdrängung des Themas, zu einem reaktiven Hinsehen, wenn es sich denn partout nicht vermeiden lässt. Wenn Praktikerinnen aus dem Bereich des Kinderschutzes mit Recht darauf verweisen, dass zum Beispiel in pädagogischen Institutionen oder verschiedenen Bereichen der Jugendhilfe nach wie vor weggeschaut oder nicht gern hingeschaut wird, wenn es um »sexuelle Vor-

¹¹ Nach Volpert und Galow (2010) gibt es in den letzten 50 Jahren in Deutschland einen kontinuierlichen Rückgang der Anzeigen von sexuellem Kindesmissbrauch: Zwischen 1955 und 1965 jährlich 30 und mehr Fälle pro 100.000 Einwohnern, seit Mitte der 1990er zwischen 15 und 20 Fälle, ab 2009 weniger als 15 Fälle (ebd.). Zudem führen die angezeigten Straftaten trotz gestiegener Aufklärungsquoten (vgl. Zietlow, 2010) in den letzten Jahren seltener zu Verurteilungen (unter 30 Prozent) – man kann daraus schließen, dass die Anzeigebereitschaft zugenommen hat. Beides sind Hinweise aus dem so genannten »Hellfeld«. In einer historischen Vergleichsstudie 1992–2011 zum Dunkelfeld ermittelte das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen auf die Frage nach erlebten sexuellen Übergriffen bis zu einem Alter von 16 Jahren bei Frauen einen Rückgang von 8,6 auf 6,4 Prozent, bei den Männern von 2,8 auf 1,3 Prozent (Bieneck et al., 2011).

komnisse« geht, dann, so würde ich meinen, hat das mit dieser Vereinseitigung zu tun.¹²

Zur Überwindung dieses Dilemma habe ich zwei Vorschläge bzw. Einladungen zu einem Perspektivenwechsel:

Erstens: Der Gewaltdiskurs definiert sich ja vom Übergriff her. Wie wäre es, wenn Beeinträchtigung psychosexueller Entwicklung, von kindlicher und jugendlicher Sexualität nicht mehr nur vom Übergriff, vom Zuviel her, sondern – was im allgemeinen Diskurs zur Kindeswohlgefährdung ja geschieht – auch von der Vernachlässigung her, vom Zuwenig her gedacht würde? Wo und in welcher Weise finden wir sexuelle Vernachlässigung, unzureichende Sexualisierung von Kindern und Jugendlichen, unbefriedigte Bedürfnisse, ungestillte Neugier, inadäquate Zurückweisung kindlichen Begehrens, Defizite hinsichtlich körperlicher, emotionaler, erotischer Zuwendung, Mangel an Bestätigung als Junge bzw. Mädchen mit dem Resultat brüchiger Geschlechtsidentität?

Dieser Perspektivenwechsel müsste mit Veränderungen im Realität konstruierenden Sprachgebrauch einhergehen: Wenn wir gegenwärtig von »Sexualisierung« sprechen, sehen wir uns von Sexualität bedrängt, empfinden ein Zuviel an Sexualität und das sexualisierte Kind ist allemal ein durch Medien manipuliertes und altersunangemessen handelndes Kind, eines das Traumata reinszeniert oder Bindungsdefizite kompensiert oder das schlicht pornografisiert ist. Sexualisierung ist ausschließlich negativ konnotiert. Wir könnten Sexualisierung aber auch prinzipiell positiv begreifen, als Unterstützung psychosexueller Entwicklung, als Aneignung sexueller Skripte, als notwendigen Teil der Sozialisierung und der Erziehung.

Kinder sind Sexualwesen, Interaktionen zwischen Kindern und zwischen Kindern und Erwachsenen sind auch sexuell, das Bindungsverhalten hat auch eine erotische Dimension, ist Hingabe und Begehrten mit wesentlichen Auswirkungen auf die Entwicklung der sexuellen und der Geschlechtsidentität. Die mit aktuellen Schutzintentionen einhergehende Entsexualisierung des Kindes bzw. des Kindesalters schränkt Rechte der Kinder auf ungestörte Entwicklung ein, verunsichert Eltern, ErzieherInnen und BeraterInnen. Es sollte gelten: Kinder haben ein Recht auf *ihre* Se-

¹² So resümiert Winter Ergebnisse einer Recherche zur Sexualpädagogik in der Jugendhilfe wie folgt: »Viele der Rückmeldungen aus der Jugendhilfe zeigten eine ‚implizite‘ oder ‚reaktive‘ Sexualaufklärung, die als Grundeinstellung die Qualität der Sexualpädagogik in der Jugendhilfe prägt [...]« (Winter, 2013 [2008], S. 624).

xualität – individuell und untereinander. Und: Kinder haben ein Recht auf *ihre* Sexualität mit Erwachsenen. Und genauso klar sollte sein: Erwachsene haben kein Recht auf *ihre* Sexualität mit Kindern.¹³

Wichtiger aber noch als die Erkenntnis, dass Defizite der Entwicklung nicht nur durch ein Zuviel, sondern auch durch ein Zuwenig zustande kommen, ist mir, dass wir überhaupt von der risiko- und defizitorientierten Betrachtung der Sexualität abrücken. Von der Frage: »Wo sind die Risiken?« zur Frage: »Wo sind die (noch unerschlossenen) Ressourcen?« Damit zum zweiten Vorschlag:

Wie wäre es, wenn wir – was im allgemeinen Diskurs zur sozialen Arbeit geschieht – die Risiko- und Defizitperspektive auf Sexualität durch den ressourcenorientierten Blick ergänzen oder ihm gar Priorität zusprächen?

Das könnte neue Zugänge zum Kinder- und Jugendschutz eröffnen: Aus einer ressourcenorientierten Perspektive heraus geht es nicht darum, Kinder vor Erfahrungen und Erlebnissen zu schützen, auch nicht vor Grenzerfahrungen oder Grenzüberschreitungen. Das zu wollen ist ohnehin eine bewahrpädagogische Fata Morgana. Es geht darum, ihnen selbstbestimmtes und vor allem eigenaktives Handeln zu ermöglichen, das (entwicklungspsychologisch begründet), insbesondere im Jugendalter, Grenzerfahrungen und -überschreitungen einschließt. Nicht Schutz vor Erfahrung ist das Thema, sondern, die entwicklungsförderliche Verarbeitung dieser Erfahrungen zu ermöglichen und entwicklungsbeeinträchtigende Folgen abzuwenden.

Die Generalbegründung für dieses Vorgehen in Bezug auf sexuellen Missbrauch hat Johanna Stumpf 1990 wie folgt formuliert:

»Mädchen und Jungen aus Familien mit rigiden Sexualnormen, d. h. aus Familien, in denen Sexualität tabuisiert wird, ein strenges moralisches Klima herrscht und Selbstbefriedigung verboten ist, werden signifikant häufiger Opfer sexueller Ausbeutung als Mädchen und Jungen, die eine emanzipatorische Sexualerziehung erhielten (vgl. Finkelhor 1984). Erleben Mädchen

¹³ Es geht um eine Balance zwischen dem Schutz vor Negativfolgen gelebter Sexualität und dem Recht auf sexuelle Entwicklung. Ein Blick in die Geschichte lehrt: Unter dem Banner des Kinder- und Jugendschutzes ist viel Sexualfeindlichkeit agiert worden (von den Antionanisten des 18. Jahrhunderts bis zur fürsorglichen Heimeinweisung sogenannter sexuell verwahrloster Mädchen im frühen 20. Jahrhundert), das sollte sich historisch nicht wiederholen (vgl. Schetsche, 2004; Weller, 2009).

und Jungen einen positiven Zusammenhang von Sexualität, Freude, Zuneigung und Lust, so fällt es ihnen leichter, sexuelle Übergriffe schon in den Anfängen zu erkennen. Sie nehmen ihr Recht auf sexuelle Selbstbestimmung leichter wahr, denn sie können mit größerer Sicherheit bestimmen, was ihren Wünschen entspricht und was nicht; ihnen fällt es weniger schwer, bei sexuellen Übergriffen >nein< zu sagen und diese öffentlich zu machen << (Stumpf, 2003 [1990], S. 26f.).

Das Zitat stammt aus dem Jahr 1990. Möglicherweise wird die damalige Erkenntnis heute von den genannten Protagonisten nicht mehr getragen. In der jüngeren Auflage des Handbuchs gegen sexuellen Missbrauch ist der zweite Teil des obigen Zitats, in dem das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung der Kinder angemahnt wird, verschwunden (Enders, 2003, S. 35). Augenscheinlich gibt es in den letzten Jahren eine wachsende Verunsicherung darüber, wie lustfreudlich und sexuell selbstbestimmt (oder eher vor Sexualität abgeschirmt und bewahrt) Kinder aufwachsen sollen.

Und tatsächlich fehlt es an empirischen Belegen, die eine ressourcenorientierte Sicht auf Sexualität stützen. Ich möchte anhand der folgenden Studie, die sich mit sogenannter »Online-Viktimsierung« beschäftigt hat, begründen, dass aufgeklärte und eigenaktive Kinder geschützter sind: Die Kölner Soziologin Catarina Katzer hat 2005 unter 1.770 Zehn- bis 19-Jährigen Chaterfahrungen abgefragt. Etwa die Hälfte der Mädchen und ein Viertel der Jungen hatten schon Übergriffe erlebt,¹⁴ Abgesehen davon, dass die Autorin alle diejenigen, die Übergriffe erlebt hatten, als »online-viktimierte«, als Opfer bezeichnet, hat sie jedoch – und das ist der Vorzug der Studie – nicht nur die konkreten Erlebnisse erfragt, sondern auch deren Auswirkungen. Unter den betroffenen Mädchen wurden so folgende drei Gruppen herausgearbeitet:

Die erste Gruppe (16 Prozent aller Mädchen) hatte vergleichsweise geringe Übergriffe erlebt (war z. B. nach sexuellen Erfahrungen gefragt worden), diese Mädchen waren aber durch das Erlebte akut stark verängstigt und langzeitig belastet. Die Autorin nennt sie »brave-schockierte« Mädchen, unschuldige Mädchen ohne sexuelle Erfahrung online wie offline.

Ein Großteil der Mädchen (31 Prozent) hatte viel mehr erlebt, allerdings ohne die Grenzüberschreitungen als belastend zu erleben, sie waren

14 »Ja«-Antworten auf die Frage: »Hat jemand gegen Deinen Willen mit Dir ... über Sex reden wollen?«

erfahrener im Chat und hatten auch schon erste partnerschaftliche sexuelle Erfahrungen und überhaupt waren sie nicht so »brav«.

Eine kleine dritte Gruppe schließlich (drei Prozent) wurde von Katzer als »Abenteurerinnen« eingestuft. Sie erlebten die schwersten Übergriffe, bekamen Pornos geschickt oder die Aufforderung zu sexuellen Handlungen vor der Webcam. Das waren, so die Autorin sexuell »frühreife« Mädchen mit starker Interesse an der erotischen Erwachsenenwelt, die diese Erlebnisse geradezu herausforderten und sie ebenfalls nicht als belastend erlebten (vgl. Katzer, 2007).

Im Rahmen der Studie werden Grenzerfahrungen und grenzüberschreitende Handlungen per se negativ bewertet. Kindliche und jugendliche Akteure mit solchen Erfahrungen werden generell »veropfert«, als Opfer gelabt. Das verstellt den Blick darauf, dass sexuelles Aushandeln häufig ein Prozess des Austestens und (temporären) Überschreitens von Grenzen ist. Das gilt online wie offline. Diejenigen, die sich als unbelastet erleben, werden noch dazu stigmatisiert. Sie sind nicht brav und unschuldig wie die weniger Erfahrenen, weniger Aufgeklärten und stärker Betroffenen – die ja bereits auf leichtere Formen sexueller Belästigung stärker reagieren –, nein, sie sind sexuell erfahren, frühreif, deviant.¹⁵

Wenn man die Viktimisierungsbrille absetzt und die Ergebnisse der Studie mit anderen Augen – ressourcenorientiert – betrachtet, ist feststellbar: Sexuelle Aufgeklärtheit und Erfahrenheit schützt nicht vor Übergriffen. Es gilt sogar: je erfahrener, desto neugieriger und risikofreudiger, desto mehr Erlebnisse, auch heftige, aber: Erfahrenheit schützt vor Negativfolgen erlebter Grenzüberschreitungen. *Eigenaktive Sexualität ist ein Resilienzfaktor*. Vice versa: Unaufgeklärtheit ist ein Risikofaktor. (Innocence is danger!) Oder mit Ernst Bloch: Wer sich *nicht* in Gefahr begibt, kommt darin um!

Das ist kein Plädoyer für eine Verklärung sexueller Verhältnisse, aber aus einer entspannten, differenzierten, ressourcenorientierten Perspektive lassen sich auch die Schattenseiten der Sexualität, die sexuellen Gewaltver-

¹⁵ Ich füge hinzu, dass mir die sogenannten »Abenteurerinnen« tatsächlich als Gruppe von Mädchen erscheint, die möglicherweise erlebte Traumatisierungen reinszenieren und insofern Beratungsbedarf signalisieren, aber die große Gruppe der neugierigen, risikofreudigen und unbelasteten Mädchen sind keine hilfsbedürftigen Opfer – die »Braven« hingegen schon.

hältnisse professioneller betrachten und lassen sich die wirklichen Opfer, diejenigen, die Hilfe benötigen, besser erkennen.

Perspektiven für die Praxis

Wenn Beraterinnen und Berater im psychosozialen Feld, egal unter welchem spezialisierten oder integrierten Label sie beraten, in ihren Aus-, Fort- und Weiterbildungen Sexualität thematisieren, Erfahrungen sammeln, sich Kompetenzen aneignen, dann werden sie auch in ihrer beraterischen Praxis einen Blick dafür haben. Und wer in der beraterischen Praxis – konzeptiell ermuntert und abgesichert – auf sexuelle Themen stößt, wird Interesse an kollegialem Austausch bekommen.

Insofern begrüße ich ausdrücklich das Thema dieser bke-Tagung »Sexualität und Entwicklung« als wichtigen Schritt und Meilenstein zur *Sexualisierung* der Erziehungsberatung. Bislang tauchte der Begriff Sexualität in den Programmen und Curricula zu Fort- und Weiterbildung im Kontext von Erziehungs- und Familienberatung (vgl. z. B. das bke-Jahresprogramm 2012) nicht auf.¹⁶ Das wäre zu ändern durch eine sexualwissenschaftliche, sexualberaterische, sexuelle Bildungsoffensive! Hierzu würden vor allem folgende Themenbereiche gehören:

- interdisziplinäres (bio-, psycho-, soziologisches) Grundlagenwissen zur Sexualität des Menschen
- Reflexion persönlicher Erfahrungen und individueller Wertvorstellungen
- Kompetenzen in sexueller Bildung und zu deren inhaltlicher und zielgruppenbezogener Spezifizierung
- Kompetenzen in Beratung, Begleitung und Behandlung zu sexuellen Problemen

Dabei bin ich nicht der Meinung, dass es künftig vor allem der Aneignung spezieller sexualpädagogischer, -beraterischer, -therapeutischer Fähigkeiten

¹⁶ Da geht es um kindliche Entwicklung und Pubertät – kein Wort zu psychosexueller Entwicklung, um Medienkompetenz – kein Wort zu Sexualität, um Beratung in Fragen der Partnerschaft, Trennung und Scheidung oder um ressourcenorientierte Paarberatung – kein Wort zur Sexualität, um interkulturelle Kompetenz – kein Wort zu sexual- und geschlechtsbezogenen Normen als einem Wesensmerkmal kultureller Differenzen ...

bedarf: Viel wichtiger ist, dass in allen vorhandenen professionellen Aktivitäten, in Fortbildung, in Supervision und kollegialem Austausch Sexualität konzeptualisiert wird, benannt wird, fallbezogen und selbstbezogen stärker reflektiert wird.

Eine sexualpädagogisch und -beraterisch spezialisierte Kollegin, in deren integrierter Beratungsstelle bislang bereits MitarbeiterInnen zur sexualpädagogischen Arbeit befähigt und motiviert wurden, schreibt auf meine Anfrage hin:

»Was aber bisher noch aussteht [...], ist die teaminterne Auseinandersetzung über die Frage, ob Sexualität in der Erziehungsberatung konzeptualisiert werden sollte und was das für Konsequenzen haben müsste, also etwa: wann frage ich dazu Eltern, die ihr Kind wegen eines ganz anderen Problems vorstellen? Wann ist es wichtig, auch die sexuelle Entwicklung anamnestisch zu berücksichtigen? Mit Deiner Anfrage hast Du uns einen interessanten Anstoß gegeben, den wir im kommenden Jahr aufgreifen und kollegial besprechen wollen« (I.-M. Philipps, 2012, pers. Mitteilung).

Neben der Sexualisierung bisheriger Praxis durch Aus-, Fort- und Weiterbildung ist über Formen der Arbeit nachzudenken, die gemeinhin als Geh-Struktur, als primärpräventive Arbeit, als Aufklärungs- und Bildungsaktivitäten beschrieben werden.

Als beispielhaft hierfür kann die Entwicklung der Sexualpädagogik im Kontext der Schwangerenberatung gelten: Mit der Einführung und Umsetzung des SFHG ab 1992 entwickelte sich im Bereich der Schwangerenberatung auch die primärpräventive und entwicklungsfördernde sexualpädagogische Arbeit. Der überwiegende Teil der Schwangerenberatungsstellen hat mittlerweile neben der Komm- auch eine Geh-Struktur, praktiziert in Schulen, Kindergärten oder Behinderteneinrichtungen Sexualaufklärung bzw. sexuelle Bildungsarbeit. Ganz überwiegend ergänzen diese Angebote die in Schulgesetzen, Lehrplänen und Rahmenrichtlinien fixierten Bildungsaufträge und -inhalte.

Meines Erachtens sind diese Geh-Strukturen zum Beispiel im Kontext der Familienbildung oder früher Hilfen künftig stärker zu entwickeln und inhaltlich auszugestalten: in Angeboten für Eltern/Pflegeeltern zu familiärer Sexualerziehung, in sexualpädagogischen Angeboten für Heimerzieher, für Kinder und Jugendliche im Heim ...

Neben Gruppenangeboten im weiten Sinne durch Beratungsstellen

und Familienbildungszentren sollten sich Beratungsstellen stärker regional vernetzen, zum Beispiel mit Selbsthilfegruppen; die institutionelle Anbindung offener Gruppen, zum Beispiel von Eltern traumatisierter oder/und sexuell übergriffiger Kinder und Jugendlicher könnte unterstützt werden, der Aufbau von Strukturen eines Krisenmanagements in pädagogischen Einrichtungen usw. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf den profunden Kommentar der bke zur Einführung des Bundeskinderschutzgesetzes, das solche Aktivitäten legitimiert (vgl. bke, 2012b, S. 3–13).

Und ein letzter Vorschlag: Falls Sie das eine oder andere tun möchten, Ihnen aber dazu die Ressourcen fehlen, zögern Sie nicht – die Zeiten sind günstig, beantragen Sie ein Modellprojekt!

Literatur

Bieneck, S., Stadler, L. & Pfeiffer, Ch. (2011). Erster Forschungsbericht zur Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. http://www.kfn.de/home/_Erster_Forschungsbericht_zur_Repräsentativbefragung_Sexueller_Missbrauch_2011.htm (20.01.2013).

bke (2012a). *Familie und Beratung. Memorandum zur Zukunft der Erziehungsberatung*. Fürth.

bke (2012b). *Informationen für Erziehungsberatungsstellen*. Heft 1/2012.

BMFSFJ (1993). *Familie und Beratung: Familienorientierte Beratung zwischen Vielfalt und Integration; Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie und Senioren*. Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 16. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Dajeb-Beratungsführer online. <http://www.dajeb.de/bfonline2.htm> (20.01.2013).

Enders (2003). (Hrsg.). *Zart war ich, bitter war's. Sexueller Missbrauch an Mädchen und Jungen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Katzer, C. (2007). Gefahr aus dem Netz – Sexuelle Viktimisierung in Internet-Chatrooms. <http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=752&Jump1=LINKS&Jump2=25> (15.07.2010).

Reissig, M. (1985). *Körperliche Entwicklung und Akzeleration Jugendlicher*. Berlin: Verlag der Wissenschaften.

Schetsche, M. (2004). Der Wille, der Trieb und das Deutungsmuster vom Lustmord. In R.-B. Schmidt & M. Schetsche (2009). *Sexuelle Sozialisation. Sechs Annäherungen*. [PeriLog – Freiburger Beiträge zur Kultur- und Sozialforschung, 3] (S. 57–86). Berlin: Logos Verlag.

Schütz, H. (2012). Statistik 2011 Kinder- und Jugendtelefon. Wuppertal, April 2012. https://www.nummergegenkummer.de/html/img/pool/Statistik_KJT_2011.pdf (25.10.2012).

Schütz, R. (2012). Statistik 2011 Elterntelefon. Wuppertal, April 2012. https://www.nummergegenkummer.de/html/img/pool/Statistik_ET_2011.pdf (25.10.2012).

Sigusch, V. (2005). *Praktische Sexualmedizin*. Köln: Deutscher Ärzte-Verlag.

Stumpf, J. (2003)[1990]. Gewaltverhältnisse: Ursachen sexuellen Missbrauchs. In U. Enders (Hrsg.), *Zart war ich, bitter war's. Sexueller Missbrauch an Mädchen und Jungen* (S. 26–27). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Volpert, R. & Galow, A. (2010). Sexueller Missbrauch: Fakten und offene Fragen. Vorlage beim Runden Tisch gegen sexuellen Kindesmissbrauch. Berlin, Juni 2010.

Weller, K. (1996). Wissenschaftliche Begleitung des Modellvorhabens der Pro Familia »Integrierte Familienberatungsstelle in Erfurt«. Unveröff. Abschlussbericht.

Weller, K. (2009). Raué Schale – romantischer Kern. Gibt es eine »sexuelle Verwahrlosung« unter Jugendlichen? In Stadtjugendamt München (Red.), *Thema oder Tabu? Sexualität & Sexualisierung. Eine Herausforderung für die Jugendhilfe*. Tagungsband der Fachtagung des Stadtjugendamtes München vom 7.7.2009 (S. 15–37). http://www.muenchen.de/cms/prod2/mde/_de/rubriken/Rathaus/85_soz/06_jugendamt/99_veroeffentlichungen/Tagungsdoku_ohneanhang.pdf (25.11.2010).

Weller, K. (2011). Jugendsexualität und Medien. *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis*, 1/2011, 8–12.

Weller, K. (2012). In den chatrooms lauern die TäterInnen auf ihre Opfer ... *pro familia magazin*, 2/2012, 16–17.

Weller, K. (2013)[2008]. Sexualitätsbezogene Ausbildung im Hochschulstudium – das Merseburger Beispiel. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 768–778). 2. Aufl. Weinheim: Beltz/Juventa.

Winter, R. (2013)[2008]. Sexualpädagogik in der Jugendhilfe. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 619–627). 2. Aufl. Weinheim: Beltz/Juventa.

Zietlow, B. (2010). Sexueller Missbrauch in Fallzahlen der Kriminalstatistik. *BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 3/2010, 7–12.

Die empirische Wende der deutschen Sexualforschung

Studentensexualität 1966 von Gunter Schmidt¹

Zur Person

Gunter Schmidt, geb. 1938 in Hamburg, Diplompsychologe, Dr. phil., Sozialpsychologe und Psychotherapeut, forschte und lehrte von 1964 bis 2003 an der Abteilung für Sexualforschung des Uniklinikums Hamburg-Eppendorf, ab 1978 als Professor für Sexualwissenschaft. Er war unter anderem Präsident der International Academy of Sex Research und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung. Im Mittelpunkt dieses Artikels steht die von Gunter Schmidt initiierte und über Jahrzehnte praktizierte sozialwissenschaftlich-empirische Erforschung verschiedener Zielgruppen. Als interdisziplinärer Sexualwissenschaftler hat er neben der soziologisch-sozialpsychologischen Forschung auch umfangreich klinisch, sexualberaterisch und -therapeutisch gewirkt und das »Hamburger Modell« der Paartherapie mitbegründet (Arentewicz & Schmidt, 1980). Zu seinen publizistischen Verdiensten zählt die Redaktion der rororo-Sexologie-Reihe von 1968 bis 1975 in 31 Bänden sowie die Mitherausgeberschaft der Beiträge zur Sexualforschung ab 1970 und der *Zeitschrift für Sexualforschung* ab 1988. Die Überführung von empirischer in theoretische Erkenntnis und die im besten Sinne populärwissenschaftliche Übersetzung fachwissenschaftlicher Diskurse gelang Schmidt ab 1986 mit seinem Buch *Das große Der Die Das. Über das Sexuelle*. 1996 folgte *Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse*, 2004/2014 in Zusammenführung der beiden Publikationen *Das neue*

¹ Der Artikel wurde 2016 für das von Thorsten Benkel und Sven Lewandowski geplante Buch *Schlüsselwerke der Sexualsoziologie* verfasst und bisher nicht veröffentlicht. Wenn über die Erforschung der »Studentensexualität« gesprochen wird, entspricht das der historischen Diktion. Wo aus heutiger Sicht möglich, wird gendersensibler formuliert.

Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen. In diesem Longseller präsentierte Schmidt den Extrakt seiner Lehre an der Hamburger Universität aus den ab 1980 über fast 20 Jahre lang gehaltenen Vorlesungen zur »Sexualität des Menschen« für Hörer*innen aller Fachbereiche. Eine Vielzahl gültiger Charakterisierungen (post-)modernen sexuellen und partnerschaftlichen Lebens, die »passagere Monogamie« oder die »Verhandlungsmoral« gehen auf ihn zurück, ebenso wie innovative Theoriebausteine: das Ressourcenmodell der Sexualität, die Beschreibung heterologer und homologer Konzepte von kindlicher Sexualität oder die Kritik monosexuellen Denkens.

Einleitung – Auszüge aus einem Interview mit Gunter Schmidt aus dem Jahr 2011²

Lieber Gunter, wie bist Du zur Sexualforschung gekommen?

Warum bin ich damals in die Abteilung von Hans Giese gegangen und hab mit der Sexualforschung begonnen? Das war in einer Zeit, in der ich empört war über die Art und das Ausmaß kirchlicher Bevormundung, die immer wieder versuchte, in das private und sexuelle Leben der Menschen einzudringen. Es war damals für mich eine Verheißung, nicht nur Wissenschaft zu betreiben, sondern damit auch etwas verändern zu können. Das war allerdings größtenwahnsinnig, deshalb, weil das in einer Zeit geschah, Anfang der 1960er Jahre, wo die Wissenschaft als verändernde Kraft schon längst ihre Bedeutung verloren hatte, die hatte sie längst an Bewegungen abgetreten, die Schwulenbewegung, wenig später die feministische Bewegung, die viel mehr verändert haben an der sexuellen Lage in den westlichen Gesellschaften als die ganze Sexualwissenschaft nach dem Kriege. Das war anders als die frühe Sexual-

² Die folgenden Zitate stammen aus einem am 25.11.2011 geführten Interview mit Gunter Schmidt. Die vollständige Fassung ist im Internet unter: <http://vimeo.com/34717015> (Teil 1); <http://vimeo.com/35133330> (Teil 2) (Passwort: sextells) abrufbar. Das Interview wurde geführt und in den schriftlichen Auszügen bearbeitet von Konrad Weller. Ein umfangreiches weiteres Interview mit Gunter Schmidt über »50 Jahre Sexualforschung am Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf« findet sich in der *Zeitschrift für Sexualforschung* (Schmidt, 2010).

wissenschaft im Deutschland der 1920er Jahre, die hatte viel mehr Bewegungscharakter. [...]

Du bist doch aber ein »Kern-68er«?

Ja, aber die 68er haben mich viel mehr verändert, als wir die 68er beeinflusst haben [...] Als Wissenschaftler bin ich ein Profiteur der 68er – die politische Bewegung hat dazu geführt, dass sich die Sexualforschung entwickeln konnte, dass sie gut ausgestattet wurde. Die Wissenschaft hat der Bewegung dann das eine oder andere Argument liefern können, aber die Einflussstärke auf gesellschaftliche Veränderung ist eindeutig bei der Bewegung und nicht bei der Wissenschaft – was ich auch gut finde.

Du hattest damals sehr politische Motive, mit der Sexualforschung zu beginnen. Was sind aus deiner Sicht zeitgemäße Beweggründe für sexualwissenschaftliches Handeln?

Die Sexualwissenschaft hat sich sehr verschoben hin zu Beratung und Therapie. Da finden wir ein Helfermotiv. Gesellschaftspolitische Argumente hingegen wandeln sich, haben sich gewandelt [...] Was ich immer noch als wichtig erachte, wofür auch ich mich eingesetzt habe, ist etwas eigentlich sehr altes, ein Konzept, das auf Alfred Kinsey zurückgeht, das Konzept der *unlimited non-identity*: die unbegrenzte Verschiedenheit von Menschen in ihrer Sexualität. Diese zu realisieren war das Ziel seiner ganzen Untersuchungen, indem er einfach zeigte, was es alles gibt. [...] Mit diesem Denken kommt man übrigens auch in der Beratungssituation ein ganzes Stück weiter [...], indem man wegkommt von diesen Normierungen, die irgend etwas verbieten oder für richtig erklären. Diese Normierungen sind heute viel schwerer zu entdecken als früher. Das Konzept der sexuellen Gesundheit ist zum Beispiel so eines, wo alle Warnglocken aufleuchten müssten. Das ist ein Konzept, das bestimmen will, was sexuell richtig ist. Aber jeder, der die Idee hat, etwas ist sexuell richtig, ist auf dem Holzweg, denn es gibt keine sexuelle Richtigkeit. Es gibt unterschiedliche Formen, und die eine ist nicht richtiger als die andere, und insofern müssen auch solche fortschrittlichen Organisationen wie die pro familia, die für sexuelle und reproduktive Gesundheit eintreten, aufpassen, dass sie nicht lediglich neue Formen der normativen Zurichtung von Sexualität propagieren. Das wäre übrigens eine moderne Aufgabe der Sexualforschung, da ein Auge drauf zu haben.

Zurück in die 1960er Jahre. Wie hast Du mit der Sexualforschung begonnen?

Als ich 1964 zu Hans Giese an das Institut für Sexualforschung der Universität Hamburg kam, zog die sozialwissenschaftliche Methodik in die Psychiatrie ein, ich war ein (wie Reimut Reiche einmal spöttisch über Sigusch und mich sagte) an den amerikanischen Methoden ausgebildeter Sozialwissenschaftler [...]

Ein Quantifizierer ...

Ja, einer, der Statistik konnte, der wissenschaftliches Design gelernt hatte [...] Giese brauchte jemanden, der ihm einen Dokumentationsbogen machte, mit dem er seine Patienten erfassen konnte. Als dann noch Volkmar Sigusch ans Institut kam, haben wir empirische Sexualforschung begonnen, mit Giese's Unterstützung.

Die Forschung begann mit der Studentenstudie ...

Ja, das war dann auch mein erstes Buch, zusammen mit Hans Giese³, das war eine große Studie über das Sexualverhalten von Studenten, durchgeführt 1966 zu einem historisch interessanten Zeitpunkt – das war gar nicht so geplant – am Vorabend der Studentenbewegung und der sexuellen Revolution. Die Studie zeigte – das war ihr Hauptergebnis aus heutiger Sicht –, wie groß die Kluft war zwischen dem, was damals noch offizielle Moral war, nämlich irgendwann heiraten, voreheliche Beziehungen nur als Verlobte, dann möglichst lange zusammenbleiben und dem, was sie tatsächlich dachten und machten. [...] Was wir auch feststellten war eine große Verhaltens-Einstellungs-Diskrepanz: Sie erlaubten sich viel mehr, als sie taten: Sie waren zum Beispiel dafür, dass man mit seiner Liebsten/ seinem Liebsten schlafen durfte, wenn eine Beziehung bestand, das nannte

3 »Noch ein Wort zu Giese und mir: Giese hat die Gelder für die Studie besorgt und mich dadurch unterstützt, dass er mir freie Hand ließ. Er gab mir die Chance, eine große empirische Studie zu planen, sie zusammen mit einer Handvoll studentischer Hilfskräfte durchs Feld zu bringen, die statistische Bearbeitung eines großen Datenmaterials selbstständig durchzuführen [...], die Ergebnisse niederzuschreiben. [...] Dass er bei geringem konkreten Beitrag Erstautor war, war für mich nie ein Problem, zum einen war das damals so üblich, zum anderen erhielt die Studie durch seinen Namen sozialpolitisches Gewicht« (G. Schmidt, pers. Mitteilung).

man *permissiveness with affection*, aber viele hatten noch keine sexuelle Erfahrung. Diese Verhaltens-Einstellungs-Diskrepanz ist ein Zeichen dafür gewesen, dass etwas auf der Kippe stand, dass die Einstellungen so weit vom Verhalten weg waren, dass es sich irgendwann ändern musste. Das passierte dann ein paar Jahre später. [...] Die Studentensexualität war der Beginn einer Reihe von empirischen Untersuchungen, die ein Ziel hatten: den sozialen Wandel zu beschreiben. Die Studien aus der Hamburger Abteilung – Studentensexualität, Arbeitersexualität bis hin zu den Jugendstudien, an denen ja auch das Zentralinstitut für Jugendforschung später beteiligt war –, beschäftigten sich mit dem sozialen Wandel der Sexualität. Ich habe mich als einen empirischen Sexualforscher verstanden, der die sozialen Veränderungen monitort, betrachtet, sie versucht zu beschreiben und zu interpretieren. Die ganzen empirischen Untersuchungen kann man darunter zusammenfassen.

Sozialwissenschaftlich-empirische Studien zur Sexualität

Mit der 1966 an zwölf westdeutschen Universitäten durchgeführten Studie zu sexuellen Einstellungen und Verhaltensweisen von Studentinnen und Studenten (Giese & Schmidt, 1968) begann das Monitoring der bundesdeutschen Sexualkultur. In kurzem Abstand wurden durch die Hamburger Abteilung für Sexualforschung weitere sexualwissenschaftliche Studien durchgeführt: 1968/69 unter jungen Industriearbeitern (Schmidt & Sigusch, 1971), 1970 unter 16- bis 17-jährigen Jugendlichen⁴ (Sigusch & Schmidt, 1973). Sowohl aus der Studenten- wie der Jugendstudie wurden Langzeitprojekte. Studentinnen und Studenten wurden 1981, 1996 und 2012 erneut befragt (Clement, 1986; Schmidt, 2000; Dekker & Matthiesen, 2015), Jugendliche 1990 (Schmidt, 1993). Weitere Studien stehen – wenngleich mit unterschiedlichen Stichproben, Herangehensweisen und thematischen Schwerpunkten – in der Tradition dieser Forschungslinie: die 2002 in Hamburg und Leipzig durchgeführte Drei-Generationen-Studie (befragt wurden die Geburtsjahrgänge der ersten drei Studentenstudien, Schmidt et al., 2006; Starke, 2005; Matthiesen, 2007) und die, von

4 In dieser Interviewstudie wurden gegenüber der Studentenstudie auch methodisch neue Wege beschritten, quantitative und qualitative Zugänge wurden zusammengeführt.

2009 bis 2011 ebenfalls in Hamburg und Leipzig durchgeführte Jugendstudie (Matthiesen, 2013).⁵

Auch im anderen Teil Deutschlands wurden Studentinnen und Studenten, Jugendliche, junge Arbeiterinnen und Arbeiter zu Partnerschaft und Sexualität befragt. Neben Einzelstudien bereits in den 1960er Jahren wurde das 1966 in Leipzig gegründete Zentralinstitut für Jugendforschung institutioneller Träger der sogenannten PARTNER-Studien, die 1972 bis 1974, 1980 und 1990 erfolgten (Starke & Weller, 1999). 2013 wurde unter ostdeutschen Jugendlichen eine weitere Studie durchgeführt (Weller, 2013).

Die Protagonisten der west- und ostdeutschen Studien Schmidt (Hamburg) und Starke (Leipzig) traten bereits unter den schwierigen Bedingungen der deutschen Teilung seit Mitte der 1980er Jahre in Kontakt, sodass Ergebnisse aus den Studentenstudien gemeinsam publiziert werden konnten (Clement & Starke, 1988) und gesamtdeutsche Forschungen unter Jugendlichen 1990 und Studierenden 1996 möglich wurden, in die die historischen Perspektiven und Ergebnisse der jeweiligen Vorgängerstudien in West und Ost einflossen (Schmidt, 1993, 2000).

Die Anzahl der sozialwissenschaftlich-empirischen Studien unter Jugendlichen, jungen Erwachsenen und vielen weiteren Zielgruppen zu Aspekten der Sexualität ist in den letzten Jahrzehnten weiter angewachsen. Wenn wir nur diejenigen in den Blick nehmen, die auf relativ umfassende Weise Daten zum historischen Wandel des (hetero-)sexuellen Mainstreams generieren, so wären an dieser Stelle die Studien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zu erwähnen, die (nach einer ersten Studie 1980) seit 1994 in kurzen Intervallen Jugendsexualität erforschen (Bode & Hessling, 2015).

Es liegt auf der Hand, dass die in den letzten 50 Jahren aufgeschüttete Halde empirischer Daten (aus unterschiedlichen Studien mit unterschiedlicher Methodik an unterschiedlichen Stichproben generiert), die Orientierung nicht eben erleichtert. Gleichwohl sind (bei aller kritischen Relativierung dieser Form der wissenschaftlichen Rekonstruktion sexueller Verhältnisse – dazu weiter unten) gültige Erkenntnisse zum historischen Wandel der Sexualkultur extrahierbar. Hauptquelle der folgenden Ergebnisdarstellung sind die Studien unter Studierenden, ergänzt durch Befunde anderer Untersuchungen.

⁵ Arne Dekker und Silja Matthiesen sind ehemalige Mitarbeiter*innen von Gunter Schmidt, die die von ihm mitbegründete Tradition der empirischen Sexualforschung am Hamburger Institut für Sexualforschung fortführen.

Ergebnisse

Wenngleich die 1966er Studie unter Studierenden sich vor allem der Erforschung sexuellen *Verhaltens* widmete, ist sie doch – nach dem Vorbild der Kinsey-Studien – von großer inhaltlicher Breite und sozialwissenschaftlicher Differenziertheit. Auf 24 Seiten des Fragebogens wurden 280 Fragen zu folgenden Themen formuliert: 1. Angaben zur Person (48 Fragen zu sozialer und familiärer Herkunft, Religiosität usw.), 2. medizinisch-psychologische Daten (40 Fragen zu Größe, Gewicht, Menarche/Ejakularche, psychischen Dispositionen), 3. sexuelle Betätigung in der Kindheit (21 Fragen zu Masturbation, hetero- und homosexuellen Kontakten), 4. Masturbation (26 Fragen zu Erfahrung und Häufigkeit), 5. Petting (10 Fragen zu erstem Auftreten, partnerschaftlichen Konstellationen, Praktiken), 6. Koitus (44 Fragen zum ersten Mal und zur aktuellen Praxis, auch Prostituiertenkontakte), 7. Fragen an verheiratete Studenten (17 Fragen zu ehelicher Partnerschaft, vor- und außerehelichen Beziehungen), 8. homosexuelle Kontakte (39 Fragen zu Vorkommen in verschiedenen Lebensaltern, Häufigkeiten, Praktiken), 9. Sodomie und Sadomasochismus (8 Fragen), 10. Einstellungen und Meinungen gegenüber der Sexualität (27 Fragen unter anderem zu vorehelichen Beziehungen, Virginität, Empfängnisverhütung, Ehescheidung, Masturbation, Homosexualität, Prostitution usw.) (vgl. Giese & Schmidt, 1968, S. 25f.).

Das Hauptverdienst der 1966er Studentenstudie besteht darin, dass sie den kommenden sexuellen Wandel antizipierte. Die »sexuelle Revolution« lag in der Luft, aber sie hatte – in Form massenhafter Verhaltensänderungen – noch nicht begonnen. Und nicht nur die sexuelle Liberalisierung stand noch aus, auch die soziale Gleichstellung der Geschlechter.⁶

Die 1966er Studie ist durch ein eigenständiges Paradox gekennzeichnet: Selten waren die empirischen Befunde einer sexualwissenschaftlichen Studie so schnell überholt und dennoch haben sie Bestand, da diese erste Studentenstudie die Verhältnisse *zu Beginn* der umfassenden sexuellen Liberalisierung abbildet.

In der Summe ihrer Befunde belegte die Studie (und das war mit Blick

⁶ Dazu nur ein Beleg: Die Stichprobe von 1966 ist ebenso asymmetrisch wie mustergültiges Abbild der damaligen Grundgesamtheit, also des Geschlechterverhältnisses an bundesdeutschen Universitäten. Sie umfasst lediglich 23 Prozent Studentinnen, ergo 77 Prozent Studenten (vgl. Giese & Schmidt, 1968, S. 52).

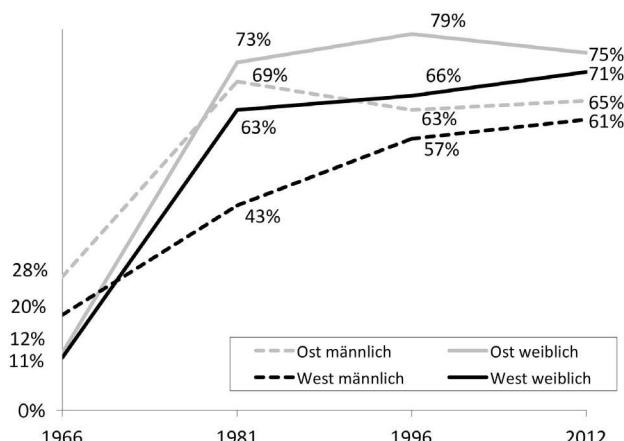
auf die enorme Wirkung der Kinsey-Studien in den USA zweifellos ein gesellschaftspolitisches Motiv und eine Intention der Protagonisten) den Widerspruch zwischen offizieller Sexualmoral und Realität. Wenngleich der Fragebogen vor allem dem sexuellen Verhalten galt, so besteht doch das Hauptergebnis der Befunde darin, dass insbesondere die Einstellungen schon stark liberalisiert waren, dass die informelle Sexualmoral sich von der institutionell propagierten Moral unterschied, die den Koitus noch immer in der Ehe verortete. Schmidt fasst die sexuellen Einstellungen und Verhaltensweisen deutscher Studentinnen und Studenten in einer »Eigenschaftstrias« zusammen: »freizügig, egalitär, partnerbetont« (Giese & Schmidt, 1968, S. 392).

Der nachhaltige Wert der 1966er Ergebnisse erweist sich im Spiegel der späteren Studien. Bereits auf der methodologischen Ebene werden sexualkultureller wie allgemeiner sozialer Wandel sichtbar: Der Frauenanteil in der Stichprobe ist in den Folgestudien kontinuierlich angestiegen. Dass Frauen in der Studie von 2012 mit 62 Prozent überrepräsentiert sind (an bundesdeutschen Universitäten liegt der Frauenanteil bei 51 Prozent), ist auf ihre erhöhte Antwortbereitschaft zurückzuführen. 1966 hatten noch mehr Frauen als Männer ihre Mitarbeitbereitschaft verweigert und das repräsentative Geschlechterverhältnis der Stichprobe war nur zustande gekommen, da mehr Studentinnen angeschrieben worden waren. Frauen sind also inzwischen deutlich interessanter an der »sexuellen Frage«. Die historisch insgesamt dramatisch gesunkene Antwortbereitschaft (siehe Rücksendequoten in Tab. 1) verweist auf Sättigungseffekte angesichts allgegenwärtiger medialer Diskurse über sexuelle Themen. Eine weiterführende Erklärung wäre, dass im historischen Vergleich die diskursiv erzeugten Bilder von sexueller Normalität und die persönliche intime Erfahrung und Praxis in gegensätzlicher Weise auseinanderklaffen: Für die 1966 Befragten war es ein quasi politisches Anliegen, durch Beteiligung an der Studie einen liberalen Sexualitätsdiskurs zu befördern. In den späteren Jahren war dieser Diskurs bereits marktwirtschaftlich überformt. Gegenwärtig werden suchtartiger Pornokonsum oder sexualisierte Gewalt skandalisiert, es wird gemutmaßt über medial organisierten casual sex oder die Ausbreitung der Polyamorie, während der massenhafte sexuelle und partnerschaftliche Alltag vergleichsweise romantisch, monogam und unaufgeregt vernünftig daherkommt. Das wäre doch ein Grund, die eigene Intimität zu schützen und sie jeglicher Diskursivierung zu entziehen.

Tab. 1: Studentenstudien (vgl. Dekker & Matthiesen 2015, S. 250).

	1966	1981	1996	2012
Stichprobengröße (n)	3666	1922	3053	2082
Anteil weiblich (%)	23	42	48	62
Rücksendequote (%)	60	37	41	28

Die Studien zur studentischen Sexualität bilden in einmaliger und eindrucks voller Weise verschiedene Phänomene der sexuellen Liberalisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland ab. Beispielsweise hierfür sind die Daten zur biografischen Vorverlagerung des ersten Geschlechtsverkehrs (Abb. 1).

Abb. 1: Koitus mit 18 oder früher (Student*innen).⁷

Zu sehen ist: Der Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs verlagert sich in den 1970er Jahren biografisch erheblich vor,⁸ vor allem bei den jungen

⁷ Die Daten der Grafik entstammen verschiedenen Quellen: Für 1966 und 1981 vgl. Clement & Starke (1988, S. 34, 40ff.), für 1996 vgl. Starke & Weller (2000), für 2012 Berechnungen von Starke aus der Datenbank von 2012.

⁸ Die Daten aus den Jugendstudien deuten darauf hin, dass die drastische Vorverlagerung bereits in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre erfolgte. Der Anteil der koituserfahrenen

Frauen – ein Aspekt, der die allmähliche Abkehr von geschlechtsbezogener Doppelmoral belegt, die in sexueller Hinsicht einsetzende weibliche Emanzipation und Gleichstellung der Geschlechter. Die Jugendsexualität betritt die historische Bühne als »vorehelicher Geschlechtsverkehr«, als partnerschaftliche Sexualität Minderjähriger, denen nunmehr peu à peu sexuelle Selbstbestimmung zugestanden wird bzw. werden muss. Der sexualkulturelle Hauptaspekt der sexuellen Liberalisierung in Ablösung der sexuell konservativen Nachkriegszeit ist, dass die Ehe ihre Legitimationsfunktion für partnerschaftliche Sexualität verliert. Entwicklungspsychologisch können wir diesen Verfrühungsprozess kulturelle Akzeleration nennen: Bislang Erwachsenen vorbehaltene Verhaltensweisen werden jugendtypisch.

Diese Aspekte der sexuellen Liberalisierung und Geschlechterangleichung sind in ähnlicher Weise in allen modernen Industrieländern nachgewiesen. Die Verschränkung der deutsch-deutschen Forschungsperspektiven zeigt zudem, dass wesensgleiche Liberalisierungsprozesse nicht nur in kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Konsumgesellschaften vorstatten, sondern auch unter »realsozialistischen« Bedingungen. Und die Diskussion zum Teil erheblicher deutsch-deutscher Unterschiede hat den Blick für soziale Determinanten sexuellen Verhaltens und Erlebens geschärft. Die in Abbildung 1 dargestellten Ost-West-Unterschiede verweisen zum Beispiel auf biografisch frühere Bewältigung von Entwicklungsaufgaben in Ostdeutschland (Abitur nach zwölf und nicht nach 13 Jahren, Auszug aus dem Elternhaus mit Studienbeginn – drei Viertel der Studierenden wohnten in Wohnheimen), die die partnerschaftliche Sexualentwicklung akzelerierten. Andererseits waren die Sexualverhältnisse im Osten sehr heteronormativ gegenüber einer größeren Vielfalt im Westen (vgl. Clement & Starke, 1988).

Zu den empirisch gut belegten Befunden der Liberalisierung und *gender equalization* gehört die Zunahme der Masturbation, insbesondere bei Frauen, und der Anstieg der Partnermobilität. Die Erfahrung mit mehreren Sexualpartnern wurde jedoch nicht durch eine Zunahme unverbindlicher

17-jährigen West-Jugendlichen lag 1970 bei 45 Prozent weiblich und 50 Prozent männlich, 1990 bei 47 Prozent weiblich und 48 Prozent männlich (vgl. Sigusch & Schmidt, 1973, S. 150; 1990 Tabellenband zur Studie). Unter Jugendlichen gab es im Vergleich der Koituserfahrung zwischen 1970 und 1990 bereits keinen signifikanten Anstieg mehr (vgl. Schmidt, 1993, S. 35).

Sexualkontakte gewonnen (der Anteil von *casual sex* ist im historischen Vergleich erstaunlich konstant – lediglich zwischen sechs und elf Prozent aller »Sexualakte« finden außerhalb einer Liebesbeziehung statt – und hat auch im Internetzeitalter nicht zugenommen, vgl. Dekker & Matthiesen 2015, S. 256). Im Gegenteil: Partnerwechsel ging einher mit stärkerer Orientierung auf Treue. Schmidt prägte dafür den Begriff der *passageren Monogamie*⁹ (vgl. Schmidt, 2000, S. 12).

Weitere historische Generaltendenzen der sexualkulturellen Entwicklung sind im Rahmen der Studien an Studierenden oder Jugendlichen dokumentiert, etwa das immer weiter verbesserte Kontrazeptionsverhalten junger Menschen. Die jüngsten Befunde spiegeln die zunehmende Vielfalt, die Pluralisierungs-, Fragmentierungs- und Polarisierungsprozesse der *neosexuellen*, spätmodernen Verhältnisse wider. Der *neophile Sexualitätsdiskurs* führt zum Erfahrungszuwachs, aus dem heteronormierten *Koitus* sind längst (neo-)sexuelle Praktiken geworden, die biografisch zum Teil recht früh ausprobiert werden, sich aber nicht habitualisieren (vgl. Dekker & Matthiesen, 2015, S. 268f.).

Wenngleich sich generelle Prozesse (wie die »Verfrühung« der 1970er Jahre) seit Jahrzehnten nicht mehr systematisch fortsetzen (oder in Teilen der Heranwachsenden sogar rück- oder gegenläufig sind), deutet vieles darauf hin, dass die sexuelle Liberalisierung als gesellschaftlicher Generalprozess weiterhin anhält. Wie schon angemerkt, liefert ja die gesellschaftliche Liberalisierung mit der Rückdrängung von Verboten nicht nur mehr Freiheiten, sondern ist vor allem Basis der Entwicklung sexueller Autonomie und Selbstbestimmung, der Eigenverantwortung und der partnerschaftlichen Aushandlung. Eine auf Vorschriften durch Erwachsene, Gesetze, die Kirche gründende Verbotsmoral hat sich seither zu einer Konsens- und Verhandlungsmoral gewandelt (vgl. Schmidt, 2000, S. 13).

Die Befunde der empirischen Studien wurden im Kontext soziologischer Diskurse diskutiert, als Liberalisierungs-, Selbstbestimmungs- oder Individualisierungsdiskurs (Dekker & Matthiesen, 2015, S. 246f.). Sie bereicherten die soziologische und sexuologische Theoriebildung (etwa die Theorie der »neosexuellen Revolution« von Volkmar Sigusch, 1998) und bleiben gleichwohl ihr widersprüchliches Pendant.

⁹ Der Begriff beschreibt das monogame Treueideal in der lebenslaufbezogenen Partnermobilität als wesentlich und scheint so passender als der in Amerika geprägte Begriff der »sukzessiven Polygamie«.

Historisch-wissenschaftliche Kontexte

Die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts initiierte (west-)deutsche sozialwissenschaftlich-empirische Sexualforschung wurde von Anfang an in einen intensiven und ambivalenten (selbst-)kritischen Diskurs eingebunden, der vor allem innerhalb der sich etablierenden kritischen Sexualwissenschaft unter dem Dach der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung geführt wurde.

Einerseits war die empirische Forschung gesellschafts- und fachpolitisch motiviert: Angeregt durch die Wirkung der Kinsey-Studien knüpfte die 1966er Studentenstudie an den sexualpolitischen Intentionen der fortschrittlichen Vorkriegs-Sexualwissenschaft an und intendierte mit ihren Ergebnissen die Beförderung, Begleitung, Untersetzung der sexuellen Liberalisierung. Fachlich ging es darum, »interfakultäre Ziele« der DGfS umzusetzen (Giese & Schmidt, 1968, S. 15), die traditionell monodisziplinäre medizinisch-psychiatrisch-forensische Perspektive der Sexualwissenschaft interdisziplinär zu erweitern.

Andererseits wurde Generalkritik an der neuen Forschungslinie formuliert, zuerst von Reimut Reiche 1969 auf einer Tagung der DGfS mit der Warnung vor den Risiken manipulativer marktwirtschaftlicher Indienstnahme sexualwissenschaftlicher Ergebnisse:

»Die neue Richtung [der sozialwissenschaftlichen Sexualforschung] kann auf gefährliche Weise interessant werden für die großen Konzerne der öffentlichen Meinung, der Unterhaltungsindustrie und der Reklame. Twen und Bravo, Jasmin und Oswalt Kolle waren bis jetzt auf private Markt-Analysen des Freizeitkonsums, des sexuellen Konsums und der Einstellungen gegenüber Sexualität und sexuellen Normen angewiesen, sofern sie ihre Produkte nicht nach dem >Gefühl< hergestellt hatten. [...] In Zukunft nehmen die Wissenschaftler] die Bestandsaufnahme vor; sie gehen der Frage nach, wer im Augenblick gerade noch wie viele Vorurteile hat, wer sich vor welchen Praktiken scheut oder nicht mehr scheut; die Konsum-Industrie und die Massenmedien übernehmen ihrerseits das Geschäft, die Ideologie, die Moral und die neuen Leistungsnormen dazu zu liefern« (Reiche, 1970, S. 5f; vgl. Sigusch, 2008, S. 406).

Die Betreiber der empirischen Studien hielten dagegen:

»Wer – beispielsweise – praktische Sexualmedizin oder Sexualpädagogik betreiben will, wer über das Wesen von Entwicklungen und Zusammenhängen theoretisch und politisch arbeiten will, der muß die Erscheinungen untersuchen. Und wer so tut, als seien alle – oder unsere – sexualwissenschaftlich-empirischen Forschungsberichte Totgeburen, ohne gesellschaftskritische Relevanz oder bar der Absicht, Voraussetzungen für bewußte, verändernde gesellschaftliche Praxis zu schaffen, der ignoriert, daß wissenschaftliche Erkenntnisse (noch) quasi unvermittelt selber Parteinahme sind, und der sieht nicht, daß selbst die Begrenzung auf das Erforschen quantitativer Veränderungen für bestimmte Phasen des Erkenntnisprozesses völlig legitim ist [...]. Daß man sich des Stellenwertes und der Funktion einer derart eingeschränkten Forschung bewußt ist, daß man die hier wiedergegebene Untersuchung nicht als irgendein Ganzes nimmt, bleibt einzig von Belang« (Sigusch & Schmidt, 1973, S. 1).

Die Ambivalenz gegenüber den Studien hielt an und Ulrich Clement sah in der Einleitung zu seinem Buch über die 1981er Studentenstudie diese Art der Forschung bereits zu Ende gehen:

»Empirische Sexualforschung ist ein widersprüchliches Unternehmen. [...] Die kurze Geschichte der empirischen Sexualforschung zeigt das bereits. Die beiden Kinsey-Berichte schlugen Wellen, wissenschaftliche und soziale. Sie taten dies, gerade weil sie sich objektivierend auf die allerdings detaillierte Beschreibung sexuellen Verhaltens beschränkten. Genau diese Affektlosigkeit war es auch, die die offiziell empörten (und heimlich interessierten) Reaktionen auslöste. Affektlosigkeit war Aufklärung. Das war vor 30 Jahren. Heute durchzieht die Sexualforschung eher ein Unbehagen über die Vordergründigkeit dessen, was an empirischen Ergebnissen zum sexuellen Leben der Menschen vorgelegt wird. [...] Die Zeiten haben sich geändert, der Alltagsdiskurs des Sexuellen hat den wissenschaftlichen überholt, und in der Sexualforschung ist das Unbehagen über den Erkenntniswert empirisch-sozialwissenschaftlicher Studien parallel mit der Zahl von Sex-Reports gestiegen. [...] Die vorliegende Studie ist, so gesehen, anachronistisch. Ihr Gegenstand sind die ›sexuellen Erscheinungen‹, genauer: ihre Veränderung im Lauf der Zeit, während der die Sexualforschung ihr Interesse von ihnen abgewendet hat« (Clement, 1986, S. 1).

Auch wenn in der Sexualwissenschaft der 1980er Jahre auf die »Wende zur Empirie« weitere Wenden folgten: »die zu einer Sexualmedizin und die

zu einer verstehenden Sexualforensik« (Sigusch, 2008, S. 433), eine Abwendung von der sozialwissenschaftlichen Empirie war damit nicht verbunden.

Clements These vom Hinterherhinken des sexualwissenschaftlichen Diskurses gegenüber dem Alltagsdiskurs scheint sich auf den ersten Blick zu bestätigen: In den letzten Jahrzehnten gibt es eine Reihe von Beispielen, in denen mediale Skandalisierungen zur Sexualität Jugendlicher der Ausgangspunkt sexualwissenschaftlicher Untersuchungen und Diskurse waren. 2002 wurde im *Spiegel* die »unaufgeklärte Nation« postuliert. Behauptet wurde ein dramatischer Anstieg von Schwangerschaften und Schwangerschaftsabbrüchen bei Minderjährigen. Die BZgA gab eine sexualwissenschaftliche Studie in Auftrag (Matthiesen et al., 2009). 2007 begann mit einem *stern*-Artikel die Debatte um die vorgebliche pornografiebedingte sexuelle Verwahrlosung der Jugend. Wieder erhielten die Hamburger SexualforscherInnen den staatlichen Auftrag zu einer einschlägigen Forschung (Matthiesen, 2013). Die seinerzeit durchgeföhrten qualitativen und inhaltlich stärker fokussierten Interviewstudien korrespondierten aber mit den größeren quantitativen historischen Vergleichsstudien. Es gab also Studien, die den aktuellen Fragestellungen *nachgingen*, und solche, die ihnen *vorauseingingen* (im historisch konkret angepassten, aber weitgehend anlasslosen Monitoring zum Beispiel des Verhütungsverhaltens oder der Verbreitung sexueller Praktiken, der Partnermobilität etc.). Diese Gesamtheit der Befunde lieferte mannigfaltige Argumente, stereotypen Thesen einer unAufgeklärten oder pornografisch-verwahrlosten Jugend zu widersprechen (z. B. Weller, 2003; Dekker & Matthiesen, 2015, S. 268).¹⁰ Die Befunde der quantifizierenden, historisch vergleichenden Sozialforschung wurden in den letzten beiden Jahrzehnten häufig zu einem Korrektiv zu skandalisierenden medial-diskursiven Perspektiven.

Die kontroversen Jugendsexualitätsdiskurse der letzten Jahre verdeutlichen beispielhaft die Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung und Perspektivenverschränkung: Etwa zur Frage der Wirkung von Pornografie werden zunehmend klinische Belege für Pornoabhängigkeit, Sexsucht etc.

¹⁰ Um nur ein weiteres Beispiel für die Relevanz der historischen Vergleichsstudien zu nennen: Die zu Beginn der 1980er Jahre erhobenen Daten zum Kontrazeptionsverhalten, zur Kondomnutzung, zur Partnermobilität etc. waren wichtige Basis für die Entwicklung von Konzepten zur Aids-Prävention ab Mitte der 1980er Jahre und ermöglichen die Analyse von Einstellungs- und Verhaltensänderungen durch Aids.

publiziert, die eine generelle (kulturelle!) Negativwirkung nahelegen. Die historischen Vergleiche des sexuellen Verhaltens und Erlebens bestätigen diese Mainstream-Vermutungen jedoch nicht. Die Studie unter Studierenden von 2012 dokumentiert die angestiegene (und durchaus selbstkritisch reflektierte) Pornografienutzung durch junge Männer und beschreibt sie als erlebnisorientierte Praxis ohne Hinweise auf systematische Behinderungen partnerbezogener Sexualität (vgl. ebd.). Mit der soziologischen Sicht werden andere Sichtweisen auf sexuelle Phänomene nicht negiert, wohl aber deren zum Teil unzulässige Verallgemeinerung (im Sinne vorgeblicher sexueller Verwahrlosung usw.). Dabei sind Befunde der quantifizierenden Sozialforschung nicht die Realität, sie spiegeln sie wider, sie rekonstruieren sie, sie sind *eine* Perspektive auf diese Realität im Kanon diverser anderer, sie sind nicht besser oder schlechter, wahrer oder unwahrer als andere Perspektiven, die beraterisch-therapeutische oder pädagogische oder sozialarbeiterische Naherfahrung oder klinische Kasuistik. Jenseits bzw. »oberhalb« all dieser Empirie-Ebenen entscheidet die Theorie, was man sieht oder sehen will, werden empirisch bestimmte Phänomene und Fakten (*knowledge of*) zu gültigen Erkenntnissen (*knowledge about*) verdichtet.

Der Gewinn der von Gunter Schmidt eingeleiteten empirischen Wende der deutschen Sexualforschung liegt in der Erhebung und Bereitstellung von Daten und Erkenntnissen über das Sexualverhalten von nicht-klinischen Untersuchungspopulationen (insbesondere Jugendliche und Studierende). Durch seine Orientierung an sozialwissenschaftlichen Methoden ist es Schmidt und seinen Nachfolgern gelungen, die empirische Sexualforschung neu zu fundieren und gegenüber der Soziologie zu öffnen.

Rezeptionsgeschichte

Zur Rezeption, gesellschaftlichen Verbreitung und der damit einhergehenden sexualkulturellen Wirkung der 1966er Studentenstudie sowie der vielen weiteren Studien gibt es bislang keine systematischen Analysen. Wenn Dekker und Matthiesen formulieren: »Das Buch [...] wurde als eine Art deutscher Kinsey-Report rezipiert« (Dekker & Matthiesen 2015, S. 246), dann muss man sicher hinzusetzen, dass die 1954 und 1955 auf Deutsch erschienenen Kinsey-Reporte in (West-)Deutschland bei Weitem nicht die Breitenwirkung wie in Amerika erreichten, was der *Studentensexualität* (Auflage: 15.000) auch nicht beschieden war. Immerhin: Der *Spiegel*

gel berichtete im August 1968, kurz vor Erscheinen des Buches, vorab über die Ergebnisse und druckte Teile des letzten Kapitels ab. Auflagenstarke Fachbücher (etwa Kentlers *Sexualerziehung* ab 1970) griffen zentrale Ergebnisse auf, es gab einige wenige Rezensionen.¹¹ Ansonsten war der mediale Widerhall der Studentenstudie wie auch späterer Studien eher gering.

Gunter Schmidt und andere kritische Sexualwissenschaftler standen der Verbreitung sexualwissenschaftlicher Erkenntnisse allerdings auch sehr ambivalent gegenüber. »Befreiung und Kontrolle« (Schmidt, 1984), die emanzipatorischen Chancen und die repressiven und normativen und manipulativen Risiken wurden reflektiert, wobei die Risiken der Indienstnahme von Erkenntnissen durch »die Falschen« gesellschaftskritisch und kulturpessimistisch überwogen. Wie gerechtfertigt solche Vorbehalte gegenüber einer bestimmten Sorte von Medien waren, zeigte sich zum Beispiel im Zuge der deutschen Wiedervereinigung, als 1990 deutsch-deutsche Orgasmushäufigkeiten wochenlang übers Boulevard gejagt wurden (ausführlich dokumentiert in Weller, 1991).

Die in der DDR im Kontext der Jugendforschung betriebene Partner- und Sexualforschung reflektierte solche Ambivalenzen nicht. Jugendliche Liebesbeziehungen inklusive gelebter Sexualität wurden empirisch als entwicklungsförderlich beschrieben und die populärwissenschaftliche Publikation dieser Befunde von 1972 bis 1974 (Starke, 1980) gewann 100.000-fache Leserschaft. Noch größere Verbreitung fand die Veröffentlichung der Ergebnisse zur zweiten PARTNER-Studie 1980, die eine Auflage von insgesamt 400.000 Exemplaren erlebte (Starke & Friedrich, 1984). Insbesondere Kurt Starke gehörte zu den empirischen Forschern, die Ergebnisse in auflagenstarke Aufklärungsschriften des Deutschen Hygienemuseums zu Kontrazeption und Aids-Prävention einfließen ließen.¹²

Zu den *stern*-Stunden journalistischer Aufbereitung wissenschaftlicher Ergebnisse gehört der Bericht zur 1990 durchgeföhrten Jugendsexualitätsstudie vom 20.8.1992. Mit »Zeit der Zärtlichkeit. Neue Studie über Jugend und Sexualität« geriet erst- und letztmalig eine ebenso differenzierte wie unaufgeregte Betrachtung zur Jugendsexualität auf die Titelseite einer meinungsbildenden Zeitschrift. Auch für die dritte Studentenstudie

11 Eine ganz beachtenswerte stammt von Sebastian Haffner (1982).

12 Mehr zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Medien aus ostdeutscher Sicht in einem Interview mit Kurt Starke vom 23.3.2012: <https://vimeo.com/45015849> – Passwort: sextells.

von 1996 sicherte sich der *stern* die Rechte der Erstveröffentlichung, verzichtete aber darauf. Die Befunde waren wohl nicht spektakulär genug.

Schluss und Schlüsse

Man kann die großen Studien mannigfaltig kritisieren, ihre Ergebnisse in Zweifel ziehen, bemängeln, was wie und was nicht erfragt wurde, wie repräsentativ Stichproben sind, wer sich warum verweigert hat, ob »die Wahrheit« gesagt wurde, wie es um Validität und Reliabilität der Indikatoren bestellt ist, welche statistischen Auswertungsverfahren angemessen sind usw. Diese (selbst-)kritische methodische und methodologische Reflexion der Begrenztheit war immer Bestandteil der seriösen Studien (hierzu die umfassende Meta-Analyse von Clement, 1990).

Und im Vergleich der oben skizzierten anderen sexualwissenschaftlichen Perspektiven (etwa der klinischen) gilt auch: Ja, die großen Studien an Zufallsstichproben liefern die (weitgehend) heile Welt der großen Zahlen, sie erforschen – mehr oder weniger differenziert – den Mainstream und bilden die Ränder – mehr oder weniger – normalverteilter Phänomene unzureichend ab, vernachlässigen die statistisch nicht darstellbaren Einzelfälle im Promille-Bereich.¹³

Gleichwohl hat das Monitoring der sexualkulturellen Entwicklung auf Basis großer empirischer Studien eine wichtige Funktion, bildet den Kontrapunkt im Kanon der vielen weiteren, auf aktuelle Themen bezogenen und auf spezielle Zielgruppen gerichteten Studien, ist eine Perspektive im Spektrum der multidisziplinären Sichtweisen. In ihrer methodischen, inhaltlichen, personellen und institutionellen Kontinuität liefern diese Studien die empirische Basis für die Beschreibung sexualkulturellen Wandels und den unterschiedlichen Generationen von sexualwissenschaftlichen Expert*innen – im Kontext vieler anderer Erkenntnisquellen – relevante Daten zur Generierung einer historisch-gesellschaftskritischen Perspektive.

¹³ In der Studierendenstudie von 2012 wird das Geschlecht mit Blick auf trans- oder intergeschlechtliche Personen wie folgt erfragt: weiblich/männlich/anders, nämlich: Sechs Personen der 2.082 Teilnehmer*innen ordneten sich als »anders« zu. Das ist ein durchaus relevantes Ergebnis, in Einzelfallanalyse weiter betrachtbar, nicht aber im Kontext statistischer Auswertung.

Literatur

Arentewicz, G. & Schmidt, G. (Hrsg.). (1980). *Sexuell gestörte Beziehungen. Konzept und Technik der Paartherapie*. Heidelberg u.a.: Springer.

Bode, H. & Hessling, A. (2015). *Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen Repräsentativen Wiederholungsbefragung*. Köln: BZgA.

Clement, U. (1986). *Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981*. [Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 61]. Stuttgart: Enke.

Clement, U. (1990). Empirische Studien zu heterosexuellem Verhalten. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 3/1990, 289–319.

Clement, U. & Starke, K. (1988). Sexualverhalten und Einstellungen zur Sexualität bei Studenten in der BRD und in der DDR. Ein Vergleich. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 1/1988, 30–44.

Dannecker, M. (2001). Die verspätete Empirie. Anmerkungen zu den Anfängen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 2/2001, 166–180.

Dekker, A. & Matthiesen, S. (2015). Studentische Sexualität im Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 3/2015, 245–271.

Giese, H. & Schmidt, G. (1968). *Studentensexualität. Verhalten und Einstellungen. Eine Umfrage an 12 westdeutschen Universitäten*. Hamburg: Rowohlt.

Haffner, S. (1982). Die sexuelle Revolution. In ders., *Zur Zeitgeschichte* (S. 199–205). München: Kindler.

Kentler, H. (1970). *Sexualerziehung*. Reinbek: Rowohlt.

Matthiesen, S. (2007). *Wandel von Liebesbeziehungen und Sexualität: Empirische und theoretische Analysen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Matthiesen, S. (2013). *Jugend im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen*. Köln: BZgA.

Matthiesen, S., Block, K., Mix, S. & Schmidt, G. (2009). *Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen*. Köln: BZgA.

Reiche, R. (1970). Kritik der gegenwärtigen Sexualwissenschaft. In G. Schmidt, V. Sigmus & E. Schorsch (Hrsg.), *Tendenzen der Sexualforschung* (S. 1–9). Stuttgart: Enke.

Rennert, H. (1966). Untersuchungen zur sexuellen Entwicklung der Jugend. Eine statistische Erhebung an Medizinstudenten in Halle. *Zeitschrift ärztliche Fortbildung*, 60, 140–153.

Schmidt, G. (1984). Befreiung und Kontrolle. Kleine Anleitung zur kritischen Betrachtung sexualwissenschaftlicher Ergebnisse. *pro familia magazin*, 6/1984, 2–4.

Schmidt, G. (1986). *Das große Der Die Das. Über das Sexuelle*. Herbstein: März. [Überarb. u. erw. Taschenbuchausg. 1988. Reinbek: Rowohlt].

Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel. Gruppenunterschiede. Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.

Schmidt, G. (1996). *Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse*. Hamburg: Klein. [Überarb. u. erw. Taschenbuchausg. 1998: *Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral*. Reinbek: Rowohlt].

Schmidt, G. (Hrsg.). (2000). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmidt, G. (2010). Erinnerungen an die frühen Jahre. Über 50 Jahre Sexualforschung am Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf. Gespräch mit Peer Briken. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 23(2), 155–164.

Schmidt, G. (2014) [2004]. *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*. 4. überarb. u. aktualis. Neuauflage. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmidt, G., Matthiesen, S., Dekker, A. & Starke, K. (2006). *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmidt, G. & Sigusch, V. (1971). *Arbeiter-Sexualität. Eine empirische Untersuchung an jungen Industriearbeitern*. Neuwied u. Berlin: Luchterhand.

Sigusch, V. (1998). Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche*, 52(5), 1192–1234.

Sigusch, V. (2008). *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt/M.: Campus.

Sigusch, V. & Schmidt, G. (1973). *Jugendsexualität. Dokumentation einer Untersuchung*. [Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 52]. Stuttgart: Enke.

Starke, K. (1980). *Junge Partner. Tatsachen über Liebesbeziehungen im Jugendalter*. Leipzig: Urania.

Starke, K. (2005). *Nichts als die reine Liebe. Beziehungsbiographien und Sexualität im sozialen und psychologischen Wandel*. Lengerich: Pabst.

Starke, K. & Friedrich, W. (1984). *Liebe und Sexualität bis 30*. Berlin: Dt. Verlag der Wissenschaften.

Starke, K. & Weller, K. (1999). Partner- und Sexualforschung. In W. Friedrich, P. Förster & K. Starke (Hrsg.), *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden Erkenntnisse* (S. 396–419). Berlin: edition ost.

Starke, K. & Weller, K. (2000). Deutsch-deutsche Unterschiede 1980–1996. In G. Schmidt (Hrsg.), *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996* (S. 231–255). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Weller, K. (1991). *Das Sexuelle in der deutsch-deutschen Vereinigung. Resümee und Ausblick*. Leipzig: forum Verlag.

Weller, K. (2003). Deutschland – eine »unaufgeklärte Nation«? *Forum Sexualaufklärung und Familienplanung*, 4/2003, 39–44.

Weller, K. (2013). PARTNER 4. *Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013*. Merseburg. http://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (28.12.2020).

Weller, K. & Starke, K. (2000). Ostdeutsche Studierende 1972–1996. In G. Schmidt (Hrsg.), *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996* (S. 209–230). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Sexuelle Bildung im Kindes- und Jugendalter¹

Die menschliche Sexualität wird erlernt. Unser Denken, Fühlen und Handeln ist Produkt eines Sozialisationsprozesses auf der Basis individueller Anlagen. Das ist heutzutage Allgemeingut. Die gesellschaftliche Formung der Sexualität vollzieht sich unter Beteiligung vieler »Erzieher«: Von Geburt an wirken vor allem die Mütter und Väter und andere »primäre« Bezugspersonen mit der Art und Weise ihrer Zuwendung auf die sinnliche Entwicklung des Säuglings ein. Später kommen andere »Sozialisationsinstanzen« hinzu, im Kindergarten, in der Schule, durch Fernsehen, Internet und andere Medien, durch Gleichaltrige, Liebespartner ... Und diese vielfältige Beeinflussung der individuellen Sexualentwicklung vollzieht sich unter konkreten historischen Bedingungen: Wir leben heutzutage und hierzulande in einem vergleichsweise sexualfreundlichen Kulturkreis. Aber die enorme Pluralität von Ansichten, Normen und Werten erschwert Orientierung, und die widersprüchliche Meinungsvielfalt zu sexuellen Themen bis hin zu ihrer manipulativen Vermarktung erzeugt Unsicherheiten – nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, sondern auch bei ihren Eltern. Hinzu kommt, dass die sexuelle Entwicklung (wie andere Lebensbereiche auch) aus Licht- und Schattenseiten besteht und Risiken bereithält – denken wir nur an die Gefährdungen durch sexuelle Übergriffe und Gewalthandlungen, denen bereits Kinder ausgesetzt sein können.

Es gibt also viele gute Gründe und Notwendigkeiten, die sexuelle Entwicklung nicht dem spontanen Selbstlauf zu überlassen, sondern sie ent-

¹ Der Aufsatz basiert auf einem 2013 entstandenen Artikel zu schulischer und außerschulischer Sexualerziehung/sexueller Bildung für das online-Familienhandbuch (Weller, 2013a). Er wurde 2019 für das *Corax Magazin für Kinder- und Jugendarbeit in Sachsen* überarbeitet.

wicklungsfördernd zu begleiten und so möglichen Gefahren präventiv zu begegnen. Das ist vor allem eine Aufgabe der Eltern und Familien. Aber sie können dabei auf vielfältige Hilfen zurückgreifen. Einschlägige Literatur und andere Medienangebote im Internet unterstützen familiäre Sexualerziehung (vgl. Weller, 2013b).

Im Folgenden geht es um institutionelle Angebote. Eine zentrale Rolle nimmt hier die Schule ein, denn der staatliche Bildungs- und Erziehungsauftrag beinhaltet Sexualaufklärung. Hinzu kommen außerschulische Angebote von Einrichtungen aus psychosozialen und sozialpädagogischen Arbeitsfeldern. Neben allgemeinen Themenangeboten zu Freundschaft, Liebe, Partnerschaft und Sexualität vermitteln viele Anbieter ihr Expertenwissen zu speziellen Themen: MitarbeiterInnen von Aids-Hilfen und Gesundheitsämtern widmen sich der Aufklärung über HIV und andere sexuell übertragbare Krankheiten, in den sexualpädagogischen Angeboten von Schwangerschaftsberatungsstellen zum Beispiel der pro familia oder des DRK sind Schwangerschaft, Verhütung und Familienplanung wichtige Themen, während Kinderschutzzentren oder pädagogische Mitarbeiter der Polizei über sexuelle Gewalt aufklären. Andere Vereine reflektieren in besonderer Weise das Geschlechterverhältnis und arbeiten mit Mädchen- oder Jungengruppen, wieder andere informieren über die Vielfalt sexueller Identitäten und Lebensformen, um Vorurteile und Diskriminierungen abzubauen. Es gibt auch zunehmend Angebote für spezielle Zielgruppen, zum Beispiel für lern- oder sinnesbeeinträchtigte Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Zumeist arbeiten diese Institutionen mit den Schulen zusammen, veranstalten Projekttage, unterbreiten den Schülern Freizeitangebote oder sind Ziel von Exkursionen.

Unter anderem aufgrund der ständigen Erweiterung des Themen- und Zielgruppenspektrums im Sinne lebenslangen Lernens und des damit verbundenen Bedeutungswandels wird heute nicht mehr von Sexualaufklärung oder -erziehung oder -pädagogik, sondern zunehmend von sexueller Bildung gesprochen.² Sexuelle Bildung ist Wissens- und Kompetenzvermittlung zu selbstbestimmter Gestaltung von Sexualität, Partnerschaft und Familienplanung.³ Ganzheitliche sexuelle Bildung (die über Wissens-

2 Das gilt insbesondere für die wachsende Zahl von Angeboten für Erwachsene (vgl. Pampe, 2019). Sexualpädagogische Angebote richten sich an Kinder und Jugendliche.

3 Grundlagentexte zur Theorie und Praxis sexueller Bildung finden sich in Schmidt & Siebert. (2013).

vermittlung hinaus geht) ist ihrem Wesen nach Sozialpädagogik, zielt auf Persönlichkeitsentwicklung. Gleichwohl findet sie, auch wenn sie von den oben genannten Institutionen angeboten wird, zumeist im schulischen Kontext statt. Sexuelle Bildungsangebote flankieren Schulpädagogik sozialpädagogisch, ähnlich wie Angebote zu Sucht- und Gewaltprävention oder Medienkompetenzentwicklung. Deshalb werden vor dem Eingehen auf die Aspekte der sexualpädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen die rechtlichen Grundlagen zur Arbeit im institutionellen Bildungsbereich erläutert.

Bevor ausführlicher auf die Rolle der Schule eingegangen wird, einige Bemerkungen zur Sexualerziehung im Vorschulalter: Seit der Jahrtausendwende hat sich die sexualpädagogische Arbeit im Vorschulbereich etabliert. Den bildungspolitischen Rahmen liefert der KMK-Beschluss von 2004 zur frühen Bildung in Kindertageseinrichtungen. In allen Bundesländern sind daraufhin Konzeptionen für die vorschulische Bildung und Erziehung entstanden (vgl. Danz, 2016), in denen sexualpädagogische Themen wie die Vermittlung von Körperwissen und -erfahrung oder die Reflexion von Geschlechtsrollen verankert sind. Die Übernahme dieser Empfehlungen obliegt jedoch den Trägern der Kindereinrichtungen. Die explizite Einbeziehung von Sexualpädagogik in die Konzeption von Kindertagesstätten ist noch immer selten.

Ein entscheidender Schritt zur Professionalisierung vorschulischer Sexualpädagogik erfolgte mit der Herausgabe der Kita-Box der BZgA 2003, begleitet durch die Kinderliedertour »Nase, Bauch und Po« sowie Workshop-Angebote für Erzieher*innen in verschiedenen Bundesländern. Im Jahr 2007 begann allerdings eine Verleumdungskampagne gegen das Projekt, insbesondere gegen die in der Kita-Box enthaltene Broschüre »Körper, Liebe, Doktorspiele«. Der politische Gegenwind gegen die sexuelle Bildung bereits im Vorschulalter hat ab 2014 zugenommen: Neokonservative Initiativen »Besorgter Eltern« wettern gegen vorgebliche »Frühsexualisierung« (Besorgte Eltern, 2015) und inzwischen hat sich die AfD den Kampf gegen »Frühsexualisierung in Kitas und Schulen« auf ihre Wahlplakate geschrieben. Sexuelle Bildung ist seither wieder so politisiert wie zu Beginn der sexuellen Liberalisierung in den 1970er Jahren.

Zu einigen fachlichen Argumenten für frühzeitige sexuelle Bildung: Wann sollte Sexualerziehung beginnen? Die Antwort darauf ist ebenso einfach wie erklärungsbedürftig: vom ersten Lebenstag an. Natürlich ist

die Sexualerziehung der frühen Jahre noch keine aufklärende Wissensvermittlung. Aber bereits Babymassagekurse, die heutzutage in Beratungsstellen oder Familienzentren angeboten werden (z. B. im Rahmen des Prager Eltern-Kind-Programms – PEKIP), fördern die sexuelle, die »sinnliche« Entwicklung, durch den Hautkontakt, durch zärtliches Miteinander.

Im Kindergartenalter richtet sich die Neugier auf andere Kinder. Vorschulkinder haben Lust am Schauen und Sich-Zeigen, am Kuscheln und Sich-Anfassen. Sie stellen erste Fragen nach der Herkunft der Kinder und ahnen im gemeinsamen Spiel das Verhalten der Erwachsenen nach, küssen und umarmen sich oder spielen »Vater-Mutter-Kind«. Tagesstätten mit modernen Erziehungskonzepten schaffen der kindlichen Sexualität Erfahrungsräume (z. B. in »Kuschelecken«) und gut ausgebildete Erzieher*innen sind in der Lage, auf kindliche Neugier angemessen einzugehen. Hierbei ist ein vertrauensvolles und aufgeschlossenes Miteinander zwischen Eltern und Erzieher*innen besonders wichtig. Es liegt auf der Hand, dass Eltern verschiedene Standpunkte haben. Manche werden besorgt sein, dass ihre Kinder bei einer sexualfreundlichen Erziehung Übergriffen ausgesetzt sein könnten oder dass sie mit Themen konfrontiert werden, die sie verwirren und ängstigen.

Ohne Zweifel: Das Leben in Gemeinschaft führt Kinder unterschiedlichen Entwicklungsstands und Temperaments zueinander und bringt Konflikte mit sich, aber damit auch wichtige Entwicklungsanreize und Erfahrungsmöglichkeiten. Übertriebene Behütung behindert Entwicklung, ebenso wie altersunangemessene Aufklärung. Aber Erzieher*innen haben nicht die Aufgabe, Kindern gegen ihren Willen mit sexuellen Themen zu konfrontieren; im Gegenteil, sie sollen tolerant und sensibel auf kindliche Bedürfnisse eingehen und gegebenenfalls natürlich auch Grenzüberschreitungen verhindern.

Kinder, die ihre sexuelle Neugier befriedigen können, entwickeln ein positives Körpergefühl, ein Selbstbewusstsein als Mädchen oder Junge. Sie sind in der Lage zu erkennen, was sie wollen und was sie nicht wollen, und lernen, das auch mitzuteilen. Mit solchen Kompetenzen sind sie besser geschützt gegen entwicklungsbeeinträchtigende Folgen sexueller Grenzverletzungen. Allerdings sind selbstbewusste Kinder auch nicht mehr so »gehorsam« im traditionellen Sinne – und wenn sie zum Beispiel lernen »Nein« zu sagen und das »Küsschen auf Kommando« zu verweigern, dann kann das auch mal die eigene Oma treffen.

Sexualerziehung im schulischen Kontext

In besonderer Weise geregelt ist in der Bundesrepublik die schulische Sexualerziehung. Die Entwicklung ihrer rechtlichen Rahmenbedingungen entstand in einem wechselvollen und politisch kontroversen Prozess: Nachdem bereits 1949 in Hamburg und 1959 in (West-)Berlin sexualpädagogische Richtlinien erlassen wurden, beschloss die Kultusministerkonferenz der Länder am 3. Oktober 1968 »Empfehlungen zur Sexualerziehung in Schulen«. Das war eine bildungspolitische Reaktion, die einerseits der sexuellen Liberalisierung seit Mitte der 1960er Jahre Rechnung tragen musste, andererseits aber auch die anwachsende »sexuelle Freizügigkeit« pädagogisch zu kanalisieren versuchte.

»Nach diesem administrativen Engagement begann nicht nur ein Boom von sexualpädagogischen Medien, sondern auch eine Flut von Protesten und Kampagnen durch Eltern, sowie durch religiöse und andere Gruppen bis hin zu Disziplinar- und gerichtlichen Verfahren gegen Lehrkräfte und Schulbehörden. Dies alles mündete in ein Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht, dessen Urteil vom 21.12.1977 zur Sexualerziehung in der Schule diese Aufgabe bis heute regelt. Neben der Gleichstellung von Elternrecht und dem Erziehungsauftrag des Staates konzentrierte der Erste Senat seinen Beschluss auf vier Leitsätze:

1. Die individuelle Sexualerziehung gehört in erster Linie zu dem natürlichen Erziehungsrecht der Eltern im Sinne des Art. 6 Abs. 2 GG; der Staat ist jedoch aufgrund seines Erziehungs- und Bildungsauftrages (Art. 7 Abs. 1 GG) berechtigt, Sexualerziehung in der Schule durchzuführen.
2. Die Sexualerziehung in der Schule muss für die verschiedenen Wertvorstellungen auf diesem Gebiet offen sein und allgemein Rücksicht nehmen auf das natürliche Erziehungsrecht der Eltern und auf deren religiöse oder weltanschauliche Überzeugungen, soweit diese für das Gebiet der Sexualität von Bedeutung sind. Die Schule muss insbesondere jeden Versuch einer Indoktrinierung der Jugendlichen unterlassen.
3. Bei Wahrung dieser Grundsätze ist Sexualerziehung als fächerübergreifender Unterricht nicht von der Zustimmung der Eltern abhängig.
4. Die Eltern haben jedoch einen Anspruch auf rechtzeitige Information über den Inhalt und den methodisch-didaktischen Weg der Sexualerziehung in der Schule« (Franzkowiak et al., 1996, S. 21).

Da die Schulbildung der Länderhoheit unterliegt, verpflichtete das Bundesverfassungsgericht die Länder im fünften Leitsatz »die Entscheidung über die Einführung einer Sexualerziehung in den Schulen selbst zu treffen«. Seither ist sie in den Schulgesetzen der einzelnen Länder verankert – zumeist noch untersetzt durch weitere Richtlinien (die umfassende Analyse liefert die Expertise von Hilgers, 2004).

Inhalte schulischer Sexualerziehung

Abgesehen von einigen Besonderheiten in den einzelnen Bundesländern wird Sexualerziehung als fächerübergreifendes Prinzip verstanden, das heißt, von der Grundschule an sollen in Gemeinschaftskunde, im Ethik- und Religionsunterricht, später in Biologie, in Deutsch und anderen Fächern sexualpädagogische Themen aufgegriffen werden. Dabei soll es nicht nur um die Vermittlung von biologischem und anderem Faktenwissen gehen, sondern um eine ganzheitliche Erziehung zu selbstbestimmtem und verantwortlichem geschlechtlichen Verhalten. Dabei sind für die verschiedenen Klassenstufen in der Regel folgende Themen vorgesehen:

Für den Sachunterricht in der Grundschule:

- Geschlechtsunterschiede, Geschlechtsmerkmale bei Jungen und Mädchen
- Zeugung, Schwangerschaft, Embryonalentwicklung, Geburt, Entwicklung des Säuglings
- sexueller Missbrauch von Kindern
- körperliche und psychische Veränderungen in der Pubertät
- geschlechtstypisches Rollenverhalten

Alle diese Themen sollen ab der fünften Klasse im Biologieunterricht und in anderen Fächern wieder aufgegriffen, vertieft und erweitert werden:

- Pubertät, Menstruation, Samenerguss
- Freundschaft, Liebe, Partnerschaft, Kinderwunsch
- Selbstbefriedigung
- partnerschaftliche Sexualität, das erste Mal
- Empfängnisregelung, Schwangerschaftsabbruch
- Schutz vor sexuell übertragbaren Krankheiten und Aids
- Formen des Sexualverhaltens (Hetero- und Homosexualität)

- Formen des Zusammenlebens, Ehe und Familie
- Sexualität in den Medien, Pornografie

Nachdem mittlerweile über 40 Jahre seit der gesetzlichen Einführung der schulischen Sexualerziehung vergangen sind, wird ihre Praxis sehr unterschiedlich beurteilt: Einerseits bestätigen über 90 Prozent aller Jugendlichen, dass in der Schule sexualpädagogische Themen behandelt wurden (Heßling & Bode, 2015, S. 34), und zwei Drittel aller Schüler erleben neben Aufklärung durch Lehrer*innen auch mindestens einmal Bildungsveranstaltungen durch außerschulische Anbieter (Weller, 2013c, S. 3); andererseits steht schulische Sexualerziehung nach wie vor in der Kritik. Analysen zeigen: Sie ist noch immer zu einseitig wissensorientiert, beschränkt sich häufig auf die Vermittlung biologischer Fakten, »heisse Eisen« (die lustvollen ebenso wie die bedrohlichen Seiten der Sexualität) werden oft nicht angefasst. Das fächerübergreifende Prinzip weicht die Verbindlichkeit der Lehrplanforderungen auf. Lehrer fühlen sich oft nicht kompetent genug, und viele fürchten auch Probleme mit den Elternhäusern.

Schulische Sexualpädagogik ist in besonderer Weise auf die Zusammenarbeit mit den Elternhäusern angewiesen. Engagierte Eltern sollten es sich nicht nehmen lassen, die Lehrer ihrer Kinder entsprechend zu »ermutigen«. Das gilt insbesondere auch für die Kooperation mit den oben genannten außerschulischen Anbietern von Sexualpädagogik. In den verschiedenen außerschulischen Einrichtungen gibt es mittlerweile bereits viele gut ausgebildete (Sozial-)Pädagog*innen mit spezieller sexualpädagogischer Qualifikation, die nicht nur aktuelles Wissen und moderne Methoden des lebendigen Lernens nutzen, sondern denen es aufgrund der Tatsache, dass sie nicht in den Schulalltag und die damit verbundenen Leistungs- und Bewertungszusammenhänge eingebunden sind, leichter fällt, mit Kindern und Jugendlichen intime Dinge zu besprechen.

Sexualpädagogik im sozialpädagogischen Kontext

So verbreitet explizite Sexualpädagogik mittlerweile ist, so wenig ist sie ein etabliertes sozialpädagogisches Arbeitsfeld. Am ehesten noch für Mitarbeiter*innen der oben genannten psychosozialen Beratungsinstitutionen, die sich ihren Themen primärpräventiv widmen (Prävention ungewollter Schwangerschaft, sexuell übertragbarer Infektionen, sexueller Gewalt).

Umso wichtiger ist, sexuelle Bildung – quasi als Pendant zum Prinzip des fächerübergreifenden Unterrichts in der Schule – in vielen anerkannten Bereichen der Sozialpädagogik bzw. Sozialen Arbeit einzubringen: in der Kinder- und Jugendarbeit, der Schulsozialarbeit, der Heim- und Behinder-tenpädagogik usw.

Die gesetzlichen Grundlagen für eine umfassende Sexualpädagogik sind vielfältig: auf internationaler Ebene durch die Charta der sexuellen und reproduktiven Rechte 1996 und andere Erklärungen der WHO, der Unesco und der IPPF, die inzwischen durch differenzierte Materialien zu einer menschenrechtebasierten sexuellen Bildung unterstellt wurden (vgl. BZgA, 2011; IPPF, 2013). National wurde mit dem 1992 in Kraft getretenen Schwangeren- und Familienhilfegesetz erstmals ein Rechtsanspruch auf »Sexualaufklärung« begründet, die, wie das Bundesverfassungsgericht damals formulierte, mehr sein muss »als nur Wissensvermittlung über biologische Vorgänge und die Technik der Verhütung, sie muss emotional ansprechend sein und die vielfältigen Beziehungsaspekte, Lebensstile und Werthaltungen berücksichtigen« (aus dem Leitsatz 10 des Urteils vom 28.5.1993). Weitere gesetzliche Grundlagen Sozialer Arbeit, das SGB VIII (Mädchen- und Jungenarbeit, Jugendberatung, außerschulische Jugendbildung) oder das Bundeskinderschutzgesetz von 2012 sind zur Legitimation sexueller Bildung in der Kinder- und Jugendarbeit nutzbar.

Das Entscheidende für das Aufgreifen sexualpädagogischer Themen in sozialpädagogischen Handlungsfeldern besteht in der Erkenntnis, dass Menschen von der Wiege bis zur Bahre sexuelle Wesen sind. Bereits für Kinder und insbesondere für Jugendliche sind körperliche und psychosexuelle Entwicklung, sind Partnerschaft und Sexualität zentrale Themen und Problemfelder, wie zum Beispiel die alljährliche Statistik der Beratungsanliegen des bundesweiten Kindern- und Jugendtelefons seit vielen Jahren eindrucksvoll belegt (Schütz, 2019, S. 13). Wichtig aus sozialpädagogischer Sicht ist, Liebe und partnerschaftliche Sexualität eher als Ressource denn als Risiko zu sehen, als wesentliche Aspekte sozialer Integration und der Persönlichkeitsentwicklung. Noch zu oft überwiegt die risikoorientierte Perspektive, wird Selbstbestimmung übers »Nein-Sagen« eingeübt. Es geht aber primär um das »Ja-Sagen«, um die Förderung der Selbsterkenntnis eigener Bedürfnisse und Wünsche. Die zentralen Probleme Jugendlicher sind nicht die durch den präventionspädagogischen Blick fokussierten Risiken (s. o.), es sind Aspekte wie Schüchternheit, Liebeskummer, Kompetenzängste, Selbstzweifel hinsichtlich der eigenen

Attraktivität usw. Wer das erkennt und nicht den stereotypen skandalisierenden Diskursen einer vorgeblich sexuell verwahrlosten, unaufgeklärten, verantwortungslosen und pornografisierten Jugend auf den Leim geht (vgl. Weller, 2009), wird die Problemlagen von Jugendlichen und Kindern adäquat erkennen, wird in der Lage sein, partizipatorisch zu arbeiten und so Zugang zur jeweiligen Zielgruppe finden.

Wenngleich die vielfältigen Studienangebote der Sozialen Arbeit noch immer nicht flächendeckend sexualpädagogische Themen beinhalten (vgl. Altenburg, 2015), gibt es doch etablierte Angebote im Aus-, Fort- und Weiterbildungsbereich. Im hochschulischen Kontext sind das insbesondere die sexualpädagogische Schwerpunkttausbildung im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit sowie der Masterstudiengang Angewandte Sexualwissenschaft an der HS Merseburg (Weller, 2013d), im Weiterbildungsbereich die einjährigen Curricula des Instituts für Sexualpädagogik Dortmund. Hinzu kommen viele sexualpädagogische Fort- und Weiterbildungen verschiedener Anbieter, zum Beispiel im Kontext der Ausbildung zur Kinderschutzfachkraft. Sexualpädagogisch Interessierte sollten Kontakt zu den jeweiligen regionalen Netzwerken aufnehmen (z. B. dem Arbeitskreis Sexualpädagogik und sexuelle Bildung der Stadt Leipzig), um sich über Kooperationsmöglichkeiten, Projekte und Bildungsangebote zu informieren. Bundesweit ist die Gesellschaft für Sexualpädagogik (GSP) die zentrale Fachgesellschaft, die unter anderem für entsprechend weitergebildete und praxiserfahrene Sexualpädagog*innen ein Qualitätssiegel vergibt.

Literatur

Altenburg, A. (2015). *Sexualität und Soziale Arbeit. Zur Notwendigkeit Sexueller Bildung im Studium der Sozialen Arbeit.* [Sexualwissenschaftlichen Schriften, Bd. 1]. Merseburg: Hochschulverlag.

Besorgte Eltern (2015). http://www.besorgte-eltern.net/pdf/broschure/broschure_wurzeln/BE_Verborgene-Wurzeln_A5_v02.pdf (28.12.2020).

BZgA (Hrsg.). (2011). WHO-Regionalbüro für Europa und BZgA. Standards für die Sexualaufklärung in Europa. Köln: BZgA. https://www.bzga-whocc.de/fileadmin/user_upload/WHO_BZgA_Standards_deutsch.pdf (29.12.2020).

Denz, L. (2016). *Sexualpädagogik in der Vorschule. Die Bildungspläne der Bundesländer im Vergleich.* [Sexualwissenschaftlichen Schriften, Bd. 2]. Merseburg: Hochschulverlag.

Franzkowiak, P., Reinmann, V. & Sabo, P. (1996). Aids-Prävention und Sexualaufklärung. In BARMER Ersatzkasse (Hrsg.), *Arbeitsmaterialien zur Gesundheitsförderung in der Schule* (S. 21–34).

Heßling, A. & Bode, H. (2015). *Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen repräsentativen Wiederholungsbefragung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung*. Köln.

Hilgers, A. (2004). Richtlinien und Lehrpläne zur Sexualerziehung. Eine Analyse der Inhalte, Normen, Werte und Methoden zur Sexualaufklärung in den sechzehn Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Eine Expertise im Auftrag der BZgA von Andrea Hilgers unter Mitarbeit von Susanne Krenzer und Nadja Mundhenke. Köln: BZgA.

IPPF (2013). Eine Welt voller Möglichkeiten durch Selbstbestimmung. Rahmenkonzept für umfassende Sexualaufklärung. <https://www.profamilia.de/themen/sexualpaedagogik.html> (28.12.2020).

Pampel, R. (2019). *Wir reden zu wenig! Angebote zur sexuellen Bildung Erwachsener*. [Anwendung Sexualwissenschaft, Bd. 15]. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Schmidt, R.-B. & Sielert, U. (Hrsg.). (2013). *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim: Beltz Juventa.

Schütz, H. (2019). Statistik 2018. Kinder- und Jugendtelefon. Wuppertal https://www.nummergegenkummer.de/files/_theme/pdf/Statistik_KJT_2018.pdf (28.12.2020).

Weller, K. (2009). Räue Schale, romantischer Kern. Gibt es eine generelle oder partielle Tendenz der »sexuellen Verwahrlosung« der Jugend? In Dokumentation der Fachtagung »Sex, Thema oder Tabu? Sexualität & Sexualisierung – eine Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. München, 7. Juli 2009. http://www.muenchen.de/cms/prod2/mde/_de/rubriken/Rathaus/85_soz/06_jugendamt/99_veroeffentlichungen/Tagungsdoku_ohneanhang.pdf (28.12.2020).

Weller, K. (2013a). Schulische und außerschulische Sexualerziehung/sexuelle Bildung. <https://www.familienhandbuch.de/babys-kinder/bildungsbereiche/sexualitaet/SchulischeundausserschulischeSexualerziehung.php> (28.12.2020).

Weller, K. (2013b). Sexualerziehung in der Familie. <https://www.familienhandbuch.de/babys-kinder/bildungsbereiche/sexualitaet/SexualerziehunginderFamilie.php> (28.12.2020).

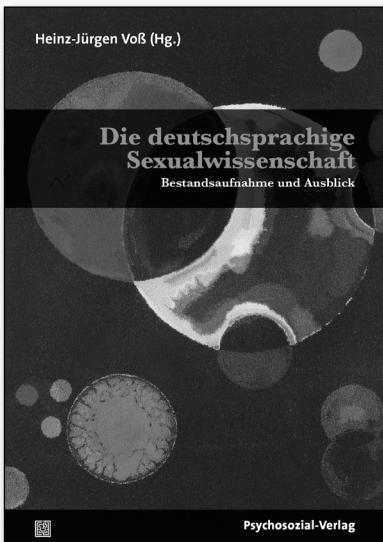
Weller, K. (2013c). PARTNER 4. Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013. https://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf (28.12.2020).

Weller, K. (2013d). Sexualitätsbezogene Ausbildung im Hochschulstudium – das Merseburger Beispiel. In R.-B. Schmidt & U. Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (S. 768–778). Weinheim: Beltz Juventa.



Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft Bestandsaufnahme und Ausblick



2020 · 526 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3016-0

Von grundständigen Bewertungen bis hin zu prägnanten Ausblicken, die grundlegende Veränderungen des sexuellen Zusammenlebens der Menschen konstatieren oder gar ein Ende der ‚Sexualität – insgesamt oder zumindest in ihrer Besonderheit – sehen.

Längst ist die Euphorie der sogenannten Sexuellen Revolution einer allgemeinen Ernüchterung gewichen. Statt zu einer grundlegenden Umwälzung geschlechtlicher und sexueller Verhältnisse kam es »nur« zu neuen Arrangements. So stellt sich die Frage, welche Bedeutung das Sexuelle heute hat, das stets tief verstrickt in andere gesellschaftliche Konflikte ist. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es einer aktuellen Bestandsaufnahme wichtiger Sexualwissenschaftler*innen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum. Die Autor*innen beleuchten vor dem Hintergrund des »neosexuellen« Wandels den Weg der Sexualwissenschaft seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

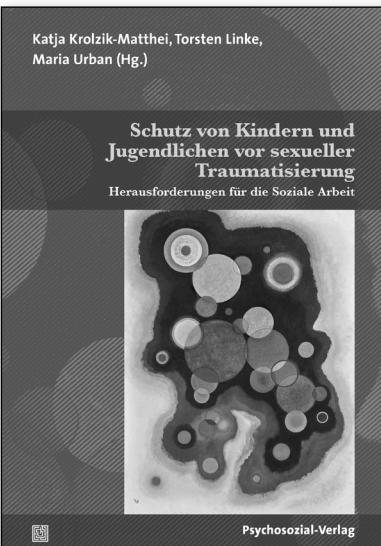
Mit Beiträgen von J. C. Aigner, C. Baltes-Löhr, K. Bischof, M. Böhm, P. Bricken, J. Budde, U. Busch, A. Henningsen, D. Herzog, O. Hiort, P. M. Holterhus, W. Kostenwein, R. Lautmann, S. Matthiesen, T. O. Nieder, L. Pietras, I. Quindeau, U. Rauchfleisch, E. E. Schütz, K. Schweizer, U. Sielert, V. Sigusch, K. Starke, H. Stumpe, S. Timmermanns, E. Tuider, B. Weidinger und K. Weller

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Katja Krolzik-Matthei, Torsten Linke, Maria Urban (Hg.)

Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexueller Traumatisierung Herausforderungen für die Soziale Arbeit



2020 · 196 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3005-4

Für eine selbstbestimmte und (grenz-)bewusste sexuelle Ent- wicklung von Kindern und Ju- gendlichen

Wie gehen SozialarbeiterInnen damit um, wenn Kinder und Jugendliche von sexualisierter Gewalt betroffen sind?

Wie kann sexuelle Bildung vor Übergriffen schützen? Kann eine verbesserte sexuelle Selbstbestimmung potenzielle Grenzüberschreitungen verhindern und lassen sich bereits entstandene Traumata mit ihrer Hilfe leichter verarbeiten?

In dem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projekt »Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexueller Traumatisierung« untersuchen die AutorInnen, welche personellen und institutionellen Bedingungen es vonseiten pädagogischer Einrichtungen umzusetzen gilt, um die sexuelle Selbstbestimmung von Kindern und Jugendlichen zu fördern. Sie nehmen dabei auch Themen wie Behinderung, Ausgrenzung und Diskriminierung in den Blick, decken Risikofaktoren auf und zeigen, wo es noch Verbesserungsbedarf gibt.

Mit Beiträgen von Maika Böhm, Ulrike Busch, Martin Grosse, Karoline Heyne, Katja Krolzik-Matthei, Lena Lache, Torsten Linke, Greta Magdon, Stephanie Meiland, Alexandra Retkowski, Esther Stahl, Harald Stumpe, Irina Tanger, Maria Urban, Heinz-Jürgen Voß und Konrad Weller

»Alles bleibt anders« charakterisiert die Kontinuität und Zyklizität der Diskurse zum Wandel geschlechtlicher und sexualkultureller Verhältnisse in Ost- und Westdeutschland. Die ausgewählten Texte aus 30 Jahren reflektieren diese und analysieren antiliberale Attacken gegen sexuelle Bildung, die mediale Skandalisierung insbesondere jugendlichen Sexualverhaltens, das politische Gezerre um die Gesetzgebung zum Schwangerschaftsabbruch und die Maßnahmen zum Einfluss von Medien und Pornografie auf die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Das Gemeinsame der inhaltlich und formal sehr

verschiedenen Texte besteht in ihrem Anspruch, mit sexualwissenschaftlichen Mitteln den gesellschaftlichen Prozess der sexuellen Liberalisierung zu dokumentieren und zu fördern.

Konrad Weller erinnert an historische Verhältnisse und Ereignisse, die aktuelle sexualkulturelle und -politische Debatten verständlicher machen. Damit richtet sich das Buch nicht nur an sozial- und sexualwissenschaftliche, sozial-, sexual- und medienpädagogische Fachleute, sondern auch an gesellschaftspolitisch und psychologisch sowie an den Themen Partnerschaft und Sexualität interessierte Leser*innen.



Konrad Weller, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., ist analytischer Paar- und Sexualberater. Er lehrte und forschte von 1995 bis 2020 als Professor für Psychologie und Sexualwissenschaft an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Merseburg. Er engagiert sich in der sexualwissenschaftlichen, sexualpädagogischen und sexuologischen Aus-, Fort- und Weiterbildung.

